# WIENER GESCHICHTSBLÄTTER

Sándor Békési – Johannes Hradecky

Das Otto-Wagner-Jahr und die Wiener Stadtbahn

Verkehrshistorische Anmerkungen zum Doppeljubiläum

Bernhard Brudermann

Paul Harrer Lucienfeld - Chronist und Kulturforscher

Eine biographisch-genealogische Studie

Harald Lehrner - Verena Winiwarter

Der Kampf gegen die San José-Schildlaus

Verordnete Schrebergartenmentalität in Wien vor 1938

Fritz Lange

Schiffe, Schleusen, Schienenwege

Dieter Klein

Rückblick auf 125 Jahre einer Wiener Vorstadtstraße – die Streichergasse im Dritten Bezirk

Klaus Lohrmann

Im Vorfeld des Gedenkens an 1420/21



# WIENER GESCHICHTSBLÄTTER

#### **Impressum**

Herausgeber und Verlag Verein für Geschichte der Stadt Wien ZVR: 219586106 DVR: 0468801

Redaktion
Univ.-Doz. MMag. Dr. Andreas Weigl
Tel.:+43 (0)1 4000 84871
andreas.weigl@wien.gv.at
Lektorat: Mag.a Dr.in Susanne Claudine Pils, MAS

Wiener Stadt- und Landesarchiv (MA 8)
Gasometer D, Guglgasse 14, 1110 Wien
Postanschrift: Rathaus, 1082 Wien
Zusendung von Manuskripten an o.a. Postanschrift

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind die VerfasserInnen verantwortlich. Briefe an Autorinnen und Autoren werden von der Redaktion weitergeleitet.

Druck: DonauForumDruck, 1230 Wien

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Magistratsabteilung 7 – Wissenschafts- und Forschungsförderungen







### Inhalt

Beiträge	Seite
Sándor Békési – Johannes Hradecky Das Otto-Wagner-Jahr und die Wiener Stadtbahn Verkehrshistorische Anmerkungen zum Doppeljubiläum	273
Bernhard Brudermann Paul Harrer Lucienfeld – Chronist und Kulturforscher Eine biographisch-genealogische Studie	301
Harald Lehrner – Verena Winiwarter Der Kampf gegen die San José-Schildlaus Verordnete Schrebergartenmentalität in Wien vor 1938	325
Miszellen	
Fritz Lange Schiffe, Schleusen, Schienenwege	359
Dieter Klein Rückblick auf 125 Jahre einer Wiener Vorstadtstraße – die Streichergasse im Dritten Bezirk	365
Klaus Lohrmann Im Vorfeld des Gedenkens an 1420/21	377
Anhang	
Biografien der Autorinnen und Autoren	381
Literatur zur Geschichte und Heimatkunde Zeitschriftenschau Bücherschau	383 386
Vereinsnachrichten Einladung zur Vollversammlung 2019 Nachruf	391 391
Informationen und Veranstaltungen Veranstaltungen unseres Vereins Tagung: Die Osmanen vor Wien. Der Meldeman-Plan von 1529/1530	392 394

## Sándor Békési – Johannes Hradecky Das Otto-Wagner-Jahr und die Wiener Stadtbahn Verkehrshistorische Anmerkungen zum Doppeljubiläum\*

Wien besitzt zwar keinen gründerzeitlichen Großbahnhof mehr, dafür ist hier heute noch die fast komplette Anlage einer Stadteisenbahn von der vorletzten Jahrhundertwende zu sehen. Mit der Stadtbahn sollte um 1900 erstmals eine zentral geplante und weitläufige Verkehrsinfrastruktur in Wien realisiert werden. Diese umfasste auf rund 40 Kilometern Länge 42 Viadukte, 87 Brücken sowie elf Bahnhöfe und 23 Haltestellen mit 35 Aufnahmegebäuden und veränderte auf diese Weise das Stadtbild Wiens. 1 Sie ist nicht nur als ein Gesamtkunstwerk aus Ingenieursbau und Architektur anzusehen, sondern ist bis heute - neben der Ringstraße, den Gemeindebauten der Zwischenkriegszeit oder der Donauregulierung samt Donauinsel – eine der wohl bedeutendsten städtebaulichen Leistungen Wiens. Die Architektur Otto Wagners bildete dazu den anspruchsvollen baulichen Rahmen mit hohem Wiedererkennungswert. Erstmals war damit weltweit ein großstädtisches Verkehrssystem einheitlich nach künstlerischen Kriterien gestaltet worden.<sup>2</sup> (Bald darauf folgten Hector Guimard, der zwischen 1900 und 1912 rund 140 Metro-Eingänge in Paris gestaltete und damit ein "imageprägendes Stadtdesign" schuf, oder Alfred Grenander, der zwischen 1902 und 1931 rund 70 Bahnhöfe als Hochbahn oder Untergrundbahn der Berliner U-Bahn entwarf, bis hin zu Kiosken oder dem Innenraum der Waggons.)3

Allerdings blieb die Wiener Stadtbahn ein unvollendetes und umstrittenes Projekt. Sie hat die in sie gesetzten Erwartungen nur teilweise erfüllt. Gerade im Jahr des Doppeljubiläums (vor 100 Jahren starb Otto Wagner und vor 120 Jahren wurde die erste Linie der Stadtbahn eröffnet) neigen wir jedoch dazu, die Stadtbahn als Architektur und Transportmittel gleichzusetzen und darüber die Unzulänglichkeiten des letzteren auszublenden. Dabei werden oft die aktuelle Wertschätzung von Wagners Architektur oder heutige Erfahrungen mit der U-Bahn auf die Stadtbahn um 1900 verklärend rückprojiziert. Nicht zuletzt wird generell der Einfluss Wagners auf die Planung der Stadtbahn überbewertet. Auf diese Weise wird man jedoch dem anfangs widersprüchlichen Charakter dieses Infrastrukturprojekts historisch keineswegs gerecht.<sup>4</sup> Zeitgenössisch ist vielmehr von einer Ambivalenz zwischen anspruchsvoller, zukunftsweisender Archi-

An dieser Stelle möchten wir uns bei Friedrich Hauer (Wien) für die kritische Lektüre des Textes recht herzlich bedanken

<sup>&</sup>lt;sup>1</sup> Die Wiener Stadtbahn seit ihrem Bestande 1898-1908 (Bearb. im k. k. Eisenbahnministerium), Wien 1909, 5 f.

<sup>&</sup>lt;sup>2</sup> Siehe dazu zuletzt Hermann Czech, Otto Wagners Wiener Stadtbahn, in: Alfred Fogarassy (Hg.), Otto Wagner. Die Wiener Stadtbahn, Berlin 2017, 9–15; Andreas Nierhaus, Architektur der Beschleunigung, in: ebd., 17–23; Wolfgang Sonne, Großstadtbaukunst. Otto Wagners Städtebau im internationalen Kontext, in: Andreas Nierhaus – Eva Orosz (Hg.), Otto Wagner (Katalog zur 418. Sonderausstellung des Wien Museums), Wien/Salzburg 2018, 52–59, hier 53; Sebastian Hackenschmidt (Bearb.), Post Otto Wagner. Von der Postsparkasse zur Postmoderne. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, hg. vom Österreichischen Museum für Angewandte Kunst/Gegenwartskunst, Wien 2018.

<sup>&</sup>lt;sup>3</sup> Aris Fioretos (Hg.), Berlin über und unter der Erde. Alfred Grenander, die U-Bahn und die Kultur der Metropole, Berlin 2006; Sonne, Großstadtbaukunst (Anm. 2), 53.

<sup>&</sup>lt;sup>4</sup> Sándor Béκési, Krempel mit Mehrwert, in: Die Presse, Spectrum, 28. April 2018, III.

tektur und einem für urbane Bedürfnisse nur eingeschränkt geeigneten Verkehrsmittel auszugehen. Die potentiell modernste Verkehrsanlage Wiens war nämlich gleich zu Beginn in gewisser Hinsicht veraltet und beim Publikum nur mäßig beliebt. Die Titulierungen "Militärbahn", "Kunstbahn" oder "Um-die-Stadt-Bahn" umreißen nur einige der Kritikpunkte, mit denen die Stadtbahn in den ersten Jahren ihres Bestehens zu kämpfen hatte. Im Folgenden sollen ein paar wesentliche Aspekte in diesem Zusammenhang näher betrachtet und weiterführende Fragen gestellt werden. Dabei geht es keineswegs darum, Otto Wagners Gesamtwerk oder seine Rolle als Vorreiter der architektonischen und städtebaulichen Moderne infrage zu stellen. So ist die architektonische Qualität der Wagnerschen Stadtbahnbauten und ihre Bedeutung für das Wiener Stadtbild hier nicht das Thema.<sup>5</sup> Unser Ziel war vielmehr, heute verbreitete Missverständnisse, Irrtümer und gar Mythen im Hinblick auf Otto Wagner und die Wiener Stadtbahn als großstädtisches Verkehrsmittel aufzuzeigen oder zu relativieren. Diese mögen zum einen aus der vorherrschenden hohen (beinahe kultischen) Wertschätzung für den "Baukünstler" und Stadttheoretiker Wagner resultieren, andererseits aus dem Umstand heraus, dass der gegenwärtige Stadtbahn-Diskurs zum überwiegenden Teil kunst- und architekturhistorisch geprägt ist. Aus diesem Grund möchten wir hier den Fokus auf verkehrs- und alltagsgeschichtliche Aspekte legen und auf diese Weise die einschlägige Diskussion erweitern.

#### Wagner als Erfinder des Wiener Lokalbahnnetzes um 1873?

Auf Otto Wagners Rolle bei der Vorgeschichte der Wiener Stadtbahn wird immer wieder hingewiesen. So entsteht zuweilen der Eindruck, als hätte Wagner bereits die ersten Lokalbahnen geplant. Häufig wird ihm explizit oder implizit gar die Urheberschaft für die Linienführung der später realisierten Stadtbahn zugeschrieben.<sup>6</sup> In der Tat hat sich Wagner an einem Konsortium unter der Leitung von Baron Carl von Schwarz beteiligt, das beim Wettbewerb zur Lokalbahn- und Wienflussfrage des Handelsministeriums von 1873 einen Entwurf eingereicht hatte. Dieser wurde in einem Gutachten von der Stadt Wien als Sieger nominiert. In diesem Entwurf wurde eine Trassierung vorgeschlagen, welche jene der später realisierten Stadtbahn großteils vorwegnahm. Im Hinblick auf eine Linienführung im Wiental, am Donaukanal oder entlang der Gürtelstraße taten dies jedoch gleichzeitig auch andere Projektanten.<sup>7</sup> Dies war vor allem mit praktischen

- Siehe dazu Fogarassy (Hg.), Otto Wagner (Anm. 2), und Friedrich HAUER, Structures of Flow and Seriality. Otto Wagner and Vienna's Large-Scale Urban Infrastructure: Stadtbahn, Donaukanal & Wien River Regulation, in: Art Nouveau in the Context of Urban Planning, hg. vom Museum für Angewandte Kunst, Wien (erscheint 2019).
- <sup>6</sup> Siehe bei Johann Hödl, Die Stadtbahn im Kontext der Wiener Verkehrsgeschichte, in: Fogarassy (Hg.), Otto Wagner (Anm. 2), 25–30, hier 26–27; Andreas Nierhaus, Verlegung des Wienflusses, Wiental-Boulevard, 1872/73 Projekt, in: Nierhaus Orosz (Hg.), Otto Wagner (Anm. 2), 209. Siehe auch Otto Wagner als "Urvater der Wiener Stadtbahn", N.N., Aktuell wie nie: Otto Wagner im Wiener Öffi-Netz, in: Wiener Linien. Unternehmensblog, 31. August 2018, https://blog.wienerlinien.at/otto-wagner-im-wiener-oeffi-netz/ [Zugriff 31. Oktober 2018].
- Friedrich Paul, Exposé über die eingelangten Lokalbahn- und Wienfluß-Projekte [...] und Anträge für die Ausführung, Wien 1873, 11. Siehe auch Die Gemeinde-Verwaltung der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien in den Jahren 1871 bis 1873, Wien 1874, 579–583; Roman Hans Gröger, Die unvollendeten Stadtbahnen. Wiener Schnellverkehrsprojekte aus den Akten des Österreichischen Staatsarchivs, Innsbruck/Wien/Bozen 2010, 32–47; Hödl, Stadtbahn (Anm. 6), 142 f. und 147.

Gegebenheiten zu erklären: Denn allzu viele Möglichkeiten hatte man nämlich bei der gegebenen Topographie Wiens, bei der Lage der Bahnhöfe und den Eigentumsverhältnissen sowie angesichts der Verfügbarkeit unbebauter Flächen in der Stadt nicht.<sup>8</sup> Insgesamt befassten sich im Zuge der Ausschreibung nicht weniger als fünfzehn Projekte mit der Errichtung von Lokalbahnen in Wien.

Die genaue Autorenschaft Wagners in diesem gemeinsamen Projekt (mit Zichy, Schey, Schwarz und anderem sowie zehn Prozent Beteiligung durch Wagner)<sup>9</sup> ist noch nicht hinreichend geklärt. Wagner selbst beanspruchte zwar die Idee einer Wien-Ableitung und des Wien-Boulevards wenig später für sich,<sup>10</sup> was aber noch kaum als stichhaltiger Beleg herhalten und wohl nur auf Letzteres zutreffen kann. Noch weniger Grund gibt es, das erwähnte Konsortiumsprojekt insgesamt als "Projekt Wagners" zu bezeichnen.<sup>11</sup> Wahrscheinlich ist vielmehr, dass der Beitrag des damals noch relativ jungen Architekten sich vor allem auf architektonisch-gestalterische Belange und auf die geplante Prachtstraße "Wien-Boulevard" bezog.<sup>12</sup>

In dieser Zeit gab es verschiedene Regulierungsvorschläge für den Wienfluss, so auch Visionen von Großprojekten zwischen seinem Ausbau als Schifffahrtskanal und seiner Ableitung gegen Süden, oft in Zusammenhang mit dem Bau einer Stadtbahn im Wiental. In einer Denkschrift von 1870 wurde der Bau einer Bahnlinie vom Wiener Stadtzentrum durch das Bett des Wienflusses verlaufend nach Tulln vorgeschlagen. Die Wienflusshochwässer sollten dabei ab Ober-St.-Veit zum Liesingbach abgeleitet werden. Ein Vorschlag von Max von Kübeck, einem Experten für Stadtbahnfragen, der im Auftrag des Handelsministeriums eigens eine Studienreise nach England unternahm, sah im Jahr 1872 wiederum ein Lokalbahnnetz vor, dessen Grundlinien aus einer Wiental- und Donaukanaluferbahn, also zwei Radiallinien, sowie einer Gürtelbahn bestehen sollten. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist weiters ein Projekt für ein "Central-Eisenbahnnetz in Wien und Umgebung" von Ernst zu Windischgrätz und Konsorten, dem im Jahr 1869 auch die Bewilligung zu technischen Vorarbeiten erteilt wurde. Dieses Netz sah bereits Linien für Stadtbahnen unter anderem entlang der zu regulie-

<sup>8</sup> Siehe dazu auch Karl Mayreder, Stadtentwicklung, in: Paul Kortz (Red.), Wien am Anfang des XX. Jahrhunderts. Ein Führer in technischer und künstlerischer Richtung, hg. vom Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Verein. Band 1, Wien 1905, 49–79, hier 73; Gröger, Stadtbahnen (Anm. 7), 28.

<sup>&</sup>lt;sup>9</sup> Uibereinkunft [sic] aufgesetzt am 27. Februar 1873 im Bureau des Herrn Baron Friedrich von Schey, in: Teilnachlass Otto Wagner, Wienbibliothek, Handschriftensammlung, Inv.-Nr. 194.905.

Otto Wagner, Promemoria, Wien 1876, in: Teilnachlass Otto Wagner, Wienbibliothek, Handschriftensammlung, Inv.-Nr. 188.352, zitiert nach Peter Haiko, Zum Frühwerk Otto Wagners. Ein neu entdecktes städtebauliches Ensemble und bisher unbekannte Bauten des Architekten, in: Wiener Geschichtsblätter 29 (1974), 284–294, hier 293. Siehe auch Otto Antonia Graf, Otto Wagner. Band 1: Das Werk des Architekten 1860–1902, Wien/Köln/Weimar <sup>2</sup>1994, 15.

<sup>11</sup> Siehe Nierhaus, Wiener Stadtbahn, 1894–1900, in: Nierhaus – Orosz (Hg.), Otto Wagner (Anm. 2), 292.

<sup>&</sup>lt;sup>12</sup> Siehe Gröger, Stadtbahnen (Anm. 7), Abb. 7.

N.N., Denkschrift über die vom Consortium projectierte Wienfluss-Bahn von Wien nach Tulln mit ihren Abzweigungen, Wien 1870; Franz Atzinger – Heinrich Grave, Geschichte und Verhältnisse des Wien-Flusses sowie Anträge für dessen Regulirung und Nutzbarmachung, Wien 1874, 62 f. Siehe weiters: Gudrun Pollack, Verschmutzt – verbaut – vergessen: eine Umweltgeschichte des Wienflusses von 1780–1910, Diplomarbeit Klagenfurt/Wien 2013 (Social ecology working paper 138), 84: "Da das beschriebene Projekt dem 1875 von Theodor Geiger veröffentlichten Projekt ähnelt, in dem er auf ein Konsortium unter Leitung von Baron Schwarz hinweist, von dem er sich mittlerweile getrennt hatte, ist es sehr wahrscheinlich, dass es sich bei 'dem Consortium' um jenes von Schwarz mit Geiger als Ingenieur handelt."

<sup>&</sup>lt;sup>14</sup> Gröger, Stadtbahnen (Anm. 7), 29 f.

renden Donau, des Donaukanals, des Wienflusses, der Gürtelstraße und der Vororte vor. Im Jahr 1871 wurde durch den bevollmächtigten Heinrich Emil von Wimpffen um die Konzession für die Linien "äussere Ringbahn" (Gürtelbahn) und Wientalbahn angesucht sowie weitere Unterlagen dem Handelsministerium überreicht. Das Projekt war auch im Lokalbahnwettbewerb von 1873 vertreten, wurde aber aus technischen Gründen und wegen fehlender innerstädtischer Verbindungen negativ beurteilt. Der letzte Punkt war einer der wesentlichen Unterschiede zum von der Stadt präferierten Projekt von Schwarz und Konsorten, das ja auch eine innere Ringbahn entlang der Lastenstraße beziehungsweise des Schottenrings und weitere Radialverbindungen durch die ehemaligen Vorstädte enthielt.

Obwohl am Konsortium um Baron Schwarz finanziell nicht beteiligt und weniger bekannt, dürfte Zivilingenieur Theodor Geiger bei diesem Lokalbahnentwurf und Ähnlichen in der Folge eine maßgebliche Rolle gespielt haben. Er war Mitarbeiter des Projekts und gilt als Autor jener Publikation, in welcher das Projekt von Schwarz und Konsorten 1873 beschrieben und beworben wird (Das Project der Wiener Stadt- und Verbindungsbahnen in Verbindung mit der Wienflussableitung, Anlage des Schönbrunner Boulevard's und Regulirung der Wiener Canalisation).16 Immerhin sind die beiden dort beigefügten Skizzen mit Ansichten der geplanten Viadukte und Magazinräume am Donaukanal sowie Querprofilen des Schönbrunner Boulevards mit seinem Namen gezeichnet.<sup>17</sup> Dieses Project, welches den Vorstellungen der Gemeinde Wien, wie schon erwähnt, am meisten entsprochen hatte, verfolgte Geiger in mehreren Publikationen und in etwas modifizierter Form noch bis 1878. Hingegen ist von Otto Wagner keine Veröffentlichung in dieser Zeit und zu diesem Thema überliefert. Es deutet einiges darauf hin, dass er sich über den Wien-Boulevard hinaus erst ab 1892 im Zuge des Wettbewerbs zum Generalregulierungsplan mit generellen Fragen großstädtischer Massenverkehrsmittel beschäftigte.19

- 15 Centralblatt für Eisenbahnen und Dampfschiffahrt in Oesterreich 8 (1869), Nr. 62, 548; ebd. 10 (1871), Nr. 69, 852; N.N., Netzplan "Wien mit Umgebung. Wiener Stadtbahnen", 1872, Wien Museum, Inv.-Nr. 49.330/10; Gröger, Stadtbahnen (Anm. 7), 38–47.
- <sup>16</sup> Siehe zur Rolle von Geiger: N.N., Zur Frage der Wiener Localbahnen, in: Centralblatt für Eisenbahnen und Dampfschiffahrt in Oesterreich 12 (1873), Nr. 112, 972 f.; Wochenzeitschrift des ö. Ingenieur- und Architektenvereins: Hauptteil (1887), 287; Artur Oelwein, Die Stadtbahn, in: Wien am Anfang des XX. Jahrhunderts (Anm. 8), 49–79, 110–122, hier 112; Pollack, Verschmutzt (Anm. 13), 85; Wolfgang Sengelin, Wiener Verkehrsplanungen in der Franzisko-Josephinischen Ära, Dissertation Wien 1981, 129–139; Ernst Kurz, Die städtebauliche Entwicklung der Stadt Wien in Beziehung zum Verkehr Wien 1981 (Beiträge zur Stadtforschung, Stadtentwicklung und Stadtgestaltung 6), 89 und 280; Hödl, Stadtbahn (Anm. 6), 142 und 147.
- "Wien im Jänner 1873, projectirt: Th. Geiger Ingenieur", siehe N.N., Das Project der Wiener Stadt- und Verbindungsbahnen in Verbindung mit der Wienflussableitung, Anlage des Schönbrunner Boulevard's und Regulirung der Wiener Canalisation, Wien: Im Verlage des Consortiums 1873. Siehe die vergleichbare kolorierte Version der Boulevard-Darstellung im Technischen Museum Wien, Ev.-Nr. 1663, abgedruckt in: Elke Doppler Christian Rapp Sándor Békési (Hg.), Am Puls der Stadt: 2000 Jahre Karlsplatz (Katalog zur 348. Sonderausstellung des Wien Museums), Wien 2008, 390, und Nierhaus Orosz (Hg.), Otto Wagner (Anm. 2), 209.
- <sup>18</sup> Theodor Geiger, Die Lösung der Wiener Stadtbahn- und Wienflußfrage und die Wiederbelebung unserer wirthschaftlichen Zustände, Wien 1874; Ders., Wienfluß-Regulirung und Wiener Stadtbahnen nach (seinem) neuen Projecte, Wien 1875; Ders., Wienfluss-Regulirung und Wiener Metropolitan-Bahnen nach dem vom Gemeinderathe der Reichshauptstadt Wien acceptierten neuen Projecte, Wien <sup>2</sup>1878.
- <sup>19</sup> Siehe Otto Wagner, Erläuterungs-Bericht zum Entwurfe für den General-Regulirungs-Plan über das gesammte Gemeindegebiet von Wien mit dem Kennworte: Artis sola domina necessitas, Wien <sup>2</sup>1894, 70–81. Hier erwähnt Wagner gar nicht, dass er sich bereits 1873 am Wettbewerb zur Lokalbahn- und Wienflußfrage beteiligt hatte.

Iedenfalls lagen zwischen dem Konsortiumsprojekt von Baron Schwarz 1873 und den konkreten Stadtbahnplanungen um 1892 zahlreiche weitere private und amtliche Vorschläge zur Errichtung von "Metropolitanbahnen", "Lokalbahnen" und Ähnlichem vor.<sup>20</sup> (Aus diesen ragt vor allem das Projekt von Joseph Fogerty und Konsorten hervor, das neben einer Gürtel-, Donaukanal- und Wientallinie mehrere Verbindungsund Zweigbahnen sowie einen Zentralbahnhof am Franz-Josefs-Kai vorsah. Es erhielt 1883 bereits die Konzession, doch die geplanten Trassen, die überwiegend auf eisernen Brücken verlaufen sollten, lösten einen erbitterten Architektur- und Stadtbildstreit betreffend Hoch- versus Tiefbahnen aus.) So überrascht es nicht, dass in signifikanten zeitgenössischen Darstellungen zur Vorgeschichte der Stadtbahn das Schwarzsche Projekt, wenn erwähnt, keineswegs als konkretes Vorbild oder Vorgriff auf die Stadtbahn angeführt wird. Vielmehr wird in diesem Zusammenhang ein Bericht eines Komitees im "Österreichischen Ingenieur- und Architektenverein" von 1875 wiederholt genannt, in welchem bereits alle Bedingungen für die Errichtung einer Stadtbahn aufgestellt gewesen wären, die bei den nun auszuführenden Projekten Berücksichtigung fanden, und der zum Schluss gelangte, dass keines der damals vorliegenden Projekte eine so vollständige Lösung der Lokalbahnfrage enthalte, dass es sich als Grundlage für weitere konkrete Studien eignen würde.21

#### Wagner als Generalplaner der Stadtbahn um 1895?

Die Vorarbeiten für den Bau der Wiener Stadtbahn wurden durch die Erweiterung Wiens um die Vororte 1890/1892, die als auslösender Faktor für dieses Vorhaben gelten kann, beschleunigt. Nach einer Regierungsvorlage und einer Stadtbahnenquete von 1891, die den Bau einer Wiener Stadtbahn im Zusammenhang mit anderen großen Infrastrukturprojekten (Wienfluss-Regulierung, Bau von Sammelkanälen, Ausbau des Donaukanals zum Hafen) empfahlen, entstand ein Jahr später das entsprechende Gesetz. <sup>22</sup> In diesem wurden als Hauptbahnen eine Gürtellinie, eine Donaustadtlinie und eine Vorortelinie festgelegt. Als Nebenbahnen waren die Wientallinie, die Donaukanallinie und die Innere Ringlinie geplant. Als Bauherr für den Stadtbahnbau fungierte ab 1892 die *Commission für Verkehrsanlagen in Wien*. Hauptsächlich finanziert und verwaltet wurde der Stadtbahnbau vom Staat, der hier spezifische Interessen verfolgte. Eines der zentralen Ziele war die Verbindung von zwei einmündenden großen Eisenbahnlinien (Kaiser-Franz-Josefs-Bahn und Westbahn) untereinander. Dies sollte auf dem Gürtel und durch

<sup>&</sup>lt;sup>20</sup> Siehe dazu ausführlich Kurz, Städtebauliche Entwicklung (Anm. 16), 86–109; Gröger, Stadtbahnen (Anm. 7), 32–89; Hödl, Stadtbahn (Anm. 6), 135–169.

OELWEIN, Stadtbahn, in: Wien am Anfang des XX. Jahrhunderts (Anm. 16), 110–114; Friedrich Bischoff von Klammstein, Die Wiener Stadtbahn, in: Zeitschrift des Oesterreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines 49/1 (1897), 1–9, hier 1 f.; Hugo Koestler, Die Wiener Stadtbahn, in: Hermann Strach (Hg.), Geschichte der Eisenbahnen der österreichisch-ungarischen Monarchie. Zum fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläum seiner kaiserlichen und königlich-apostolischen Majestät Franz Joseph I. Band 1, Teil 2, Wien 1898, 429–466, hier 429 f. Hingegen wird eine Vorreiterrolle dem Schwarzschen Projekt rezent zugeschrieben bei Gröger, Stadtbahnen (Anm. 7), 45–47 und 136.

<sup>&</sup>lt;sup>22</sup> SENGELIN, Verkehrsplanungen (Anm. 16), 341; GRÖGER, Stadtbahnen (Anm. 7), 70–76; Günter Kolb, Otto Wagner und die Wiener Stadtbahn, München 1989 (Beiträge zur Kunstwissenschaft 29/1), 38. Siehe auch K. k. General-Inspektion der österr. Eisenbahnen, Vorprojekt der Wiener Stadtbahn, 1892, Österreichisches Staatsarchiv (ÖStA), Allgemeines Verwaltungsarchiv (AVA), Verkehr, Projektsammlung: W II.7.

die Vororte geschehen, um den starken Regional- und Ausflugsverkehr in Heiligenstadt und Hütteldorf über eine Stadtbahn abzuleiten und auf diese Weise kostspielige Umund Neubauten der Wiener Kopfbahnhöfen auf viele Jahre zu vermeiden.<sup>23</sup> Doch als *Hauptzweck der Bahnanlage* wurde bereits in der Konzession *die rasche, regelmäßige und bequeme Personenbeförderung innerhalb des Stadtgebietes* kolportiert. Sie sollte aber auch dazu dienen, den Regionalverkehr ins Umland und zu den Sommerfrischen zu ermöglichen sowie Post-, Gepäcks- und Güterverkehr abzuwickeln.<sup>24</sup> Die militärisch-strategische Bedeutung der Stadtbahn hingegen wurde lange Zeit – von zeitgenössischen wie späteren Autorinnen und Autoren – häufig überbewertet.<sup>25</sup>

"Wie bei allen Eisenbahnprojekten planten lange bevor ein Architekt zum Zug kam, Eisenbahningenieure, Baubeamte und Politiker."<sup>26</sup> Das bedeutet, dass die städtebaulichen Festlegungen und auch die Ingenieursplanung bereits vor Wagners Engagement im April 1894 im Wesentlichen abgeschlossen waren. Die Bauarbeiten waren ja seit circa einem Jahr auch schon stellenweise im Gange. So hatte Otto Wagner mit der Linienführung oder Positionierung der Stationen oder gar mit der Entscheidung über die Betriebsart (Dampf oder Elektrizität) nichts zu tun.<sup>27</sup> Auch die Entscheidung, ob je nach Terrainverhältnissen oder Rücksichten auf bestehende Bauten wie die Karlskirche oder geplante Vorhaben wie eines Wien- und Donaukanal-Boulevards eine Hochbahn- oder Tiefbahnstrecke zur Ausführung gelangen soll, oblag zunächst den Ingenieuren, hing aber letztlich auch von ökonomischen und politischen Faktoren ab.<sup>28</sup>

So kann Wagner keineswegs generell als "Planer der Stadtbahn" bezeichnet werden,<sup>29</sup> höchstens, wenn man darunter – wohl reduktionistisch – nur Architektur im en-

- <sup>23</sup> Heinrich von WITTEK, Die österreichischen Eisenbahnen in der Staatswirtschaft, in: Geschichte der Eisenbahnen in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Band XVI., Wien/Teschen/Leipzig 1908, 20–68, hier 60.
- <sup>24</sup> Concessions-Bedingnisse [sic] für die Hauptbahnlinien der Wiener Stadtbahn, in: Bericht und Rechnungs-Abschluss der Commission für Verkehrsanlagen in Wien über die Gebarungsperiode vom 25. Juli 1892 bis 31. December 1893, Wien 1894, Beilage VI, 67 und 73; Concessions-Bedingnisse für die Localbahnlinien der Wiener Stadtbahn, in: Bericht und Rechnungs-Abschluss der Commission für Verkehrsanlagen in Wien für das Jahr 1894, Wien 1895, Beilage VI, 67 f. und Beilage XI; Die Gemeinde-Verwaltung der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien in den Jahren 1889–1893, Wien 1895, 185, 188 f.; Die Wiener Stadtbahn. Kurze Beschreibung derselben aus Anlass der am 9. Mai 1898 stattfindenden Eröffnung der Vororte-, Gürtel- und oberen Wientallinie, hg. von der k. k. Baudirection für die Wiener Stadtbahn im Auftrage der Commission für Verkehrsanlagen in Wien, Wien 1898, 3 und 5.
- Als die Stadtbahn geplant und gebaut wurde, waren die großen Wiener Bahnhöfe bereits alle durch Verbindungsbahnen miteinander verbunden, und auf diesen Strecken waren noch keine Kapazitätsengpässe zu erkennen. Außerhalb Wiens boten zudem zahlreiche Bahnen die Möglichkeit, Wien großräumig zu umfahren. Die Realisierung der Stadtbahn hatte also für die Militärbehörden keine hohe Priorität, zumal auch nicht alle Hauptbahnen direkt miteinander verbunden werden sollten. In die Planung von Bahnen in der Monarchie wurden die k. u. k. Militärbehörden eingebunden und hatten auf diese Art auch einen gewissen Einfluss, was aber nicht automatisch zur Realisierung militärischer Wünsche führte. Großes Interesse hatten die Militärbehörden an einer Realisierung der letztlich nicht gebauten Donaustadtbahn zur Entlastung der Donauuferbahn und zum Anschluss neuer Kasernen. Auch der Bau der militärisch sinnvollen Gürtelstrecke Gumpendorf-Matzleinsdorf wurde letztlich nicht verwirklicht.
- <sup>26</sup> Christa Veigl, Dorischer Zukunftsstil überformt Eisenbahngotik. Otto Wagners Vorgaben und Sachzwänge bei der Entwurfsarbeit an den Hochbauten der Wiener Stadtbahn, in: Wiener Geschichtsblätter 60/1 (2005), 38–57, hier 43.
- <sup>27</sup> Bericht und Rechnungs-Abschluss 25. Juli 1892 bis 31. Dezember 1893 (Anm. 24), 8 f. und Beilage XII; Vorprojekt der Generalinspektion der Österreichischen Eisenbahnen, ÖStA, AVA, Verkehr, Projektsammlung: W II.7; VEIGL, Dorischer Zukunftsstil (Anm. 26), 43 und 45; Gröger, Stadtbahnen (Anm. 7), 91. Vgl. auch Zeitschrift des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins 45 (1893), 23, Plan 1.
- <sup>28</sup> OELWEIN, Stadtbahn (Anm. 16), 116 und 120; MAYREDER, Stadtentwicklung (Anm. 8), 73.
- <sup>29</sup> Siehe exemplarisch Johannes Luxner, Paläste, Brücken und Baracken, in: ORF online, 17. März 2018, https://orf.at/stories/2430068/2430065/ [Zugriff 19. September 2018]; Otto Wagner Superstar, in: Club Wien, 6. März 2018, https://club.wien.at/magazin/otto-wagner-todestag/?L=0# [Zugriff 28. Oktober 2018]. Zuweilen wird Wagners Auftrag neben

geren Sinn versteht. In seinem Erläuterungsbericht zum Generalregulierungsplan geht Wagner auf die genehmigten Stadtbahnlinien ein, denen gegenüber sein Projekt – mit Ausnahme der für die Zukunft offen zu haltenden Aussengürtelringbahn – nur geringfügige Änderungen und Erweiterungen vorgesehen haben soll. Kritik übt er dabei an den Trassen des Regierungsprogramms, welche manche Bezirke seiner Meinung nach zu stark (Innere Stadt), andere hingegen zu wenig (vor allem der 10. oder auch 3. Bezirk) berücksichtigten. Er lehnt eine Untergrundbahn entlang der Ringstraße oder quer durch die Innenstadt ab.<sup>30</sup> Mit keinem Wort erwähnt Wagner an dieser Stelle seine Beteiligung am Schwarzschen Lokalbahn-Projekt von 1873.

Mit der architektonischen Ausgestaltung der Stadtbahn wurde Otto Wagner wohlgemerkt nur kurzfristig und außertourlich beauftragt. Er löste – auf Initiative des Handelsministers Gundaker Wurmbrand-Stuppach und Vorschlag der Künstlergenossenschaft – den Architekten Franz Neumann als Gestalter ab, dessen bereits genehmigte Pläne hier noch eine Architektur im neugotischen Stil vorsahen.<sup>31</sup> In der Folge erweiterte sich das Aufgabengebiet Wagners von einem "künstlerischen Beirat" bald zum "Oberbaurat", worin sich der Gesamtgestaltungsanspruch des Architekten manifestierte. Seine Aufgabe war die Anfertigung sämtlicher Entwürfe für die architektonische Ausgestaltung der Bauwerke des Unterbaus wie Brücken oder Viadukte, für die Hochbauten sowie für alle Gegenstände der Ausrüstung oder Möblierung usw.<sup>32</sup> Nachdem zum Zeitpunkt von Wagners Ernennung zum Oberbaurat im Mai 1894 die Bauarbeiten bereits im Gange waren, musste er zumindest die bereits vorhandenen Grundrissskizzen der Hochbauten sowie die Typenblätter für die Unterbauten berücksichtigen. Allerdings hatte er bei den Unterbauarbeiten noch einen gewissen Einfluss auf die Wahl von Konstruktionen und genoss bei der Planung der Hochbauten ansonsten weitgehende Gestaltungsfreiheit.33 Was den Architekten der Wiener Stadtbahn möglicherweise entgegenkam, war die Festlegung der Staatsbahnen, im Unterschied zu Berlin, in der Regel keine Mittelbahnsteige zu verwenden. Dadurch sind die Stationsgebäude entlang der Hochbahnstrecken seitlich als gesonderte Bauwerke dem Bahnkörper vorgelagert und bieten grundsätzlich mehr Möglichkeiten für architektonische Gestaltung. Bereits am 30. April 1894, also nur wenige Tage nach der Bestellung von Wagner als künstlerischem Beirat, genehmigte die Kommission für Verkehrsanlagen die Entwürfe für die architektonische Ausgestaltung der Viadukte, Brücken und Bahnhofsgebäude der Stadtbahn (Gürtellinie), die Wagner gemeinsam mit der bauführenden Baudirektion der Staatsbahnen vorlegte. Diese sahen Stationsbauten mit Putzfassade oder die Viaduktbögen in Ziegelrohbau vor. Gleichzeitig wurden auch die Brückenkonstruktionen genehmigt, welche auf Wagners Wunsch hin schlanke, horizontal gelagerte Längsträger mit einer Verkleidung, ohne den freien Ausblick aus den Waggonfenstern zu hindern, enthielten.34

der "Anlage einer Wiener Stadtbahn" sogar auf den "Ausbau und […] Regulierung des Donaukanals" ausgedehnt, Post Otto Wagner (Anm. 2), 19.

<sup>&</sup>lt;sup>30</sup> WAGNER, Erläuterungsbericht (Anm. 19), 71-74.

<sup>&</sup>lt;sup>31</sup> Siehe zu den näheren Umständen dieses Wechsels bei Veigl, Dorischer Zukunftsstil (Anm. 26).

<sup>&</sup>lt;sup>32</sup> Erich SCHLÖSS, Die Wiener Stadtbahn. Wiental- und Donaukanallinie, Wien 1987 (Beiträge zur Stadtforschung, Stadtentwicklung und Stadtgestaltung 19), 11.

<sup>33</sup> Otto von Pelser-Berensberg, Die Wiener Stadtbahn und ihre Hochbauten (Teil 2), in: Zentralblatt der Bauverwaltung 18 (1898), 193–196, hier 193; Veigl, Dorischer Zukunftsstil (Anm. 26), 45 f.

<sup>34</sup> Bericht und Rechnungs-Abschluss 1894 (Anm. 24), 14.

Die Wiener Stadtbahn war insgesamt nicht nur ein anspruchsvolles architektonisches und städtebauliches Projekt, sondern auch ein anspruchsvolles Ingenieursbauwerk, Während die herausragende Rolle von Otto Wagner weitgehend bekannt ist, wird die Arbeit der Ingenieure bei der Errichtung der Wiener Stadtbahn wesentlich seltener gewürdigt. Diese waren ja auch bei anderen Infrastrukturprojekten wichtige Konstrukteure der modernen Großstadt.35 Hermann Strach nannte im Jubiläumsband der österreichisch-ungarischen Eisenbahnen die Stadtbahn "in technischer Hinsicht ein Meisterstück".36 Die technische Planung und der Bau der Stadtbahn erfolgten unter der Leitung Friedrich Bischoffs vom Eisenbahn-Ministerium.<sup>37</sup> Insgesamt waren mit den ingenieurstechnischen Planungen 50 Techniker und 20 zusätzliche Beamte befasst.38 Möglicherweise griffen bei der Stadtbahn die Arbeiten der Ingenieure und der Architekten noch mehr ineinander als sonst. Von Wagner ging beispielsweise der Vorschlag aus, die Bahnstrecken in der Steigung und im Gefälle in der Außendekoration stufenartig abzusetzen, um so stets horizontale Abschlusslinien wie an den benachbarten Häuserfronten zu erhalten. So mussten auf Wagners Wunsch selbst bei Brücken mit geneigter Nivellette äußerst komplizierte Fahrbahnkonstruktionen erstellt werden, um eine horizontale Lagerung zu bewerkstelligen. Davon nahm man nur in seltenen Fällen, etwa aus statischen Gründen, Abstand. Im schwierigsten Abschnitt, der Vorortelinie, musste man ingenieurstechnisch quasi den Erfordernissen einer Bergbahn nachkommen.<sup>39</sup> (Interessant in diesem Zusammenhang ist vielleicht auch die Gestaltung der zwei Kilometer langen Überdeckung der Galeriestrecke der Donaukanallinie mit speziellen Plattenbalken durch Gustav Adolf Wayss, einen deutschen Bauingenieur, der als Pionier des Stahlbetonbaus gilt.)40

### Die Kostenfrage oder die Stadtbahn als unvollendetes Projekt

Nach sechsjähriger Bauzeit eröffnete Kaiser Franz Joseph am 9. Mai 1898 die erste Linie der Wiener Stadtbahn beim Bahnhof Michelbeuern (heute U6). Nach der Gürtellinie wurden in den darauffolgenden drei Jahren Vorortelinie sowie Wiental- und Donaukanallinie (heute U4) in Betrieb genommen.

Doch dieses Stadtbahnnetz war und blieb zunächst ein Torso. Das ursprüngliche, ambitionierte Programm von 1892 wurde nur in einem viel kleineren Umfang reali-

<sup>35</sup> Siehe Sándor BÉKÉSI, Auf dem Weg zur Stadtmaschine? Zur Infrastrukturentwicklung Wiens in der frühen Gründerzeit, in: Wolfgang Kos – Ralph GLEIS (Hg.), Experiment Metropole – 1873: Wien und die Weltausstellung (Katalog zur 397. Sonderausstellung des Wien Museums), Wien 2014, 94–105, hier 94 f.

<sup>&</sup>lt;sup>36</sup> Hermann Strach, Allgemeine Entwicklungsgeschichte der österreichischen Eisenbahnen seit 1897, in: Geschichte der Eisenbahnen in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Band XV, Wien/Teschen/Leipzig 1908, 1–212, hier 18 f.

<sup>&</sup>lt;sup>37</sup> Siehe weitere Referenten und Bauleiter bei Oelwein, Stadtbahn (Anm. 16), 116.

<sup>38</sup> Pelser-Berensberg, Stadtbahn und ihre Hochbauten, in: Zentralblatt der Bauverwaltung 18/16 (1898), 182–183.

<sup>&</sup>lt;sup>39</sup> OELWEIN, Stadtbahn (Anm. 16), 120; Carl STÖCKL, Die eiserne Bogenbrücke über die Döblinger Hauptstraße im Zuge der Gürtellinie der Wiener Stadtbahn, in: Zeitschrift des Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines 49/26 (1897), 405–409.

<sup>&</sup>lt;sup>40</sup> Rudolf Saliger, Ingenieur Gustav Adolf Wayss. Ein Bahnbrecher des Stahlbetons, in: Blätter für Technikgeschichte 10 (1948), 63–76, hier 76.

siert.<sup>41</sup> Allen voran fehlte eine Radiallinie aus den Westbezirken in die Innenstadt, wenn wir von der Wientallinie absehen. Nicht realisiert wurde die Südspange der Stadtbahn zwischen der Gürtellinie und der Südbahn, ihr abzweigender baulicher Ansatz ist heute noch bei der Station Gumpendorfer Straße zu sehen. 42 Auf die anfangs angedachten unterirdischen Durchmesserlinien durch die Innere Stadt verzichtete man ebenso wie auf die Realisierung der für eine zweite Bauphase vorgesehenen "Inneren Ringlinie" entlang der Lastenstraße, die möglicherweise bereits elektrisch betrieben worden wäre. 43 So leistete die Stadtbahn einen geringen Beitrag zur Erschließung der Innenstadt, die aufgrund des weitgehenden Verbots für Schienenfahrzeuge weiterhin hauptsächlich mit Pferdeomnibussen und Kutschen zu befahren war. Die auf dem Ringbahnprinzip aufbauende, überwiegend tangentiale Linienführung der Stadtbahn musste im städtischen Nahverkehr einer radial ausgerichteten Stadt praktisch versagen. Ein Stadtbahn-Ringverkehr konnte ebensowenig eingerichtet werden, dafür waren die Anschlussstellen zwischen den einzelnen Linien – vor allem in Meidling – zu ungünstig angelegt. Nachdem die Stadt Wien an den Stadtbahnanlagen insgesamt mit weniger als zehn Prozent der Kosten beteiligt war (neben fünf Prozent Anteil vom Land Niederösterreich), ist es letztlich nicht verwunderlich, wenn diese überwiegend vom Staat finanzierte und von den Staatsbahnen verwaltete Verkehrsanlage lokale Mobilitätsbedürfnisse nicht prioritär berücksichtigte.44

Die Tatsache, dass das ursprüngliche Programm nicht in vollem Umfang ausgeführt wurde, und die geplante zweite Bauperiode der Stadtbahn unterblieb, hat naturgemäß mehrere Ursachen. Neben finanziellen Faktoren haben auch politische Implikationen eine Rolle gespielt. Zu letzteren zählen das Verhältnis beziehungsweise die Unstimmigkeiten zwischen Staatsbahn und Privatbahnen oder die Machtübernahme der Christlichsozialen in Wien ab 1895. Denn Karl Lueger, zu dessen Verdiensten häufig unter anderem die Wiener Stadtbahn gezählt wird, soll sich in Wirklichkeit vielmehr gegen die Fortsetzung des Stadtbahnbaus eingesetzt haben. 45

Die Endabrechnung der gebauten Stadtbahnstrecken ergab 1908 inklusive der Bahnhofsumbauten in Heiligenstadt und Hütteldorf Gesamtkosten von 64,4 Millionen Gulden (oder 128,8 Millionen Kronen) bei 38,83 Kilometern Baulänge. 46 Das bedeutete eine Kostensteigerung pro Baukilometer von etwas mehr als zwölf Prozent gegenüber den Planungen von 1892 und um neunzehn Prozent gegenüber dem Plan vom 9. April 1894. 47 Diese Kostensteigerungen, nicht zuletzt bedingt durch die Umwandlung

<sup>&</sup>lt;sup>41</sup> Bericht und Rechnungs-Abschluss der Commission für Verkehrsanlagen in Wien für das Jahr 1895, Wien 1896, Beilage VII.

<sup>&</sup>lt;sup>42</sup> Erich Schlöss, Die nicht gebaute Linie der Wiener Stadtbahn am Gaudenzdorfer und Margaretengürtel, in: Wiener Geschichtsblätter 44/1 (1989), 30–39; Alfred Horn (Hg.), Wiener Stadtbahn. 90 Jahre Stadtbahn – 10 Jahre U-Bahn, Wien 1988, 25 f.; Gröger, Stadtbahnen (Anm. 7), 30, 95, 134 und 163 f.

<sup>43</sup> Gemeinde-Verwaltung (Anm. 24), 213 f.; Bericht und Rechnungs-Abschluss 1895 (Anm. 41).

<sup>44</sup> Vgl. Gemeinde-Verwaltung (Anm. 24), 194.

<sup>45</sup> Siehe Georg Rigele, Politische Aspekte des Stadtbahnbaues. Eine Rehabilitierung, in: Fogarassy (Hg.), Otto Wagner (Anm. 2), 31–36, hier 35.

<sup>46</sup> Nicht eingerechnet sind hier die Investitionen für Lokomotiven und Waggons, sowie geringe Vorleistungen für die Donaustadtlinie.

<sup>&</sup>lt;sup>47</sup> Wiener Stadtbahn (Anm. 1), 4–8; BISCHOFF, Wiener Stadtbahn (Anm. 21), 3–6; Rechnungsabschlüsse der Commission für Verkehrsanlagen in Wien für die Jahre 1894, 1895, 1896; eigene Berechnungen.

von 1892 geplanten privat betriebenen Lokalbahnabschnitten (Personenverkehr) zu Hauptbahnen in öffentlicher Hand (Personen- und Güterverkehr) im Wiental oder am Donaukanal im Jahr 1894, waren einerseits auf eisenbahntechnische beziehungsweise bauliche Änderungen zurückzuführen, andererseits auch auf die kostspieligere Ausgestaltung der Stationsbauten und Brücken. Anfang 1894 ging man noch davon aus, die entstehenden Mehrkosten aufgrund der Übernahmen der Lokalbahnen in den Staatsbetrieb durch Einsparung der Inneren Ringlinie und unter Verwendung einer ursprünglich eingeplanten Kostenreserve abdecken zu können. Detailplanungen, bereits unter Beteiligung von Otto Wagner, ließen in der Folge jedenfalls erhebliche Kostensteigerungen erwarten, sodass die Gesamtbaukosten 1896 mit 70,5 Millionen Gulden gesetzlich begrenzt wurden. Um diesen Betrag nicht zu überschreiten, verzichtete man nun auch auf den Bau der Donaustadtlinie (parallel zum Handelskai). Das Projekt Stadtbahn sollte über Darlehen finanziert werden, für deren Rückzahlung und Verzinsung mehrheitlich der Staat, sowie das Land Niederösterreich und die Stadt Wien garantierten.

Nachdem die Umplanung der Wientallinie (ohne Bahnhof Hauptzollamt) gegenüber der Lokalbahnvariante zunächst noch nahezu kostenneutral erfolgte, ergaben sich im Zuge der Detailplanungen ab April 1894 Kostensteigerungen von 6,8 Millionen Gulden oder 72 Prozent, welche auf eine bautechnisch komplexere Trasse, die Eindeckungen im Bereich der Unteren Wientallinie, aber auch auf eine geänderte architektonische Ausgestaltung zurückzuführen waren. 50 Der Bau eines Hofpavillons in Hietzing geht allerdings eigens auf Wagners Vorschlag zurück und wurde 1897 zunächst beschlossen mit dem Hinweis, dass die dadurch entstehenden Mehrkosten durch Einsparungen bei dem Bau der Gürtel- und Vorortelinie abgedeckt werden sollten. Wagner wollte mit diesem außertourlichen und repräsentativen Bau einerseits der Stadtbahn, andererseits wohl seinem eigenen Schaffen besonderen Glanz verleihen - offenbar losgelöst vom realen Nutzungszusammenhang.<sup>51</sup> (Der Kaiser soll den Hofpavillon höchstens zweimal benutzt haben. Ein regelmäßiger Betrieb für den Zug des Hofes wäre bahntechnisch ohnehin zu kompliziert und kostspielig gewesen.) Die teuerste bauliche Einzelmaßnahme anlässlich der Umplanungen der Lokalbahnstrecken zu Vollbahnen war die Absenkung des Bahnhofs Hauptzollamt, um Wiental- und Donaukanallinie in

<sup>&</sup>lt;sup>48</sup> In dieser, unter Zeitdruck vorgenommenen Planung (man benötigte die Freigabe finanzieller Mittel, um die Bauarbeiten an der Stadtbahn und der Wienflussregulierung nicht zu verzögern), konnten offensichtlich nicht alle technischen Veränderungen und Wünsche ausreichend genau bewertet werden.

<sup>&</sup>lt;sup>49</sup> Reichsgesetzblatt, Nr. 83 vom 23. Mai 1896, in: Bericht und Rechnungs-Abschluss der Commission für Verkehrsanlagen in Wien für das Jahr 1896, Wien 1897, 5.

Vgl. Alfred Laula – Hans Sternhart, Dampftramway Krauss & Comp. in Wien, Wien 1974, 54–56, 159–160, 166–168. Gegenüber der ursprünglich geplanten, zweigleisigen Dampftramwaystrecke mit einfacher Haltestellenausstattung am linken Wienflussufer, realisierte man im Hinblick auf einen einheitlichen Betrieb auf allen Stadtbahnstrecken eine vollbahnmäßig ausgebaute Trasse am rechten Wienflussufer mit einer, den übrigen Stadtbahnstrecken angepassten Architektur, die unabhängig vom architektonischen Stil wohl zusätzliche Kosten verursacht hätte. Offensichtlich wurden diese Faktoren in den ersten Kostenschätzungen, auch aufgrund des Zeitdrucks, nur ungenügend berücksichtigt. Zur Verteuerung trugen auch Schäden durch Wienflusshochwässer während der Bauarbeiten, insbesondere 1897, bei.

<sup>&</sup>lt;sup>51</sup> Vgl. Andreas NIERHAUS, Ein imperialer Bau "im modernsten Styl der Gegenwart". Otto Wagners Hofpavillon als mediale Architektur, in: Ders. – Manfred Wehdorn (Hg.), Der Pavillon des K. u. K. allerhöchsten Hofes. Eine Stadtbahnstation für den Kaiser, Wien 2014, 26–37, hier 26 und 31.

Tieflage an die Verbindungsbahn anschließen zu können, was zusätzlich 4,4 Millionen Gulden kostete.

Für die Vorortelinie wurden gegenüber 1894 zusätzliche Kosten von 1,9 Millionen Gulden oder rund 19 Prozent ausgewiesen. Ein Anliegen der Kommission an Wagner soll ja gewesen sein, eine für Hoch- und Brückenbauten einheitliche Architektur zu schaffen – nun auch unter Einbeziehung der Ausstattung der Vorortelinie. Dafür kostete die Gürtelstrecke schließlich um eine halbe Million Gulden oder rund zwei Prozent weniger als 1894 angenommen, obwohl die von der Stadt Wien gewünschten zusätzlichen Brückenbauten zur Vermeidung einer Barrierewirkung, wie etwa bei der Breitenfelder Kirche, realisiert wurden. Offensichtlich hatte man hier von Anfang an ausreichend Kosten für die künstlerische Ausgestaltung der Hochbahn eingeplant, deren Ausführung durch Otto Wagner nicht teurer war als die neugotischen Bauten von Franz Neumann.

Die bereits bei früheren Stadtbahnprojekten geführte Debatte im Zuge von Hochbahnplanungen führte im Falle des Baus der Donaukanallinie aufgrund von Anrainerprotesten zur Ausführung der Strecke entlang der Roßauer Lände als Tiefbahn. Hinzu kam eine nachträglich eingeplante Verbindungskurve zwischen den Stationen Nußdorfer Straße und Brigittabrücke (Friedensbrücke), die 2,1 Million Gulden kostete. Entgegen den bisherigen Ausführungen in der Literatur53 lassen sich in den Unterlagen der Commission für Verkehrsanlagen keine Hinweise dafür finden, dass die Endabrechnung der Donaukanallinie inklusive der Verbindungskurve gegenüber 1894 wesentliche Mehrkosten verursachte (tatsächlich eine halbe Million Gulden), was auch auf die billige Trassenlage im Niveau entlang der Franz-Josefs-Bahn und damit die Einsparung von Viadukten zurückzuführen war. Vermutlich haben die Auftraggeber auch die Gestaltungsfreiheit Otto Wagners bei diesem letzten Teilprojekt der Stadtbahn finanziell eingeengt. Jedenfalls muss man aus heutiger Sicht die Zurückstellung der Gürtel-Südspange (Gumpendorf - Matzleinsdorf/Meidling, geplante Kosten von 4,6 Millionen Gulden) mit dem – erwarteten und letztlich auch eingetretenen – zusätzlichen Finanzierungsbedarf für die Vororte- und vor allem für die Wientallinie in Zusammenhang bringen und nicht mit den Baukosten der Donaukanallinie.54

Somit liefen dank der gesetzlichen Limitierung des Anleihe-Rahmens und laufender Kostenkontrolle die Gesamtinvestitionen zwar nicht aus dem Ruder, aber eben nur aufgrund der Einsparungen. Da das ursprünglich geplante Gesamtnetzes letztlich nicht realisierten wurde, waren die Betriebsergebnisse (auch aufgrund der zahlreichen Unzulänglichkeiten des Betriebs) in der Folge sehr schlecht, sodass an zusätzliche finanzielle Garantien des Staates für den weiteren Stadtbahnbau nicht gedacht werden konnte.<sup>55</sup>

<sup>52</sup> Kosten ohne Fuhrpark.

<sup>53</sup> KOESTLER, Wiener Stadtbahn (Anm. 21), 442; KURZ, Städtebauliche Entwicklung (Anm. 16), 119; KOLB, Otto Wagner (Anm. 22), 62; Gröger, Stadtbahnen (Anm. 7), 79.

Wiener Stadtbahn (Anm. 1), 4–8; BISCHOFF, Wiener Stadtbahn (Anm. 21), 6; eigene Berechnung. Die offizielle Begründung für die endgültige Verschiebung (und damit Nichtrealisierung) der Gürtelverlängerung lautete, die endgültige Regelung der Beziehungen zur Südbahn sei abzuwarten. Streckentechnisch mündete die geplante Gürtelspange allerdings in die Verbindungsbahn Hauptzollamt-Meidling und nicht in die Südbahn. Vgl. Bericht und Rechnungs-Abschluss 1895 (Anm. 41), 5 f.; ebd. für 1897, 7 f.

<sup>55 1908</sup> überschritten die Betriebsausgaben die Einnahmen der Wiener Stadtbahn um rund 0,8 Millionen Gulden; der

Zum Abschluss stellt sich die Frage: Welchen Anteil hatte möglicherweise Wagners Architektur an der Verteuerung der Stadtbahn, und wie hoch war dadurch der Preis, den man an innerstädtischer Mobilität für diese Art von Architektur praktisch zu zahlen hatte? Diese Kosten- und Sinnfrage stellte die *Arbeiter-Zeitung* in einem Kommentar anlässlich der ersten eröffneten Strecke bereits im Jahr 1898: Man nenne *den Krempel Militärbahn und nicht Stadtbahn, denn diese Stadtbahn hat mit der Stadt wirklich gar nichts zu thun*, da hier *statt einer billigen Stadtbahn eine eminente Kunstbahn geschaffen* wurde.<sup>56</sup>

Mehrere Autorinnen und Autoren haben bereits darauf hingewiesen, dass Wagners ambitionierte und anspruchsvolle Gestaltungspläne neben anderen Faktoren mit zur Verteuerung der Stadtbahn und damit zur Aufgabe so mancher geplanten Strecke beigetragen hatten. Eet der Wientallinie, zu deren Trasse Otto Wagner als Architekt und auch aufgrund des Projekts von 1873 vermutlich eine besondere Beziehung hatte, könnte ein derartiger Zusammenhang bestehen. Allerdings ist dieser Sachverhalt sehr komplex, und es bedarf weiterer Recherchen, um diesbezüglich eine definitive Antwort zu bekommen. Festzuhalten ist, dass die Umwandlung der Wientalstrecke von einer Lokalbahn zu einer Vollbahn (und somit auch ihre kostspieligere Ausstattung), wie auch die Angleichung der Vorortelinie an den architektonischen Standard der übrigen Strecken nicht von Wagner zu verantworten war. Auch sind Faktoren zu berücksichtigen, welche die (betont nüchternen) Wagnerschen Bauten im Vergleich zu den ursprünglich geplanten neogotischen Gebäuden (etwa mit ihrer figuralen Ausstattung) eventuell günstiger machten. Dafür scheint die Gürtellinie ein Beispiel zu sein.

#### "Stolz der Wiener" versus "Halbes Werk" – Würdigung und Kritik in Fachkreisen

Die Beurteilung der Wiener Stadtbahn in zeitgenössischen Fachkreisen scheint durchwegs ambivalent auszufallen: Während die Architektur der Anlage an sich meist positiv bewertet wurde, findet man bei namhaften Verkehrsexperten und Stadtplanern häufig negative beziehungsweise kritische Meinungen vor allem hinsichtlich der Funktion der Stadtbahn als innerstädtisches Verkehrsmittel.

Wagners moderne Stadtbahnbauten ernteten im In- und Ausland sogleich allgemein Anerkennung und Lob.<sup>60</sup> Der Kunstkritiker Ludwig Hevesi sprach "von schö-

betriebliche Verlust der Jahre 1898 bis 1908 betrug insgesamt 3,5 Millionen Gulden.

<sup>56</sup> N.N., Zur Eröffnung der Stadtbahn, in: Arbeiter-Zeitung, 8. Mai 1898, 4. Ebenda wird an späterer Stelle jedoch auch die Qualität der Stadtbahnarchitektur gewürdigt.

<sup>57</sup> Siehe SENGELIN, Verkehrsplanungen (Anm. 16), 360; HORN, 75 Jahre Wiener Stadtbahn. "Zwischen 30er Bock und Silberpfeil", Wien 1974, 19; Veigl., Dorischer Zukunftsstil (Anm. 26), 52 f.

<sup>&</sup>lt;sup>58</sup> Ohne Berücksichtigung der Absenkung des Bahnhofs Hauptzollamt stiegen die Baukosten je Kilometer der Wientallinie gegenüber 1894 um 61 Prozent. Siehe dazu auch Anm. 50.

Auf der anderen Seite bezifferte Franz Neumann, wohlgemerkt der ausgebootete erste Architekt der Wiener Stadtbahn, die Mehrkosten durch die Verwendung von Naturstein statt Backsteinziegel immerhin mit zwei Millionen Gulden. N.N., Die Moderne in der Architektur und im Kunstgewerbe. Fortsetzung der Discussion am 23. Jänner 1899, in: Zeitschrift des Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines 51/12 (1899), 186.

<sup>&</sup>lt;sup>60</sup> Siehe unter anderem Hartwig FISCHEL, Hochbau. 2. Teil, in: Hermann STRACH (Hg.), Geschichte der Eisenbahnen der österreichisch-ungarischen Monarchie. Band 2, Wien/Teschen/Leipzig 1898, 403–422, hier 420 f.

ne[r] moderne[r] Stadtbahn" als dem "Stolz der Wiener" und meinte, die Brücke über die Wienzeile habe die Wiener zu "Wagnerianern" gemacht. Hevesi hätte darin einen Anachronismus gesehen, wenn die Wiener Stadtbahn als modernes Verkehrsmittel im altertümlich wirkenden neugotischen Stil nach Neumann errichtet worden wäre.<sup>61</sup> (Die Ironie der Geschichte ist, dass der Anachronismus die Anlage andersherum einholte, indem eine moderne Architektur der Art Nouveau den würdevollen Rahmen für eine im innerstädtischen Verkehr damals bereits veraltete Betriebsart mit Dampflokomotiven abgeben musste.)<sup>62</sup> Im Jahrbuch des deutschen Werkbundes 1914 hieß es zur städtebaulichen Bedeutung der Anlage: "Die besten Stadtbahnhöfe hat Otto Wagner für die Wiener Hochbahn geschaffen, Bauten, deren flächiger Horizontalismus sowohl die vorherrschende Fahrtrichtung zum Ausdruck bringt, als sich auch mit den umgebenden Häuserzeilen in baukünstlerischem Einklang befindet."<sup>63</sup> Selbst führende Denkmalpfleger und Heimatschützer würdigten Wagners zeitgemäße Architektur, und protestierten in mehreren Zeitungsartikeln gegen die Verunstaltung der schönsten Teile der Wiener Stadtbahn durch das Anbringen der Reklameschilder.<sup>64</sup>

Hingegen wurde die Stadtbahn als lokales Verkehrsmittel in zeitgenössischen Fachkreisen häufig mit deutlicher Kritik bedacht. Die wesentlichsten Kritikpunkte betrafen die Linienführung beziehungsweise nicht realisierten Linien, den Dampfbetrieb, die mangelhaften Anschlussmöglichkeiten an andere Verkehrsmittel (räumlich und tariflich), die Intervalle, die städtebauliche Barierrewirkung oder die betriebswirtschaftlichen Defizite der Stadtbahn.<sup>65</sup>

Karl Mayreder, 1894 bis 1902 Chefarchitekt des Stadtregulierungsbüros, meinte: "Im übrigen aber haben sich die Erwartungen, die an die Stadtbahn als einem großartigen lokalen Verkehrsmittel gestellt wurden, bis jetzt leider nicht ganz erfüllt."66 So nannte auch Hermann Strach im Standardwerk der altösterreichischen Eisenbahnliteratur, herausgegeben von den k. k. Staatsbahnen zum Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josephs, den unvollendeten Charakter wie auch die Potentiale der Stadtbahn beim Namen: "So ist die Wiener Stadtbahn nur ein halbes Werk geblieben, das erst durch eine zweckentsprechende Ergänzung seiner Linien und Umgestaltung seines Betriebes jenes Verkehrsmittel werden kann, das den Erwartungen entspräche, die seine Schöpfer und mit ihnen die Bevölkerung der Metropole hegten […]."67 Diese Ergänzungen und

<sup>61</sup> Ludwig Hevesi, Acht Jahre Sezession (März 1897 – Juni 1905). Kritik – Polemik – Chronik, Wien 1906, 98, 203 und 278.

<sup>&</sup>lt;sup>62</sup> Siehe zur Wiener Stadtbahn auch: "[…] obwohl verhältnismäßig neu, scheint die Bahn doch völlig veraltet zu sein." Parlamentsbericht, London 1899, zitiert nach Kurz, Städtebauliche Entwicklung (Anm. 16), 128.

<sup>&</sup>lt;sup>63</sup> Fritz Hoeber, Stadtbau und Verkehr, in: Der Verkehr. Jahrbuch des deutschen Werkbundes (Jena 1914), 15. In dieser Beschreibung ist allerdings schwer verständlich, was der Horizontalismus Wagners mit der vorherrschenden Fahrtrichtung zu tun haben soll, wo doch die Stadtbahn zweigleisig in beide Richtungen fuhr.

<sup>&</sup>lt;sup>64</sup> Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz in Niederösterreich, Rechenschaftsbericht für das Jahr 1914, Bundesdenkmalamt Archiv, Heimatschutz 2, Fasz. 1. Siehe auch Joseph August Lux, Die Meister des Wiener Bodens (Die neuen Architekturwerke), in: Ders., "Wenn du vom Kahlenberg...". Das künstlerische Stadtbild Wiens, wie es war und wird, Wien/Leipzig 1907, 112–156, hier 116.

<sup>65</sup> Vgl. auch Kurz, Städtebauliche Entwicklung (Anm. 16), 128; SENGELIN, Verkehrsplanungen (Anm. 16), 369-375.

<sup>&</sup>lt;sup>66</sup> MAYREDER, Stadtentwicklung (Anm. 8), 73. Siehe dazu auch Moriz Band, Einsteigen, in: Wiener Bilder (1896), Heft 1, 8–9, hier 9: "Mit dem ersten Zuge der Stadtbahn wird wohl auch ein neuer Zug modernen Lebens und Geistes durch unser Wien gehen, das nur eines großen, mächtigen Ansporns bedarf, um seinem alten, unvergänglichen Ruhm neue Lorbeerreiser zu erwerben."

<sup>&</sup>lt;sup>67</sup> STRACH, Entwicklungsgeschichte (Anm. 36), 18.

Umgestaltung erfolgten erst nach dem Ersten Weltkrieg und nicht zuletzt erst in den letzten Jahrzehnten (siehe dazu mehr weiter unten). Der Wiener Architekt und Stadtplaner Eugen Fassbender kritisierte bereits im Eröffnungsjahr das neue dampfbetriebene Verkehrsmittel und seine negativen Auswirkungen auf die neue Gürtelstraße: "[...] auf dem übriggebliebenen 'Gürtel' wurden die gewaltigen Steinmassen der Stadtbahn hingelagert. [...] es muß die Thatsache constatirt werden, dass jetzt im schmalen 'Gürtel' die Locomotiven Tag und Nacht die Luft verstänkern, während hier ein aus sanitären Gründen höchst erwünschter Streifen grünen Angers hätte erhalten werden können."68 Der spätere Stadtbaudirektor Franz Musil resümierte: "[...] im Zeitalter mächtig aufstrebenden elektrischen Straßenbahnwesens vermochte die im Dampfbetriebe und in der Linienführung gleich benachteiligte Stadtbahn nur einen unzureichenden Anteil aus dem gewaltigen städtischen Personenverkehr an sich zu ziehen. Die Verluste sind fürwahr erschreckend. "69 Der Elektrotechniker und Verkehrsplaner Karl Hochenegg meinte im Hinblick auf die Erschließung der Innenstadt: "Wer Wien kennt, weiß, daß die Innere Stadt aus dem Massenverkehr gänzlich ausgeschaltet ist, indem sowohl die Stadtbahn als auch die Straßenbahn um sie herumführen [...]. "70 Schließlich, um es bei diesen wenigen Beispielen zu belassen, sei der deutsche Fachmann für Verkehrsfragen, Richard Petersen, mit seinen drastischen Worten zitiert: "Ein Musterbeispiel für das Unheil, was eine Kommission von an sich verständigen Leuten anrichten kann, ist die immer erwähnte Wiener Stadtbahn [...]. Für die Linienführung waren alle möglichen Rücksichten (militärische, ästhetische, Eisenbahnfernverkehr, usw.) maßgebend, nur nicht die Bedürfnisse des Ortsverkehres, sie ist daher so verpfuscht worden, daß es das beste wäre, man bräche sie wieder ab, da sie jetzt nur die Herstellung besserer Anlagen hindert. "71

Aber auch Industrie, Handel und Wirtschaft sahen ihre Interessen durch die Wiener Stadtbahn nur wenig vertreten. So leitete Gustav Pacher, der sich schon drei Jahrzehnte zuvor mit einer Denkschrift in die Lokalbahn-Debatte einbrachte, im Jahr 1903 seinen einschlägigen Vortrag im Niederösterreichischen Gewerbeverein mit folgenden Worten ein: Haben wir eigentlich in Wien überhaupt eine Stadtbahn? [...] Für neunundneunzig Hundertstel dieser Bevölkerung ist diese Bahn ohne jede Bedeutung für das tägliche Geschäftsleben – höchstens so eine Art Sonntagnachmittags-Vergnügungsbahn, um aus der dicken Stadtluft für einige Stunden nach Schönbrunn, Hütteldorf, Purkersdorf oder Klosterneuburg zu entfliehen. Pacher hielt des weiteren fest: Beschämung der eigenen Heimat vor der Verkehrstechnik des Auslandes [...] ein groß-vermeintes und vor aller Augen hingestelltes, aber ohne Verständnis der Bedürfnisse des Großstadtverkehres ins Leben gerufenes

<sup>&</sup>lt;sup>68</sup> Eugen Fassbender, Ein Volksring für Wien. Ein Vorschlag seiner Vaterstadt gewidmet, Wien 1898, 5–6. Siehe dazu auch Architekt Hermann Helmer, in: Zeitschrift des Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines 51/10 (1899), 150: "die Gürtelstraße in zwei Theile geschnitten".

<sup>&</sup>lt;sup>69</sup> Franz Musil, Das Wiener Verkehrsproblem. Das künftige Wiener Schnellbahnnetz, in: Neues Wiener Tagblatt, 12. Jänner 1918, 5 (Hervorhebung im Original). Siehe auch Ders., Die künftigen Wiener elektrischen Untergrund-Schnellbahnen, Wien 1910, 3.

<sup>&</sup>lt;sup>70</sup> Karl HOCHENEGG, Das neue Wiener Verkehrsproblem, in: Reichspost, 11. März 1911, 1–2. Siehe auch Ders., Vorschläge zur Verbesserung der Wiener Verkehrsverhältnisse, Wien 1910.

<sup>&</sup>lt;sup>71</sup> Richard Petersen, Die Bedingungen der Rentabilität von Stadtschnellbahnen, Berlin 1908, 21, zitiert nach Sengelin, Verkehrsplanungen (Anm. 16), 375.

Werk.<sup>72</sup> Im Niederösterreichischen Gewerbeverein kam es wenige Jahre später sogar zu einer Protestversammlung mit der Tagesordnung: Besprechung der Mißstände auf der Wiener Stadtbahn. Bei dieser Gelegenheit meinte ein Vertreter des Vereins für Stadtinteressen und Fremdenverkehr mit einiger Übertreibung, aber doch bezeichnend für die fehlende Akzeptanz dieser Verkehrsanlage: Die Stadtbahn ist unter den Wiener Kommunikationsmitteln die [sic] schlechteste und entspricht in keiner Weise ihrer Bestimmung. Emil Adler von der Wiener Kaufmannschaft bezeichnete ebendort [...] unsere Einrichtung der Stadtbahn als einen unsinnigen Zustand, wie er unerträglicher nicht gedacht werden könne, statt eine Verkehrswohltat, sei sie eine Verkehrsplage. Die Bevölkerung weicht dieser Bahn im großen Bogen aus, aber auch die Stadtbahn der Bevölkerung. Die Veranstaltung mündete letztlich in eine Resolution der Wiener Kaufmannschaft und des Niederösterreichischen Gewerbevereins über die dringende "Reformbedürftigkeit" der Wiener Stadtbahn.<sup>73</sup>

#### **Urbane Beschleunigung?**

Wagners Stadtbahnbauten werden gern als "Architektur der Beschleunigung"<sup>74</sup> und als "Auftakt ins Zeitalter der Beschleunigung"<sup>75</sup> in Wien angesehen und daraus die Folgerung gezogen, dass dies insgesamt für den Stadtbahnbetrieb selbst gelte: "Die Distanz zwischen zuvor weit voneinander entfernten Punkten verringerte sich auf wenige Fahrminuten; […] mit hoher Geschwindigkeit bewegten sich die Passagiere durch Räume, die zuvor mit dem Tempo von Pferden durchmessen worden waren. Die Beschleunigung im Verkehrswesen hatte die Großstadt erobert."<sup>76</sup>

In der Tat "rückten" unterschiedliche Stadtteile oder die Stadt und ihr Umland durch die Stadtbahn plötzlich näher. Man gelangte mit den Stadtbahnzügen direkt und so schnell wie nie zuvor etwa bis nach Hütteldorf oder in der anderen Richtung nach Heiligenstadt. Manche Züge fuhren darüber hinaus bis Kritzendorf und Tulln beziehungsweise nach Rekawinkel und Neulengbach weiter.<sup>77</sup> "Nun kann der Wiener mit der so lange ersehnten Stadtbahn aus dem Herzen der Stadt – etwa vom Operngebäude aus – in wenigen Minuten den herrlichen Wienerwald erreichen […]."<sup>78</sup> Das neue Fortbewegungsmittel eröffnete zugleich auch neue, ungewohnte Wahrnehmungsmöglichkeiten der Stadt. Vor allem auf der Gürtellinie entstand durch die Kombination von Hochlage und erhöhter Geschwindigkeit während der Fahrt eine neuartige Perspektive: War früher der Zug in der Tiefe, so schwebt er jetzt in der Höhe, auf dem Viadukt, von dem aus

<sup>&</sup>lt;sup>72</sup> Gustav PACHER, Die Lebensweckung der Wiener Stadtbahn. Vortrag gehalten am 20. November 1903 im Niederösterreichischen Gewerbeverein, Wien 1903, 3 und 6.

<sup>&</sup>lt;sup>73</sup> N.N., Die Mißstände auf der Wiener Stadtbahn, in: Neue Freie Presse, 11. Jänner 1910, 3-4.

<sup>&</sup>lt;sup>74</sup> NIERHAUS, Architektur der Beschleunigung (Anm. 2), 17–23.

VIIIa FÖLSING, Die Wiener flottgemacht. Historische Stadtbahn, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25. Jänner 2018, http://www.faz.net/aktuell/technik-motor/technik/historische-stadtbahn-die-wiener-flottgemacht-15408499.html [Zugriff 2. Oktober 2018].

Alfred Fogarassy, Vorwort. Die Wiener Stadtbahn – eine Geschichte der Beschleunigung, in: Fogarassy (Hg.), Otto Wagner (Anm. 2), 7.

<sup>&</sup>lt;sup>77</sup> Führer auf der Wiener Stadtbahn, Wien 1899, 14 ff.; Horn, Wiener Stadtbahn (Anm. 42), 26.

<sup>&</sup>lt;sup>78</sup> Ueber Land und Meer, in: Deutsche Illustrirte Zeitung 41/10 (1898/1899), 690–692, hier 690.

sich schöne Durchblicke durch die langen Straßenzüge rechts und links eröffnen. [...] Das ist überhaupt das Vergnügen an der Fahrt, so lange sie zwischen Alt- und Neuwien, den Gürtel entlang hinführt, daß man die Straßen, die man Tag für Tag zu wandeln gewohnt ist, aus der Vogelperspektive sieht.<sup>79</sup> Ein Effekt, der auch von Wagner selbst intendiert war, ohne dass er – wie schon erwähnt – für die Festlegung von Hochbahn- und Tiefbahnstrecken verantwortlich gewesen wäre. In seinen baukünstlerischen Hinweisen zur Komposition legte er unter anderem großes Gewicht auf die perspektivische Wirkung unter Ausnützung des Terrains und des landschaftlichen Hintergrundes. So strebte er die Schaffung neuer und die richtige Verwertung bestehender Veduten und Durchblicke an.<sup>80</sup> Der sogenannte panoramatische Blick, wie man sie von der Eisenbahnreise kannte, hielt somit endgültig Einzug in die Wahrnehmung der Stadt. (Vergleichbares gab es in Wien bis dahin höchstens entlang der Verbindungsbahn zwischen Hauptzollamt und Praterstern, die jedoch wesentlich weniger frequentiert war.) Eine "Rundfahrt" mit der Stadtbahn galt nun als Attraktion.<sup>81</sup>

Doch die von der Stadtbahn ausgelöste Beschleunigung und Mobilisierung der Stadt ist insgesamt eher als moderat zu bezeichnen. Denn bei einem Verkehrsmittel kommt es diesbezüglich nicht nur auf die reine Fahrgeschwindigkeit an, sondern in Summe vielmehr auf die Reisegeschwindigkeit einschließlich Wartezeiten, Erreichbarkeit der Haltestellen usw. Ebenso wichtig ist die Benutzbarkeit im Alltag – etwa auf dem Weg in die Arbeit. Und erfolgreich war die Stadtbahn anfangs offenbar weniger als eine innerstädtische "Metropolitan-Bahn" denn eher als Regionalbahn, welche die Ausflüglerinnen und Ausflügler am Wochenende aus der Stadt hinaus brachte. Lange Zeit nutzte man dieses Verkehrsmittel, wie schon erwähnt, deutlich häufiger an Sonn- und Feiertagen als an Werktagen. Einzig im Wiental konnte die Stadtbahn einigermaßen Siedlungsimpulse setzen und war auch im täglichen Berufsverkehr von Bedeutung.

Wien erhielt mit der Stadtbahn zwar ein neues übergeordnetes Verkehrsmittel, das die städtische Mobilität und die Stadtentwicklung aufgrund seiner strukturellen Nachteile jedoch nur mäßig beförderte. Immerhin war die Wiener Stadtbahn im internationalen Vergleich erst das fünfte Verkehrssystem in einer Stadt, das zumindest teilweise unterirdisch verlief und damit als Vorläufer der U-Bahn betrachtet werden kann. (Bald folgten jedoch Paris 1900, Berlin 1902 oder New York 1904, allesamt Untergrundbahnen, die bereits auf elektrischem Antrieb basierten.) Die Wiener Stadtbahn blieb zunächst ein Fremdkörper im Gefüge urbaner Fortbewegung. Daran war neben der Linienführung und der Anlage der Stationen auch der Betrieb als Volleisenbahn schuld. Die Dampflokomotiven erzeugten lästige Emissionen und machten längere Intervalle notwendig. Viele der Nachteile waren letztlich auf die Zugehörigkeit der "Stadt"-bahn zu den k. k. Staatsbahnen zurückzuführen. Technikgeschichtlich könnte man das Problem so auf

<sup>&</sup>lt;sup>79</sup> N.N., Die erste Stadtbahnfahrt. Eindrücke und Stimmungen, in: Neues Wiener Tagblatt, 10. Mai 1898, 1.

 $<sup>^{80}\,</sup>$  Otto Wagner, Moderne Architektur, Wien 1896, 48 und 51.

<sup>81</sup> Siehe dazu mehr bei Sándor Béκési, Vom Luftreservoir zur Verkehrshölle und Kulturmeile? Beiträge zu Geschichte und Wahrnehmung des Wiener Gürtels, in: Wiener Geschichtsblätter 55/2 (2000), 73–101, hier 95–98; Katharina Wesselly, Die Stadtbahn als Großstadtkino. Zur Wahrnehmungsveränderung in Wien im 19. Jahrhundert, Wien 2009.

<sup>82</sup> Sándor BÉKÉSI, Die Stadtbahn um 1900. Wiens erstes Schnellverkehrsmittel?, in: NIERHAUS – WEHDORN (Hg.), Pavillon (Anm. 51), 50–55.

<sup>83</sup> Wiener Stadtbahn (Anm. 1), 14; MAYREDER, Stadtentwicklung (Anm. 8), 73.

den Punkt bringen: "Die Wiener Stadtbahn wurde als Dampfbahn zu spät, für den elektrischen Betrieb zu früh gebaut."<sup>84</sup> Schon während der Bauzeit gab es Überlegungen und unmittelbar nach der Jahrhundertwende auch konkrete Versuche zur Elektrifizierung der Anlage.<sup>85</sup> Eine Maßnahme, die aber erst Mitte der 1920er Jahre durch die Kommune in Angriff genommen wurde.

Das effizienteste und modernste Verkehrsmittel Wiens um 1900 war eigentlich die "Elektrische", wie man damals die gerade (1897–1903) elektrifizierte und kommunalisierte Straßenbahn volkstümlich bezeichnete (*Abb. 1*).

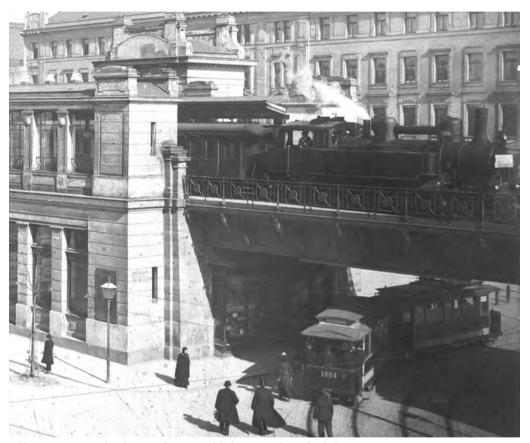


Abb. 1: Station Josefstädter Straße mit Stadtbahnzug und Straßenbahnwagen, um 1905 (Foto: unbekannt / Wien Museum, Inv.-Nr. 93954)

Viel mehr als die Stadtbahn löste diese einen Umbruch im Wiener Verkehrswesen um die Jahrhundertwende aus. Die Straßenbahn fuhr an sich langsamer als die Stadtbahn, wies aber ein wesentlich dichteres Netz und geringere Haltestellenabstände auf. Zudem betrug die Zugfolge auf der Stadtbahn zwischen drei und elf Minuten, auf der Straßen-

<sup>84</sup> Horn, Wiener Stadtbahn (Anm. 42), 23. Siehe auch Kurz, Städtebauliche Entwicklung (Anm. 16), 125 f.

<sup>85</sup> Carl Hochenegg, Beiträge zur Verbesserung der Wiener Verkehrsverhältnisse, Wien 1923, 18 f.; Kurz, Städtebauliche Entwicklung (Anm. 16), 125, 127.

bahn hingegen nur zwei bis fünf Minuten. Hinzu kam, dass das Umsteigen von einer Stadtbahnlinie auf eine andere oder auf die Straßenbahn recht umständlich sein konnte. Zudem erschwerten fehlende Kombinationskarten auch tariflich das Wechseln zwischen den verschiedenen Verkehrsmitteln. Insgesamt war man auf zahlreichen, auch längeren Routen in der Stadt, vor allem mit Umsteigen, mit der Tramway einfach schneller. Vor allem: Diese wickelte kurz vor dem Ersten Weltkrieg mit rund 325 Millionen Fahrgästen den überwiegenden Teil des Personenverkehrs in Wien ab, während die Stadtbahn mit 40 Millionen Passagieren nur etwa jeden zehnten Fahrgast beförderte, und auch dies vor allem am Wochenende. Minnerstädtischen Verkehr konnte also die Stadtbahn – trotz niedrig gehaltener Fahrpreise – mit der Straßenbahn nicht konkurrieren und wurde zunehmend defizitär. Vor diesem Hintergrund betrachtet sind Zuschreibungen wie Stadtbahn, das erste Massenverkehrsmittel für die k. u. k. Metropole etwas irreführend oder vielmehr retrospektives Wunschdenken. Trotz – oder gerade auch wegen – der Stadtbahn resümierte der spätere Direktor des Stadtbauamtes Franz Musil im Jahr 1911: In Wien vollziehe sich der Verkehr "mit der Langsamkeit einer Provinzstadt".

Mögen also die Intentionen Wagners zwar auf ein modernes und effizientes Verkehrssystem in der Großstadt abgezielt haben, die Wiener Stadtbahn konnte alles in allem kaum als ein solches gelten. Wiewohl das erste übergeordnete und kreuzungsfreie Verkehrssystem der Stadt, wurde die Stadtbahn nur eingeschränkt zu einem Schnellverkehrsmittel. Mag man formal die Stadtbahn-Architektur Wagners als "Architektur der Beschleunigung" interpretieren, doch davon kann man noch nicht unmittelbar oder im selben Maße auf eine "Beschleunigung im Verkehrswesen" schließen. Wagners Intentionen sollten ja nicht mit der verkehrspraktischen Realität der Stadtbahn verwechselt werden. Die Frage, ob Wagner selbst in seinen Schriften das Thema Geschwindigkeit und Beschleunigung im Hinblick auf die Stadtbahn aufgriff und betonte, muss an dieser Stelle offen bleiben. Bei Otto Antonia Graf heißt es dazu im Jahr 1963: "Diese Stadtbahnanlage führt in die Architektur eine neue Dimension ein, die Geschwindigkeit und Bewegung der Massen. [...] Die Geschwindigkeit der Ortsveränderung ist das kon-

<sup>&</sup>lt;sup>86</sup> Vgl. Horn, Wiener Stadtbahn (Anm. 42), 72; Wiener Stadtbahn (Anm. 24), 17. Siehe auch Pacher, Lebensweckung (Anm. 71), 12 f.

<sup>87</sup> So konnte die durchschnittliche Fahrzeit um 1903 zwischen Westbahnhof und Wollzeile/Ring mit der Stadtbahn im Mittel 35 Minuten (inklusive Umsteigen), mit der Straßenbahn hingegen rund 24 Minuten betragen. Siehe PACHER, Lebensweckung (Anm. 71), 9.

<sup>88</sup> Felix Olegnik, Historisch-statistische Übersichten von Wien. Teil II: Währung und Wirtschaft, Verkehr etc., Wien 1957 (Mitteilungen aus Statistik und Verwaltung der Stadt Wien, Sonderheft 1), 44, 52 f. und 55.

<sup>89</sup> Wiener Stadtbahn (Anm. 1), 26.

<sup>&</sup>lt;sup>90</sup> Laura Weissmüller, Der Mann der Stadtbahn, in: Süddeutsche Zeitung, 21. März 2018, https://www.sueddeutsche.de/kultur/otto-wagner-ausstellung-in-wien-der-mann-mit-der-sonnenblume-1.3915799 [Zugriff 22. September 2018].

<sup>91</sup> Franz Musil, Das neue Wiener Verkehrsproblem, in: Reichspost, 13. März 1911, 1.

<sup>92</sup> Nierhaus, Architektur der Beschleunigung (Anm. 2), 17–23.

<sup>&</sup>lt;sup>93</sup> FOGARASSY, Vorwort (Anm. 76), 7. Siehe auch Carla CAMILLERI – Bettina JERNEJ, Urbane Beschleunigung. Otto Wagner und die Wiener Stadtbahn, in: Forum Magazin, Technisches Museum Wien (2018), Heft 1, 5–7.

<sup>&</sup>lt;sup>94</sup> Bedauerlicherweise wurde auch im Kapitel Die Eroberung Wiens der großangelegten und 95.000 Besucherinnen und Besucher z\u00e4hlenden Otto-Wagner-Ausstellung im Wien Museum 2018 die Wiener Stadtbahn einseitig und verkl\u00e4rend als Verk\u00f6rperung des modernen Gro\u00dfsstadtverkehrs pr\u00e4sentiert und damit vermittelt, dass hier ein "ad\u00e4quates Verkehrsnetz f\u00fcr die Millionenstadt" sowie ein "leistungsf\u00e4higes Massentransportmittel" entstanden w\u00e4re (Zitate aus dem Kapiteltext und einem der Bereichstexte).

stitutive Merkmal dieser epochalen Anlage."95 Wenn wir dieser architektur- und kunstgeschichtlichen Beschreibung der Stadtbahn folgen, auf die in diesem Kontext seit dem meist zurückgegriffen wird, so muss einem der Fahrbetrieb der Stadtbahn als dampfbetriebene Volleisenbahn umso mehr als Antagonismus erscheinen.

#### "Etwas Unpraktisches kann nicht schön sein"

In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, dass mit den Stadtbahnstationen – wenn wir von den großen Bahnhofsgebäuden und den wenigen Stationsbauten der Verbindungsbahn absehen – sich erstmals für die Passagiere ein Gebäude als Schleuse zwischen das Verkehrsmittel und den Stadtraum schob. Bis dahin war man aus dem Pferde-Omnibus oder der Pferde-Tramway ausgestiegen und konnte praktisch unvermittelt weitergehen. Einer heute weit verbreiteten Meinung zufolge können Wagners Stadtbahnbauten als Vorbild für Bequemlichkeit und Benutzerfreundlichkeit herhalten. Die ursprüngliche Vorgabe war tatsächlich, dass die Stadtbahnstationen den "raschen und leichten Verkehr des Publikums ermöglichen" sollen, aus diesem Grund seien die Eingangs- und Ausgangstüren oder die Stiegen "in zweckmäßiger Weise und bequem" anzuordnen. Ob sich jedoch die Funktionalität der Stadtbahnbauten in jedem Fall an Erfordernissen der alltäglichen Verkehrspraxis orientierte, ist jedoch zu hinterfragen.

So folgten etwa auch die Lage und Struktur der Stationen nicht überall den Notwendigkeiten großstädtischen Massenverkehrs. Zahlreiche Stationseingänge entstanden 100 bis 200 Meter von den Straßenbahnlinien entfernt, was das Umsteigen zusätzlich erschwerte.98 (Am Karlsplatz und am Schwedenplatz richteten sich die Stationspavillons vermutlich nach dem erwarteten neuen Straßenzug Akademiestraße-Laurenzerberg, der jedoch nicht realisiert wurde. 99 Dadurch kamen sie abseits der Hauptverkehrsströme Wiedner Hauptstraße beziehungsweise Rotenturmstraße zu liegen.) Der Weg der Passagiere wurde häufig noch durch den Umstand verlängert, dass die Haltestellen in Tieflage in der Regel nur einen Eingang beziehungsweise Ausgang hatten. Das heißt, wenn jemand zum Beispiel bei der Kettenbrückengasse stadteinwärts am Zugende ausstieg und in der entgegengesetzten Richtung weitergehen wollte, hatte er noch einen Umweg von rund 200 Metern zurückzulegen. Die Stationen zwangen den Passagieren zudem mühsames Treppensteigen auf, Aufzüge gab es damals nämlich nicht. Solche Anlagen waren zwar in den ursprünglichen Planungen bei Neumann und auch im Auftrag an Wagner im Mai 1894 noch enthalten, entfielen aber vermutlich ebenfalls aus (weiter oben bereits erwähnten) finanziellen Gründen. 100 Wagner sah in seinem Wettbewerbsbeitrag auch

<sup>95</sup> Otto Antonia Graf, Otto Wagner, in: Otto Wagner. Das Werk des Architekten (Ausstellungskatalog des Historischen Museums der Stadt Wien), Wien 1963, 11–32, hier 23 f.

<sup>96</sup> Siehe exemplarisch NIERHAUS, Architektur der Beschleunigung (Anm. 2), 18 und 22; RIGELE, Politische Aspekte (Anm. 45), 33.

<sup>97</sup> Zitiert nach Graf, Otto Wagner (Anm. 10), 139.

<sup>98</sup> Kurz, Städtebauliche Entwicklung (Anm. 16), 124.

<sup>&</sup>lt;sup>99</sup> Vgl. Regulirungsplan der Inneren Stadt von 1896, in: Historischer Atlas von Wien, 5.3.4; Kolb, Otto Wagner (Anm. 22), 322.

<sup>100</sup> Siehe Schlöss, Wiener Stadtbahn (Anm. 32), 12; Veigl, Dorischer Zukunftsstil (Anm. 26), 46 und 48; Fogarassy (Hg.), Otto Wagner (Anm. 2), 95.

für die Haltestelle Elisabeth-Platz (heute Karlsplatz) noch Aufzüge beziehungsweise Gepäcksaufzüge vor. Gleichzeitig dachte er nicht an den Einsatz von solchen entlang der Ringstraße: Es kann aber kaum Jemandem zugemuthet werden, mindestens 60 Stufen hinab und ebensoviele hinauf zu steigen, um eine kurze Strecke Bahnfahrt zu machen [...]. Man kann davon ausgehen, dass Wagner wahrscheinlich keinen unmittelbaren Einfluss auf die Entscheidung über die Verwendung oder Nicht-Verwendung von Aufzügen in der Stadtbahn hatte. Diese könnten jedoch den Einsparungen infolge der generellen Mehrkosten zum Opfer gefallen sein (siehe dazu weiter oben). 102

Heutzutage werden die Treppenanlagen und Stufen der Stadtbahnstationen allgemein geschätzt, immer wieder wird ihre hohe Praktikabilität hervorgehoben: "Otto Wagners Stiegenhäuser, bzw. deren Treppen und Stufen, sind von einer Großzügigkeit und Bequemlichkeit, wie sie bei keinem späteren Wiener Verkehrsbauwerk je erreicht wurde, "103 Die Frage, inwiefern tatsächlich Wagner selbst die Stufenmaße bestimmen konnte, oder ob sie nicht vielmehr von der Baudirektion der Wiener Stadtbahn aufgrund damals üblicher Standards vorgegeben waren, sei hier dahingestellt.<sup>104</sup> Generell sollte dabei jedoch nicht aus dem Blickfeld geraten, dass die Benützung der Stadtbahntreppen heute durch die zwischenzeitlich überall eingebauten Liftanlagen mehr oder weniger freiwillig erfolgt. Das war um 1900 noch nicht der Fall. Das bedeutete bei den Stationen entlang der Gürtellinie in der Tat bei jeder Fahrt die zweimalige Überwindung von 60 bis 70 Stufen, ob man wollte beziehungsweise konnte oder nicht. Und so überrascht es nicht, dass man die Zugänglichkeit der Stadtbahnstationen anfangs nicht ganz positiv bewertete: Selbst in einer Denkschrift des Niederösterreichischen Gewerbevereins zur Umgestaltung des Verkehrs der Wiener Stadtbahn von 1905 monierte man, dass die Stiegen zu hoch seien. 105 Andere sahen darin sogar mit einen Grund, warum die Stadtbahn relativ wenig frequentiert war: Bei den Stadtbahnhöfen wären auch, infolge der großen Niveauunterschiede, Aufzugsanlagen vorzusehen, denn ein Großteil der Bevölkerung vermeidet die Benützung der Stadtbahn wegen dem lästigen Stiegensteigen. 106 Wenn wir davon ausgehen, dass in der Erschließung und Aneignung der modernen Großstadt Aufzüge um 1900 auch in Wien bereits eine zunehmend wichtige Rolle spielten, 107 so liegt der Schluss nahe, dass die Wiener Stadtbahn auch diesbezüglich eine mehr oder minder anachronistische Anlage darstellte.

Die viel beschworene Alltagstauglichkeit und Funktionalität von Otto Wagners Stationsbauten dürfte in einzelnen Fällen auch in einer weiteren Hinsicht hinterfragt werden. So geriet etwa der Eingangsbereich der Haltestelle Brigittabrücke (heute Friedens-

<sup>101</sup> Wagner, Erläuterungs-Bericht (Anm. 19), 71 und 74; Nierhaus – Orosz (Hg.), Otto Wagner (Anm. 2), 281.

<sup>&</sup>lt;sup>102</sup> Zum Vergleich: Ein elektrischer Aufzug für vier Personen in einem vierstöckigen Haus mit gemauertem Schacht sowie mit Schutzgitter und automatischen Türzuhaltungen, "mittelelegant", inklusive Montage kostete um 1897 zwischen 4.000 und 4.500 Gulden. Anton Freissler, Ueber Personenaufzüge, in: Zeitschrift des Österreichischen Ingenieurund Architekten-Vereins 49/30 (1897), 461. Wir danken Peter Payer für diesen Literaturhinweis.

<sup>&</sup>lt;sup>103</sup> RIGELE, Politische Aspekte (Anm. 45), 33.

<sup>104</sup> Siehe dazu Detailpläne der Baudirektion für die Wiener Stadtbahn 1895, ÖStA, AVA, Verkehr, Projektsammlung: W II.39; Gröger, Stadtbahnen (Anm. 7), 77 f. und 162.

<sup>&</sup>lt;sup>105</sup> Zitiert nach Rigele, Politische Aspekte (Anm. 45), 33.

<sup>106</sup> Robert Orley, Wenn Wien Großstadt würde, in: Der Bautechniker 31/18 (1911), 408-412, hier 412.

<sup>&</sup>lt;sup>107</sup> Vgl. Peter PAYER, Auf und ab. Eine Kulturgeschichte des Aufzugs in Wien, Wien 2018.

brücke), die an sich eine Sondertype unter den Stationsbauten darstellte, erheblich enger als die Normaltype. So betrug die Gesamtbreite des Eingangs bei der Station Roßauer Lände in den Entwürfen Wagners 4,9 Meter, bei der Brigittabrücke hingegen nur noch 4,2 Meter, obwohl das Gebäude selbst relativ breit hingelagert ist. Dadurch waren nur noch zwei seitliche Flügeltüren als Ausgang mit jeweils 120 Zentimetern und eine mittlere Eingangstür mit 140 Zentimetern Breite (ohne Türstock gemessen) vorgesehen. Im Ausführungsplan der Baudirektion wurden in der Folge die beiden Ausgangsbreiten geringfügig auf 122 Zentimeter erweitert. 108 So boten die Ausgänge im Endeffekt eine tatsächliche Passierbreite (einschließlich Türblätter mit Schutzgitter etc.) von lediglich kaum mehr als einem Meter. Das bedeutet, dass es für zwei Menschen praktisch unmöglich war, gleichzeitig diese Flügeltüren zu passieren, ohne einander zu berühren oder gar gegeneinander zu drücken. Selbst wenn man bedenkt, dass die Verkehrssituation vor 120 Jahren nicht zur Gänze mit der heutigen verglichen werden kann, <sup>109</sup> ist dies ein Umstand, der vermutlich auch schon damals zu Stockungen im Passagierstrom führen musste (und tut dies heute aufgrund der gestiegenen Frequenz noch mehr).<sup>110</sup> Zumal ja diese Station um 1900 verkehrsmäßig eine durchaus wichtige war: Sie stand am Übergang in die damalige Donaustadt (heute Teil des 2. und 20. Bezirks), sie bot eine Umsteigemöglichkeit zur Franz-Josefs-Bahn, und hier endete an einem zusätzlichen Mittelbahnsteig auch eine Verbindungskurve zur Gürtellinie der Stadtbahn. In diesem Fall dürften also der ästhetische Anspruch und die architektonische Form eher zu Lasten der eigentlichen Verkehrsfunktion obsiegt haben.

Diese wenigen Beispiele mögen bereits signalisieren, dass Wagners vielzitierte Maxime "Etwas Unpraktisches kann nicht schön sein"<sup>111</sup> gerade im Fall der Stadtbahn offenbar nicht überall zur Geltung gelangte. In einem wichtigen Punkt jedoch mögen Wagners große Stationsgebäude am Gürtel einst besser funktioniert haben als heute: betreffend räumlicher Orientierung in der Kassenhalle. Beim Betreten der Station konnte man sich ursprünglich gleich in jene Richtung zu den Stiegen wenden, in die man fahren wollte. Das war möglich, weil die Stadtbahn damals im Linksverkehr fuhr. Heute ist diese sinngemäße Anordnung der Bewegungslinien durch die Umstellung auf Rechtsverkehr seit 1988 leider nicht mehr gegeben. Dafür gab es in den Stationen ursprünglich auch Bahnsteigsperren mit Fahrscheinkontrolle, die auf dem Weg zu den Waggons ebenfalls passiert werden mussten, und welche für den Fahrgaststrom auch nicht gerade förderlich waren. Das war naturgemäß eine eisenbahntechnische Einrichtung, mit der Wagner an sich nichts zu tun hatte.

Vgl. Haltestelle Brigittabrücke, Grundriss im Straßen- und Bahnniveau, Juni 1900 (Otto Wagner, Plan-Nr. 1605), Grundriss im Straßenniveau (Baudirektion, Blatt-Nr. 453), Oktober 1900 und Haltestelle Roßauerlände, Grundriss im Straßenniveau, 1900 (Otto Wagner, Plan-Nr. 1591), Wiener Stadt- und Landesarchiv (WStLA), Kartographische Sammlung – Allgemeine Reihe, Pläne der Wiener Stadtbahn, 2: Stadtbahn: Donaukanallinie, Pl: 31130, 31129, 31077. Siehe auch Graf, Otto Wagner (Anm. 10), 210; Schlöss, Wiener Stadtbahn (Anm. 32), 13 f., 19 und 121–123.

<sup>109</sup> Heute betragen die einzelnen Türstockbreiten des wieder in den Originalzustand versetzten Aufnahmegebäudes jeweils 117/118 Zentimeter. Die Frage, inwiefern Wagners geteiltes Passiersystem mit Ein-Richtungsdurchgängen (zwei schmälere seitliche Ausgangstüren und eine breitere mittlere Eingangstür) in der Praxis befolgt wurde, muss an dieser Stelle offen bleiben.

<sup>&</sup>lt;sup>110</sup> Siehe zu den beschränkten Raumverhältnissen in der Haltestelle Brigittabrücke generell die Anfrage im Wiener Gemeinderat, in: Neues Wiener Journal, 30. April 1902, 3, und den Leserbrief in der Neulengbacher Zeitung, 31. August 1901, 3. Vgl. hinsichtlich der Vestibüle der Stationen am Karlsplatz auch Kurz, Städtebauliche Entwicklung (Anm. 16), 125.

<sup>&</sup>lt;sup>111</sup> Zitiert nach Graf, Otto Wagner (Anm. 10), 273. Siehe dazu auch Hevesi, Acht Jahre Sezession (Anm. 61), 278.

Die vielzitierte nachhaltige Funktionalität von Otto Wagners Stadtbahnbauten jenseits ihrer ästhetischen Qualität - ergab sich teilweise erst durch nachträgliche Ergänzungen und Verbesserungen, die jedoch im Stadtbahn-Diskurs häufig übergangen werden. Wenn man sich heute beeindruckt zeigt, dass diese "[...] Verkehrsanlagen aus dem Ende des 19. Jahrhunderts im dynamischen 21. Jahrhundert ihren Zweck erfüllen", 112 so blendet man dabei einiges aus. Denn der Befund, wonach Otto Wagners Bauten als Bestandteil des U-Bahn- und S-Bahnnetzes in Wien bis heute ihre Funktionalität beweisen können,<sup>113</sup> liegt nicht zuletzt in der Tatsache begründet, dass diese Anlagen seitdem mehrmals umgebaut und modernisiert wurden: Die Stationen der Wientallinie wurden für die U4 im Zeitraum von 1968 bis 1983 entweder komplett neu errichtet (siehe Umsteigeknoten wie Meidling Hauptstraße) oder mehr oder weniger umgebaut bei Erhaltung des Aufnahmegebäudes. Dabei wurden zahlreiche Abgangsstiegen und Bahnsteige nach einem Wettbewerb 1970 im einheitlichen Design der "Architektengruppe U-Bahn" neu gestaltet. In der Folge kamen weitere technische Adaptierungen und Verbesserungen hinzu wie Lifte, Rolltreppen, zusätzliche Abgänge am zweiten Bahnsteigende usw., ohne die diese Linie heute wohl kaum leistungsfähig wäre. So war die Errichtung zweiter Zugänge zu den U-Bahnstationen Ende der 1980er Jahre eine zentrale Forderung zur Attraktivierung der öffentlichen Verkehrsmittel entlang der Wientallinie. 114 Schwer vorstellbar, wie die Wagnerschen Stationsbauten etwa am Karlsplatz und Schwedenplatz die heutigen Fahrgastzahlen der U4 bewältigen würden. Diesen Konnex sieht man auch deutlich am Beispiel der Linie U6: Sie entspricht - trotz Verlängerung - aufgrund ihres Betriebes mit Straßenbahnwagen, nur eines Stiegenabgangs und fehlender Rolltreppen in den alten Hochbahnstationen nicht mehr den Anforderungen eines zeitgemäßen U-Bahnverkehrs. Die Wiederinbetriebnahme der Vorortelinie als Schnellbahn ist im Rahmen des Schienenverbundprojektes in den 1980er Jahren verwirklicht worden und verdankt einen Teil ihres Erfolges der Anbindung an die radiale U3 ab dem Jahr 1997. Der Übergang von Zügen ins Umland, seinerzeit einer der positiven Aspekte im Stadtbahnbetrieb, fehlt leider heute und verursacht damit unnötige Fahrtunterbrechungen in der Spittelau und Hütteldorf, sowie einiges an Verkehr auf den begleitenden Straßen.

Die Unzulänglichkeiten der Stadtbahn haben nicht unwesentlich dazu beigetragen, dass man unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg, als Wien gerade zur Zwei-Millionen-Metropole und zur viertgrößten Stadt in Europa wurde, hierzulande immer öfter von "Verkehrsmisere" sprach. Denn das öffentliche Verkehrsangebot hielt mit der großstädtischen Entwicklung nicht überall Schritt.<sup>115</sup> Die Erschließung der Innenstadt empfand

<sup>112</sup> Georg RIGELE, Was heißt da veraltet?, in: Die Presse, Spectrum, 19. Mai 2018, II.

<sup>&</sup>lt;sup>113</sup> Nierhaus, Architektur der Beschleunigung (Anm. 2), 22.

<sup>&</sup>lt;sup>114</sup> SCHLÖSS, Wiener Stadtbahn (Anm. 32), 15 f. und 18 f.; Gürtel, Süd- und Westeinfahrt: neue Wege für Wien. Entwicklungsprogramm, Abschlußbericht der Projektleitung, Leitprojekt Wiental, hg. von der Projektorganisation Gürtel, Süd- und Westeinfahrt im Auftrag der Stadt Wien und der Wiener Bundesstraßen AG, Wien 1989, 14; Post Otto Wagner (Anm. 2), 126.

<sup>&</sup>lt;sup>115</sup> Fritz Steiner, Das Verkehrsproblem der Großstadt mit Berücksichtigung Wiens, Wien 1914, 40 f.; Heinrich Goldemund, Der städtebauliche Werdegang Wiens, in: 100 Jahre Wiener Stadtbauamt, Wien 1935, 69–80, hier 78; N.N., Die Verkehrsmisere in Wien, in: Illustriertes Wiener Extrablatt, 23. Jänner 1914, 2; Die Wiener Verkehrsfrage, in: Deutsches Volksblatt, 31. Mai 1912, 6; N.N., Die Wiener Verkehrsmisere, in: Wiener Sonn- und Montags-Zeitung, 3. Juni 1912, 2.

man wie bereits erwähnt als mangelhaft, ebenso die Kapazität des (Auto)Omnibusnetzes. Die elektrische Straßenbahn galt zwar als hervorragend, gleichzeitig erwies sich ihre Dominanz im Wiener Verkehrswesen auch als problematisch. Auf diese Weise war praktisch einem einzigen Verkehrsmittel die Bewältigung des Großstadtverkehrs überlassen worden, das diese Aufgabe kaum zur Gänze erfüllen konnte. So stieß die Straßenbahn schon vor dem Krieg wiederholt an ihre Kapazitätsgrenzen. Vor allem aber fehlte es an einem effizienten Schnellverkehrssystem wie dies in vielen anderen Großstädten bereits zum Alltag gehörte oder sich im Bau befand. Nachdem die Wiener Stadtbahn diesen Kriterien nicht entsprechen konnte, gab es seitens der Stadt Wien bald konkrete Überlegungen zur Errichtung eines U-Bahnnetzes, das dem heutigen bereits sehr nahe kam. Erst der Ausbruch des Ersten Weltkriegs im Sommer 1914 respektive seine Folgen verhinderten vorerst die Realisierung dieser Pläne. 116

Die durch die beiden Weltkriege und den "Eisernen Vorhang" unterbrochene Entwicklung Wiens hat die Probleme aufgrund des Stadtbahn-Torsos lediglich vorübergehend "zugedeckt". Den später allmählich gestiegenen Bedarf konnte auch die inzwischen von der Gemeinde Wien elektrifizierte und betriebene Stadtbahn (mit der Verlängerung zum Süd-/Ostbahnhof durch die Linie 18G) nicht befriedigen. Das Fehlen von Hochleistungsverbindungen in der Brigittenau (was zum Teil durch den Bau der Schnellbahn verbessert wurde), sowie nach Favoriten und Simmering verursachte die Verkehrsprobleme der sechziger bis neunziger Jahre mit und konnte erst durch den Bau radialer U-Bahnlinien behoben werden. Das Fehlen dieser Linien war ja einer der Hauptkritikpunkte an der Stadtbahn bereits um 1900.

#### Der Alltag auf der Stadtbahn aus zeitgenössischer Sicht

So gesehen dürfte es nicht weiter überraschen, wenn die Stadtbahn um 1900 nicht nur bei Fachleuten mehr als umstritten war, sondern ihre Wahrnehmung auch beim Publikum äußerst ambivalent ausfiel. Für die Benutzerinnen und Benutzer der Stadtbahn, die ja hauptsächlich aus dem Bürgertum kamen, standen die positiven Erfahrungen mit den bereits erwähnten sonntäglichen Ausflugsfahrten eben den vielfachen Nachteilen der Stadtbahn im alltäglichen Verkehr gegenüber. Wir wissen das vor allem auf Basis von veröffentlichter Meinung in Zeitungen und Zeitschriften, die in erster Linie von Journalisten, Literaten, Leserbriefschreibern, aber auch von einschlägigen Fachleuten stammt. Generell lässt sich sagen, dass die öffentliche Kritik an der Stadtbahn in populären Medien praktisch mit der Eröffnung einsetzt und sich gleichsam zu einem Stadtbahn-Bashing entwickelt. Nichtsdestotrotz hatten diese Unmutsäußerungen, wie aus den bisherigen Ausführungen hervorgehen dürfte, eine reale Grundlage und können somit nicht ignoriert werden. Die vorliegende Auswahl enthält nur einige wenige, wenn auch charakteristische oder signifikante Beispiele.

Siehe Franz Musil, Die künftigen Wiener elektrischen Untergrund-Schnellbahnen, Wien 1910; Kurz, Städtebauliche Entwicklung (Anm. 16), 133–137; Johann Hödl, Das Wiener U-Bahn-Netz. 200 Jahre Planungs- und Verkehrsgeschichte, Wien 2009, 211; Sándor Békési, Straßenbahnstadt wider Willen – oder zur Verkehrsmobilität im Hinterland, in: Alfred Pfoser – Andreas Weigl (Hg.), Im Epizentrum des Zusammenbruchs. Wien im Ersten Weltkrieg, Wien 2013, 452–461.

So soll Eduard Pötzl, Meister der Lokalskizze, gleich anlässlich der Eröffnung der ersten Stadtbahnlinie entlang des Gürtels abfällig die Bezeichnung "Um-die-Stadt-Bahn" geprägt haben, die bald zum geflügelten Wort in diesem Kontext wurde. 117 Selbst in feierlichen Berichten monierte man den Umstand, dass nun gerade jener Teil als erster in Betrieb geht, der recht abseits vom Herzen der Stadt liegt und dem vorhandenen Verkehrsbedürfnis so gar nicht Rechnung trägt. 118

Für Kritik und Polemik sorgte vermehrt die Belästigung durch Rauch und Ruß, der die Passagiere auf der dampfbetriebenen Stadtbahn ausgesetzt waren: Was ist aber sonst dabei, wenn man nach einer selbst kürzeren Stadtbahnfahrt sich wieder waschen muß? Dem Reinlichen kommt es doch wahrlich nicht darauf an, sich um einmal mehr zu waschen, und wenn ein anderer, der mit Schwamm und Seife weniger gern zu tun hat, unnachsichtlich zu einer Reinigung gezwungen wird, so braucht man daraus doch nicht ungezählte Vorwürfe zu erheben, daß die Stadtbahn zur Reinlichkeit erzieht. 119 Ähnlich lautend heißt es in einem Leserbrief: Im Wagen sind die Sitze, wenn sie nicht von den Kleidern eines Passagiers kurz vorher bereits gereinigt worden sind, häufig beschmutzt und nicht besser sieht die Rücklehne aus. Das ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß die Züge zum Teil unterirdisch verkehren und der Rauch beim Passieren des Tunnels massenhaft Ruß ansetzt, der in die Wagen eindringt. 120 Aber auch in Fachartikeln wurde man in dieser Hinsicht gelegentlich konkret und praxisnah: So z. B. bilden auf der längs hohen Mauern und in Tunnels sich hinziehenden Wiener Stadtbahn die Rauchbelästigung und der Aschenflug eine grosse Plage; es ist unbedingt geboten, vor dem Niedersetzen den Sitzplatz zu reinigen oder sich ein Tuch unterzulegen, wenn man nicht Gefahr laufen will, die Kleider zu verderben. 121

Der Journalist Max Winter, bekannt für seine kritischen Reportagen und Stadtbeobachtungen, fasste in einem Städtevergleich im Jahr 1911 seine praktischen Erfahrungen mit der Wiener Stadtbahn anschaulich zusammen: Rauch, Qualm, ungefüge, schwer zu öffnende Waggontüren, alle Ausgänge aus den Waggons über drei, im Winter womöglich vereiste Stufen, dazu schmierige Stangen, an denen man sich nicht anhalten mag; die Sitze verstaubt; die Luft unerträglich, zumal im Sommer, wenn man wegen der Rauchqual die Fenster nicht öffnen kann, und zu alledem eine geradezu augenmörderische Beleuchtung, die es verhindert, daß man sich die Qualen solcher Fahrten durch Lesen verkürze. Dazu die langweiligen Aufenthalte in den Stationen – bis sich so ein Waggon leert und wieder füllt, streicht oft eine Minute dahin –, endlich aber die geringe Fahrgeschwindigkeit, die großen Pausen zwischen zwei Zügen, die frühe Beendigung des Abendverkehrs [...] und schließlich die beträchtlichen Umwege, die man fast bei jeder Fahrt machen muß – und man hat das Bild eines großstädtischen Verkehrsmittels gewonnen, wie es nicht sein soll. 122 (Vollständigkeitshalber sei an dieser Stelle erwähnt, dass die Stadtbahn wiederum im Winter etwas

Arbeiter-Zeitung, 8. Mai 1898, 4. Siehe auch Ernst von Nadherny, Erinnerungen aus dem alten Österreich, hg. von Peter Panholzer – Christiane Reich-Rohrwig, Wien u. a. 2009, 36.

<sup>118</sup> Wiener Bilder, 15. Mai 1898, 2.

<sup>119</sup> N.N., Unsere Stadtbahn. Versöhnliche Betrachtungen eines Friedfertigen, in: Reichspost, 15. September 1911, 1.

<sup>120</sup> N.N., Ein unzufriedener Passagier der Stadtbahn, in: Illustriertes Wiener Extrablatt, 10. Jänner 1910, 9.

<sup>&</sup>lt;sup>121</sup> N.N., Vergleich zwischen einer elektrischen Lokomotive und einer Dampflokomotive, in: Polytechnisches Journal 82 (1901), 39, 613–618, hier 617 mit Anm. 7.

<sup>122</sup> Max Winter, Im unterirdischen London, in: Arbeiter-Zeitung, 8. Jänner 1911, 1 (Hervorhebungen im Original).

zahlreicher frequentiert wurde, da ihre Waggons – im Unterschied zur Straßenbahn – um 1900 bereits über Heizung verfügten.)<sup>123</sup>

Darstellungen wie diese konterkarieren in Summe deutlich das heutzutage etwas verklärte und einhellig positive Bild von der Jahrhundertwende-Stadtbahn. Dabei stellt sich naheliegenderweise die Frage, wie Wagner selbst diese Kritik an der Stadtbahn aufgenommen haben mag (selbst wenn er in näherer Zukunft mit der Elektrifizierung der Anlage rechnete), forderte er doch in seinem Werk *Moderne Architektur* in Sachen Komfort größtmögliche Bequemlichkeit und größtmögliche Reinlichkeit.<sup>124</sup> Ähnliches gilt für die Funktion der Stadtbahn als schnelles innerstädtisches Verkehrsmittel.

In einem ironischen Porträt der Stadtbahn schilderte die Reichspost die langen Wartezeiten in den Stationen gar als eine Gelegenheit, der Hektik und dem Verkehrsgewühl der Stadt zu entkommen: Aus dem tosenden Straßenlärm, in dem die Tramway pfeift und läutet, Automobile hupen und stinken, Kohlen- und Ziegelwagen ächzen, Kutscher fluchen, steige ich an meinem Stadtbahnhof in die Tiefe. Köstliche, nervenerquickende Ruhe! Aber auch die als langsam empfundene Geschwindigkeit der Dampfzüge wurde humoristisch aufgegriffen: Warum machen's denn ein so trauriges G'sicht? – Mir ist aus dem Schnellzug der Stadtbahn während des schnellsten Fahrens mein Hut, mein Stock und meine Brille aus dem Waggon g'fall'n! – Na, und? – Und ich hab' nur den Stock und die Brille aufheben können!

Der Schriftsteller Alfred Hermann Fried verglich 1908 die Stadtbahnen in Wien und Berlin. Während er in den Stationen der deutschen Hauptstadt den "Rausch der Technik" verspüren wollte, gewann er in Wien den Eindruck, dass man hierzulande "mit süß-saurer Miene an sein gerne großstädtisches Institut denkt", denn: "Welch trauriges Bild gewinnen wir von der Stadtbahn, deren Existenz einzig und allein darin eine Rechtfertigung finden möge, daß sie uns sehr nette, vom alten Hallenstil abweichende Bahnhofsbauten gezeitigt hat. Die Bahnhofsfassaden der Wiener Stadtbahn sind wirklich sehr heiter, umso düsterer das Institut, zu dem sie Einlaß bieten. [...] Wie ein verwunschener Prinz irrt jetzt diese Stadtbahn rings im Kreise um jene Stätten herum, die man gemeinhin als die Zentren des städtischen Lebens bezeichnet [...]. Wenn das der Pulsschlag des Wiener Lebens, den man auf den Stationen der Wiener Stadtbahn 'tosen' hört, so liegt Wien in der Agonie."<sup>127</sup>

#### **Fazit**

Die Stadtbahn wird in der Rückschau meist mit einem modernen und schnellen großstädtischen Verkehrsmittel assoziiert, was jedoch nicht der Realität dieser Anlage – und auch nicht ihrer zeitgenössischen Wahrnehmung beim Publikum – entspricht. Während die Stadtbahn um 1900 vielfach einen schlechten Ruf hatte, verhält es sich heutzutage genau umgekehrt: Sie wird eher verklärt. Das retrospektiv-imaginierte Bild der Wie-

<sup>&</sup>lt;sup>123</sup> Wien am Anfang des XX. Jahrhunderts (Anm. 8), 84. Die ersten beheizten Straßenbahntriebwagen wurden erst ab 1910 eingesetzt, Beiwagen mit Heizung gab es erst ab 1951.

<sup>124</sup> Otto Wagner, Moderne Architektur, Wien 31902, 163.

<sup>125</sup> N.N., Unsere Stadtbahn. Versöhnliche Betrachtungen eines Friedfertigen, in: Reichspost, 15. September 1911, 1.

<sup>&</sup>lt;sup>126</sup> N.N., Stadtbahngespräch, in: Kikeriki. Humoristisches Volksblatt, 15. Mai 1898, 2.

<sup>&</sup>lt;sup>127</sup> Alfred H. Fried, Wien/Berlin. Ein Vergleich, Wien/Leipzig [1908], 104-106.

ner Stadtbahn scheint sich weithin vom Renommee des berühmten Architekten beziehungsweise von der architektonischen Qualität der Anlage zu speisen. Doch die Praxis dieser Stadteisenbahn um 1900 konterkarierte geradezu manche großstädtische Intentionen von Otto Wagner. Nehmen wir gerade die Vorstellungen Wagners hinsichtlich großstädtischen Lebens und urbaner Mobilität ernst, können wir im Fall der Wiener Stadtbahn eher von einem Scheitern sprechen.

Denn die Wiener Stadtbahn um 1900 war insgesamt kein modernes, urbanes Schnellverkehrsmittel. Ihren ursprünglichen Hauptzweck, den innerstädtischen Personenverkehr zu fördern, erfüllte sie nur eingeschränkt. Die Stadtbahn kann als eine Vorläuferin der U-Bahn angesehen werden, praktisch eine Verbindungsbahn zwischen den staatlichen Hauptbahnen mit einer reduzierten Funktionalität als innerstädtisches Verkehrsmittel, die aber mit der Durchbindung von Regional- und Lokalbahnen bereits in Richtung Schnellbahn wies. 129 Außerdem fungierte sie auf der Vorortelinie erfolgreich als Güterbahn. In unserem Zusammenhang ist aber vor allem von Interesse: Die Wiener Stadtbahn mag zwar architektonisch und städtebaulich die Entwicklung Wiens zur modernen Großstadt repräsentieren, ihre Anlage war insgesamt eher anachronistisch. Die unvollendete, dampfbetriebene Stadtbahn stellte einen eigenartigen Hybrid dar. Während Wagners moderne Architektur in die Zukunft weisen mochte, war der Stadtbahnbetrieb selbst eher rückwärtsgewandt und für urbane Ansprüche in Summe wenig attraktiv. Doch gerade diese Janusköpfigkeit macht die Wiener Stadtbahn, zumindest in der Rückschau, noch bemerkenswerter. Sie verkörperte einmal mehr die vielzitierten Paradoxien der Wiener Moderne um 1900. Ihre Geschichte könnte so betrachtet auch dem Schaffen von Otto Wagner eine neue Facette hinzufügen.

In städtebaulicher und architektonischer Hinsicht mag man zwar heute von einem "historischen Glücksfall" sprechen, dass der bekannte Architekt unerwartet zum Stadtbahnprojekt stoßen und in Wien "einen der wichtigsten Großbauten der frühen Moderne" realisieren konnte. 130 Das heißt jedoch nicht, dass Wagners direkter oder indirekter Einfluss auf die Gestaltung und Einrichtung der Wiener Stadtbahn in jeder Hinsicht positiv zu werten ist, oder umgekehrt, dass alle anderen Projekte nur Nachteile mit sich gebracht hätten. Denn wir können davon ausgehen, dass das Grundnetz der Stadtbahn auch mit einer anderen Architektur entstanden und stadtbildprägend gewesen wäre. Diese hätte möglicherweise weder zeitgenössisch noch gegenwärtig eine so hohe Wertschätzung wie jene von Wagner (und würde aus diesem Grund vielleicht gar nicht mehr existieren). Aber es ist nicht unwahrscheinlich, dass eine solche, möglicherweise kostengünstigere Stadtbahn geeignet gewesen wäre, das eine oder andere verkehrsfunktionale Kriterium sogar besser zu erfüllen. 131 Ihre stadtbildprägende Wirkung konnten die Wagnerschen Bauten nicht zuletzt auch dadurch erlangen, weil sie in die Donaukanal- und

<sup>&</sup>lt;sup>128</sup> Siehe exemplarisch: "Wien feiert und feierte Otto Wagner. Heuer, 120 Jahre nach Eröffnung der Wiener Stadtbahn, und auch schon damals." Konrad Holzer, Otto Wagner und die Wiener Stadtbahn, in: Flaneurin. Nachrichten von der Kunst des Lebens, http://www.flaneurin.at/2018/04/20/otto-wagner-und-die-wiener-stadtbahn/ [Zugriff 28. Oktober 2018].

<sup>129</sup> Stadtbahn als "[...] ein zukunftsweisendes Verkehrssystem für den urbanen Großraum Wien", RIGELE: Was heißt da veraltet? (Anm. 111).

<sup>130</sup> Fogarassy, Vorwort (Anm. 76).

<sup>131</sup> Siehe weitere kontrafaktische Überlegungen dieser Art bei Gröger, Stadtbahnen (Anm. 7), 90 f.

Wienflussregulierung einbezogen wurden. Zwei Großprojekte, welche im Verbund mit dem Stadtbahnbau ausgeführt worden waren und großteils die Voraussetzung für diesen bildeten.

Ebenso, wie man bei der Betrachtung der Wiener Stadtbahn um 1900 architektonische Aspekte und die eigentliche Verkehrsfunktion trennen muss, gilt dies auch in diachroner Betrachtung: Die damalige Stadtbahn kann nicht ohne weiteres mit der heutigen U-Bahn verglichen werden. Feststellungen wie "Otto Wagners Stadtbahnbauten immer noch voll funktionsfähig"<sup>132</sup> müssen vor dem Hintergrund der zahlreichen Verbesserungen dieser Anlage im Laufe der Zeit wohl relativiert werden. (Zur Negativbilanz dieser Veränderungen nach 1945 gehören wohlgemerkt die aus heutiger Sicht vermeidbaren Verluste an Stationsbauten und schützenswerter Bausubstanz.) Die Potentiale des ersten übergeordneten Verkehrssystems Wiens konnten nur mit einiger Verzögerung besser zur Geltung kommen. In der gegenwärtigen Wahrnehmung der Jahrhundertwende-Stadtbahn vermischen sich jedoch häufig die Vorzüge der heutigen U-Bahn und die Unkenntnis oder Nichtbeachtung jahrzehntelanger, unzulänglicher Verkehrslösungen.

<sup>132</sup> HÖDL, Stadtbahn (Anm. 6), 30.

# Bernhard Brudermann Paul Harrer Lucienfeld – Chronist und Kulturforscher

#### Eine biographisch-genealogische Studie

#### **Einleitung**

Paul Harrer muss wohl als einer der eifrigsten Bearbeiter der Wiener Häusergeschichte gesehen und bewertet werden – mit einem Œuvre, das seinesgleichen sucht: es sind 20 maschinengeschriebene Bände (17 Bände Inhalt, drei Bände Index). Jeder Band im Umfang von mehr als 200 Seiten – heute in der Wienbibliothek im Rathaus und im Wiener Stadt- und Landesarchiv einsehbar – beleuchtet soziologische Aspekte, bringt historische Hintergrundinformationen, zeigt die architektur- und kunsthistorische Entwicklung der Bauten der Wiener Innenstadt und liefert detaillierte Informationen zu den Hausbesitzerinnen und Hausbesitzern, wobei teilweise die jeweiligen Genealogien dargestellt werden. Paul Harrer hat mehr als 25 Jahre an seinem Opus Magnum gearbeitet. An Wiener Stadtgeschichte Interessierte kommen nicht umhin, zumindest einmal auf den "Harrer" zuzugreifen und sich Informationen aus dessen Werk zu holen.

Über die Person Paul Harrer und sein Leben findet sich bis heute – abgesehen von kurzen biographischen Beiträgen von Richard Perger und Hertha Wohlrab in den Wiener Geschichtsblättern -, keine nähere Darstellung.1 Zu Lebzeiten kaum bekannt und prekär lebend, wurde erst wenige Jahre nach seinem Tod zumindest sein Werk gewürdigt, indem seine Ruhestätte in ein Ehrengrab umgewandelt wurde. Im folgenden Beitrag soll auf Harrer, seinen Lebenslauf, seine familiären Verbindungen und sein berufliches und privates Umfeld näher eingegangen werden. Es müssen in diesem Kontext auch seine beiden Förderer, Gustav Gugitz und Fred Hennings, sowie der Erforscher der Wiener Sagen, Anton Mailly, erwähnt werden, bekannte Wien-Forscher, denen jedoch allen gemeinsam war, dass sie als reine Autodidakten ohne jegliche akademische Ausbildung ihre Werke zur Geschichte der Stadt Wien schufen, und die sich über ihre Forschungsergebnisse austauschten, diese ergänzten und gegenseitig in ihren Arbeiten aufeinander verwiesen. Mittels Dokumenten im Wiener Stadt- und Landesarchiv (Biographische Sammlung, Autographen, Tagebücher, Identitätsausweis, Meldezettel, Archivbibliothek), Unterlagen im Genealogischen Verein Adler (diverse genealogische Nachschlagwerke, High Life Almanach, Partensammlung etc.), der publizierten Genealogie der Familie Harrer im Wiener Genealogischen Taschenbuch (WGT 1936) und dem Beitrag über die Familie Bachrach (und Harrer) im aktuellen Standardwerk zum Wiener Großbürgertum Wer einmal war von Georg Gaugusch, dem Werk von Anna

<sup>&</sup>lt;sup>1</sup> Hertha Wohlrab-Weinzettl, Paul Harrer, Wien, seine Häuser, Menschen und Kultur, in: Wiener Geschichtsblätter 13 (1958), 71; Richard Perger, Biographischer Eintrag Paul Harrer in: Wiener Stadt- und Landesarchiv (WStLA), Archivbibliothek: E742/22, 3. Ex.; Felix Сzeike, Historisches Lexikon Wien. Band 3, Wien 1994, 62 f.

302 Bernhard Brudermann

Staudacher über die Konvertiten in Wien, Kirchenbüchern (Mariahilf, Weinhaus, Altottakring), Roman Sandgrubers Arbeit über die Millionäre Wiens um die Jahrhundertwende sowie Artikeln in diversen Wiener Zeitschriften (in denen über Beförderungen, Vorträge etc. berichtet wird), Nachlässen von Harrers Schwager Dr. Franz Wollmann im Wiener Stadt- und Landesarchiv und unveröffentlichten Tagebüchern und Dokumenten von Rosa Posselt, der Cousine von Harrers Frau, konnte ein Bild dieser Persönlichkeit gezeichnet werden.

Außerdem sollen im folgenden Beitrag kurze Lebensläufe einiger seiner nächsten Verwandten geboten werden, um ein Gesamtbild seines familiären Umfelds gewinnen zu können. Die folgende Arbeit ist aber nicht nur die Darstellung einer Persönlichkeit, sondern soll ein Bild einer bildungsbürgerlichen Wiener Familie und deren Umfeld zeichnen, mit all ihren Facetten und (politischen ) Gegensätzen, die diese Zeiten unweigerlich mit sich brachten sowie mit ihrer Einbindung in die gehobene bürgerliche Gesellschaftsschicht Wiens.<sup>2</sup>

#### Leben

#### Herkunft und beruflicher Werdegang

Paul Harrer wurde am 28. Jänner 1883 in Reichenberg (Böhmen, heute Liberec/Tschechische Republik) als Sohn des Obersts Josef Harrer (geboren 9. Februar 1823 in Wien, gestorben 19. November 1882 in Wien, Sohn des Akzessisten Josef Harrer und der Theresia Fuchs) und der Emma Löb (geboren am 31. Oktober 1853 in Reichenberg, gestorben am 18. Juni 1945 in Wien, Tochter des Moritz Löb aus Reichenberg und der Theresia Pitsch aus Kohlige) geboren.<sup>3</sup> Der Vater Emmas war der 1824 in Gablonz geborene und 1880 in Reichenberg verstorbene Inhaber einer Kolonialwaren- und Viktualienhandlung Moritz Löb; dessen Frau Theresia wurde 1823 in Kohlige geboren und stammte aus der Familie der erfolgreichen Schafwollfabrikanten Bernhard, Eduard und Anton Pietsch ("Gebrüder Pietsch") in Kohlige (heute Uhelna/Tschechien).<sup>4</sup>

- Mein Dank gilt Univ.-Doz. Dr. Andreas Weigl, durch den dieses Projekt in die Wege geleitet wurde, Dr. Michael Lorenz, der stets hilfsbereit zur Seite stand und sehr wertvolle Ratschläge und Hinweise bot, den Mitarbeitern des Stadt-und Landesarchivs Mehmet Urhan, Edmund Knapp und Gregor Merkel, die immer unterstützend mitwirkten, Mag. Dipl.-Dolm. Brigitte Brudermann für das Lektorat, Karl Fellhuber, der Bibliothekar des Genealogischen Vereins Adler, Dr. Philip Wimmer für Fotografien von Gräbern auf dem Zentralfriedhof sowie den beiden bereits verstorbenen Herren Dr. Alfred Posselt und Odo Meyer-Welfing, die dem Verfasser im Laufe mehrerer Jahre zahlreiche Dokumente und Unterlagen der Familien Harrer und Holub zukommen ließen. Alle in der Folge genannten Einträge in Tauf- und Trauungsbüchern wurden online verwendet unter: http://data.matricula-online.eu/de.
- <sup>3</sup> Hans von Stratowa, Wiener Genealogisches Taschenbuch. Band VIII, Wien 1937, 71 f.; siehe auch: WStLA, Biographische Sammlung, Paul Harrer v. Lucienfeld: Geburts- und Taufschein; Taufpaten waren der Stationsvorstand Leo Salzmann und die Damen Charlotte Werner und Adelheid Pietsch. Der Nachname Pietsch wird teilweise mit "i" und teils mit "ie" geschrieben.
- <sup>4</sup> Zu den Daten der Eltern Emma Löbs siehe: WStLA, Historische Meldeunterlagen, K1: Meldezettel Emma Harrer. Der Vater Moritz Löb beziehungsweise sein Handelsunternehmen wird 1869 erwähnt in: Jakob Brandeis, Die Gegenwart Organ für die Interessen des Judentums. Jg. II, Prag 1869, 29; anlässlich seines Ablebens wird an ihn erinnert in: Mitteilungen aus dem Vereine der Naturfreunde in Reichenberg. Band 12–25, Reichenberg 1881, 113. Moritz Löb war der Sohn des Joseph Löb und der Maria Anna Pfeiffer, die 1813 in Reichenberg geheiratet hatten. Der Vater Joseph Löbs war Martin Löb aus Prag. Ich danke Karl Fellhuber, dem Bibliothekar des "Genealogischen Archivs Adler", der diese Informationen den Kirchenbüchern von Reichenberg/Liberec entnommen hat.



Abb. 1: Tauf- und Geburtsschein Paul Harrers (Wiener Stadt- und Landesarchiv, Biographische Sammlung: Paul Harrer v. Lucienfeld)

Die Eltern und auch bereits die Großeltern Josef Harrers waren in Mariahilf in Wien ansässig. Josef Harrer durchlief die klassische Offizierslaufbahn, diente als junger Offizier unter dem Feldmarschall Joseph Wenzel von Radetzky, war an den österreichischen Feldzügen 1849, 1859 und 1866 (der Schlacht von Custozza) beteiligt, wurde mehrmals aufgrund seiner Tapferkeit ausgezeichnet und befehligte zuletzt im Range eines Obersten als Kommandant das "72. Infanterieregiment Baron Dormus", welches in Prag stationiert war. Josef Harrer verstarb zwei Monate vor der Geburt seines letzten Kindes Paul und während seiner aktiven Dienstzeit.<sup>5</sup> Die Mutter, Emma Harrer, erhielt im Jahr 1900 (1. Juli 1900 Allerhöchste Entschließung sowie 7. Oktober 1900 Ausfertigung des Diploms) als Witwe eines Obersten die Nobilitierung mit dem Adelsstand "Edle von Lucienfeld" für sich und ihre Tochter Emma, zu diesem Zeitpunkt bereits verheiratete Wollmann, die Söhne Dr. Josef Harrer und Rudolf Harrer, die Tochter Elsa Harrer und den jüngsten Sohn Paul Harrer, zu diesem Zeitpunkt Militärrealoberschüler.<sup>6</sup>

<sup>&</sup>lt;sup>5</sup> Zu den Taufeintragungen Josef Harrers beziehungsweise zur Trauung seiner Eltern siehe: Matriken Erzdiözese Wien, Taufbuch Mariahilf 1823, fol. 112: Josef Harrer wurde 1823 in Mariahilf getauft, sein Pate war Joseph Weinkopf (Priester, Ordentlicher Professor und Verfasser des Werks "Wissenschaftliche Katechetik", Wien 1824); Matriken Erzdiözese Wien, Trauungsbuch Mariahilf 1822, fol. 208: Die Trauung zwischen Josef Harrer sen. (Sohn des Webermeisters Josef Harrer und seiner Frau Thekla, geborene Lindemann, Mariahilf 83) und Theresia Fuchs (Tochter des Hausinhabers Mathias Fuchs und seiner Frau Marianne, geborene Mandl, ebenfalls Mariahilf 83) fand am 5. Juni 1822 statt. Trauzeugen waren der Buchhalter Joseph Ignaz Hladek und der Rechnungsoffizial Gottfried Ritter von Wurzer. Zur Laufbahn Josef Harrers: Ein Nachruf mit detaillierten Angaben zu seiner Offizierslaufbahn, seinen Beförderungen und Auszeichnungen findet sich in: Prager Tagblatt, 20. November 1882.

<sup>&</sup>lt;sup>6</sup> Karl Friedrich von Frank zu Döfering, Alt-Österreichisches Adels-Lexikon. Band 1, Wien 1928, 108.



Abb. 2: Wappen der Familie Harrer von Lucienfeld: Karel Vavřínek, 2007–2021 (2–19) (Almanach českých šlechtických a rytířských rodů, Brandýs nad Labem 2005-2015, Band 2013)

Emma Harrer dürfte eine in der Wiener Gesellschaft bekannte Dame gewesen sein, da sie nicht nur die Standeserhöhung (posthum für ihren verstorbenen Ehemann) erwirkte, sondern auch im High Life Almanach, dem "Who is Who" der gehobenen Wiener Gesellschaft von 1913, gemeinsam mit ihren Söhnen Josef und Rudolf sowie den genauen Adressangaben (Emma und Josef: 18. Bezirk, Gentzgasse 90, beziehungsweise Rudolf: 9. Bezirk, Prechtlgasse 1) eingetragen ist. 7 Das Neue Wiener Abendblatt erwähnt in einer Notiz, dass Emma Harrer am 24. Jänner 1904 zu einer Audienz beim Kaiser geladen war.8 Fritz von Herzmanovsky-Orlando erwähnt Frau Harrer in einem Brief an seinen Freund Alfred Kubin vom 27. Juni 1909 und attestiert ihr ein gewisses hysterisches Verständnis für Kubins kurz zuvor erschienenen Roman Die andere Seite.9 Paul Harrer wuchs in Reichenberg und Wien auf und durchlief - wie bereits sein Vater, und zwar als einziger der drei Söhne - die klassische Laufbahn eines österreichischen Berufsoffiziers der k. u. k. Armee: Er musterte nach der Absolvierung der Theresianischen Militärakademie in Wiener Neustadt 1903 als Leutnant aus, anschließend war er in diversen Truppenkörpern und an verschiedenen Garnisonsorten der k. u. k. Armee eingesetzt, und wurde schließlich Lehrer für Militärgeographie, Geschichte, Topographie und Exerzieren an der Militärrealschule in St. Pölten. Am 1. Mai 1909 wurde er während seiner Verwendung im Infanterieregiment "Freiherr von David Nr. 72" durch das Reichskriegsministerium zum Oberleutnant befördert und absolvierte daraufhin den Ausbildungsgang für den gehobenen Intendanzdienst.<sup>10</sup> Am 9. Februar 1911 ereignete sich ein tragischer Vorfall in Harrers Wohnung in der Fallgasse: Harrers Offiziersdiener

<sup>&</sup>lt;sup>7</sup> Wiener High-Life-Almanach-Almanach der Wiener Gesellschaft, Wien 1913, 119.

<sup>8</sup> Neues Wiener Abendblatt, 24. Jänner 1904, 4.

<sup>&</sup>lt;sup>9</sup> Michael Klein (Hg.), Fritz von Herzmanovsky-Orlando. Der Briefwechsel mit Alfred Kubin 1903 bis 1952, Wien 1983, 29, 341.

WStLA, Biographische Sammlung, Paul Harrer v. Lucienfeld: Beförderungsdekret des k.und k. Reichskriegsministeriums zum Oberleutnant.

Emmerich Ruf stürzte beim Putzen der Fenster auf die Straße und verstarb vor Ort.<sup>11</sup> Am 2. November 1913 wurde Harrer zum Militärunterintendanten (gleichzusetzen einem Hauptmann) befördert und gleichzeitig vom Infanterieregiment Nr. 72 zur Intendanz der 6. Infanterietruppendivision zugeteilt.<sup>12</sup>



Abb. 3: Beförderungsdekret zum Militärunterintendanten (Wiener Stadt- und Landesarchiv, Biographische Sammlung: Paul Harrer v. Lucienfeld)

Mit seiner Einheit war er unter anderem auch in Krakau und Pressburg stationiert.<sup>13</sup> Während des Ersten Weltkriegs war er durchgehend im Intendanzdienst tätig und wurde mit verschiedenen Orden und Ehrenzeichen (wie bereits sein Vater) ausgezeichnet, etwa dem Ritterkreuz des Franz Josef Ordens mit der Kriegsdekoration und den Schwertern, der Silbernen Militärverdienstmedaille am Bande des Militärverdienstkreuzes, der Bronzenen Militärverdienstmedaille am Bande des Militärverdienstkreuzes, dem Karl Truppenkreuz oder dem Militärjubiläumskreuz. Die letzten Kriegsjahre verbrachte Harrer dienstlich in Graz. Das Ende der k. u. k. Monarchie und der Beginn der Umstrukturierung der Streitkräfte bedeutete aber auch das Ausscheiden aus dem aktiven Militärdienst. Harrer wurde dennoch am 1. Jänner 1920 durch das Staatsamt für Heereswesen durch Staatssekretär Dr. Julius Deutsch zum Militärintendanten (gleichzusetzen einem Major) ernannt, und

<sup>&</sup>lt;sup>11</sup> Das Vaterland, 9. Februar 1911, 7.

<sup>12</sup> WStLA, Biographische Sammlung, Paul Harrer v. Lucienfeld: Beförderungsdekret zum Militärunterintendanten.

<sup>&</sup>lt;sup>13</sup> Siehe dazu auch: Schematismus für das k. u. k. Heer und für die k. u. k. Kriegsmarine 1903–1914, Wien 1903–1914.

schließlich durfte er den Titel Militäroberintendant der Reserve (gleichzusetzen einem Oberstleutnant) führen. 14 Die folgenden Jahre war Harrer nun in verschiedensten Bereichen tätig: In der Wiener Filiale der Prager Bank Zivnostenska Banka v Praze war er vom 9. Dezember 1919 bis zum 17. Juni 1922 als Angestellter tätig, vom 1. Juli 1922 bis März 1923 war er Beamter der Internationalen Handelsbank am Schottenring 1, am 15. März 1923 trat er als Bürochef in die Graf Gesellschaft m.b.H sowie die Kanditenfabrik Johann Hoff, beides Tochterfirmen der 1884 gegründeten Fabrik Hauser und Sobotka ein, nach der Vereinigung dieser Firma mit der Schokoladenfabrik J. Brünauer & Co stieg Harrer am 31. Jänner 1927 in dieses neue Unternehmen ein. 15 In allen Zeugnissen der hier genannten Firmen wird Harrer durchwegs als besonders verlässlicher, pflichtbewusster und gewissenhafter Beamter beschrieben und in vollster Zufriedenheit ob seines Fleißes und Eifers gelobt. Vom Oktober 1933 bis zum April 1934 absolvierte Harrer erfolgreich den Berufsausbildungskurs für Fremdenverkehrsreferenten, der durch den "Gewerbeförderungsdienst" des Bundesministeriums für Handel und Gewerbe abgehalten wurde. Die folgenden Jahre dürfte Harrer in prekären Verhältnissen als Privatgelehrter, teils mit Vortragsreihen zur Wiener Häusergeschichte verlebt haben. So hielt er etwa am 7. November 1935 in der Historischen Sektion der Österreichischen Leo-Gesellschaft, Verein zur Förderung von Kunst und Wissenschaft an der katholischen-theologischen Fakultät der Universität Wien einen Vortrag mit dem Titel Der Neue Markt im Wandel der Zeiten, bei dem er auch Lichtbilder zeigte. 16 Am Freitag, den 14. April 1936 hielt Harrer in der Gentzgasse einen Vortrag mit dem Titel Neuer Markt und Kapuzinerkirche, wieder mit Lichtbildern, für den Verein Dr. Deckert-Vereinshaus für den 18. Bezirk in Wien, deren Präsident der Kardinal und Erzbischof Dr. Theodor Innitzer war.<sup>17</sup> Von 1933 bis 1949 arbeitete Harrer an der ersten Fassung seiner Häusergeschichte, in welcher die Region innerhalb der ehemaligen Stadtbefestigung beleuchtet wurde, von 1951 bis 1958 war er mit der erweiterten Fassung seines Werkes – unter Berücksichtigung der städtischen Grundbücher – beschäftigt. Am 23. September 1943 übertrug Harrer alle Rechte seines Manuskripts Wien - seine Häuser, Menschen und Kultur an die Wiener Stadt- und Landesbibliothek (heute: Wienbibliothek im Rathaus), das damit in das unbeschränkte Eigentum der Bibliothek überging. Vereinbart wurden die Abgabe einzelner Teile bis zur Fertigstellung des gesamten Werkes und die Gegenleistung von fünfhundert Reichsmark pro abgegebenem Teil (was für Harrer einer Art Mindestrente gleichkam). Dieser Vorgang geschah aufgrund der Interventionen seiner beiden Freunde Gustav Gugitz und Fred Hennings - auf die noch näher eingegangen werden soll -, die auch als Zeugen bei dem Vertragsabschluss zwischen Harrer und Dr. Ferdinand Müller von der Stadtbiblio-

WStLA, Biographische Sammlung, Paul Harrer v. Lucienfeld: Beförderungsdekret des Staatsamtes für Heereswesen, Abt. 1, Zahl 37.404/19 von 1920, Beförderungsdekret zum Intendanten.

Jakob Hauser gründete 1884 zusammen mit Moritz Sobotka in Stadlau die Erste Wiener Export Malzfabrik Hauser & Sobotka, siehe dazu: Roman Sandgrußer, Traumzeit für Millionäre. Die 929 reichsten Wienerinnen und Wiener im Jahr 1910, Wien 2013, 360, 531; Jacques Brünauer gründete 1883 die Fa. Chocolaterie Francaise Jacques Brünauer & Co, siehe dazu: ebd., 321.

<sup>&</sup>lt;sup>16</sup> WStLA, Biographische Sammlung, Paul Harrer v. Lucienfeld: Mitteilung der "Leo-Gesellschaft" für den November 1935.

WStLA, Biographische Sammlung, Paul Harrer v. Lucienfeld: Information des "Dr. Deckert-Vereinshauses für den 18. Bezirk in Wien".

thek agierten.<sup>18</sup> Im Identitätsausweis vom Jänner 1946 wird Paul Harrer als Schriftsteller geführt (sowie seine Größe mit 170 Zentimetern angegeben).<sup>19</sup>



Abb. 4: Identitätsausweis von Paul Harrer (Wiener Stadt- und Landesarchiv, Dokumentensammlung, A2.13: 114.26)

Neben der Arbeit an seinem Werk schrieb Harrer auch regelmäßig (handschriftlich) an seinem Tagebuch, von dem leider nur noch einzelne Teile des Jahres 1945 im Wiener Stadtund Landesarchiv erhalten sind. In diesen Tagebuchfragmenten, die teilweise zwischen Anfang und Mitte 1945 entstanden, äußert sich Harrer immer wieder kritisch zur politischen Situation und über die Machthaber des Dritten Reiches, er dürfte sich in diesen Jahren wohl in eine Art "innere Emigration" zurückgezogen haben.<sup>20</sup> Die schwierigen Zeiten, sowohl in materieller Hinsicht als auch durch die Verfolgung naher Verwandter beziehungsweise den Verlust seines Sohnes Fritz, dürften Harrer in den Kriegsjahren wohl sehr zugesetzt haben. Harrer klagt in den Tagebüchern über chronische Unterernährung seiner Frau und seiner selbst (50 Kilo bei einer Grösse von 170 Zentimetern) sowie über oftmalige schwere Erkrankungen (wiederkehrende Lungenentzündungen) seiner Ehefrau in den letzten Monaten des Krieges. Seine Nichte Ilse Bachrach sowie sein Neffe Kurt Harrer, die Kinder seines Bruders Josef, waren gezwungen in die Emigration nach London beziehungsweise Montreal zu gehen, sein Sohn Friedrich (Fritzi) fiel als Soldat im April 1944. Seine Mutter Emma verstarb im Juni 1945 und Harrer schreibt in seinen Aufzeichnungen, dass die Familie über keine finanziellen Möglichkeiten einer Bestattung verfügen würde, und über die schwierigen und traurigen Tage bis das Begräbnis endlich stattfinden konnte. Umso freudiger beschreibt Harrer dann seinen Wiedereinstieg in die Archivforschungen und sein Wiedersehen mit Gustav Gugitz und Fred Hennings in den Wochen nach dem Kriegsende sowie angenehme Wochenendausflüge zu den nahen Verwandten, den Familien Wollmann, Till und Kristof, die in nahegelegenen Bezirken wie in Ottakring, Währing und im 8. Bezirk wohnten.<sup>21</sup>

<sup>&</sup>lt;sup>18</sup> WStLA, Biographische Sammlung, Paul Harrer v. Lucienfeld.

<sup>&</sup>lt;sup>19</sup> WStLA, Biographische Sammlung, Paul Harrer v. Lucienfeld: Identitätskarte Paul Harrer.

<sup>&</sup>lt;sup>20</sup> WStLA, Historische Kommission, A1/2: 344, Tagebücher Paul Harrer.

<sup>&</sup>lt;sup>21</sup> WStLA, Historische Kommission, A1/2: 344, Tagebücher Paul Harrer.

### Privatleben, erste und zweite Ehe, seine Söhne

Harrer lebte - schon aufgrund seiner Offiziersfunktion - seit seiner Ausmusterung an der Theresianischen Militärakademie bis in die späten 1920er Jahre in zahlreichen Wohnungen in Wien (unter anderem bis 1911 in 14., Hütteldorfer Straße 127, in 6., Fallgasse 1, in Tullnerbach, bei seiner Mutter in 18., Gentzgasse 90 etc. und schließlich in 19., Koschatgasse 46) und in verschiedenen Gebieten und Garnisonen der k. u. k. Monarchie (St. Pölten, Krakau, Pressburg etc.).<sup>22</sup> Harrer heiratete am 30. August 1910 in St. Pölten Ida Grissinger (geboren am 13. April 1886 in Spitz an der Donau als Tochter des Steueroberverwalters Leopold Grissinger und der Josefine, geborene Brodschild), die iedoch am 12. Oktober 1918, eine Woche nach der Geburt seines ersten Sohnes Herbert, in Bad Vöslau verstarb.<sup>23</sup> Am 21. Oktober 1919 heiratete Harrer in der Pfarre Weinhaus im 18. Bezirk seine zweite Ehefrau Rosa Holub (geboren am 10. Oktober 1888 in Wien als Tochter des akademischen Malers Georg Holub und dessen Ehefrau Rosa, geborene Eckl). Am 9. März 1921 wurde in Wien der Sohn Friedrich (Fritz) geboren.<sup>24</sup> Mit Rosa Holub war Harrer bis zu seinem Tod am 20. Dezember 1958 verheiratet. Auf seiner Parte wird er mit vollem Namen Paul Harrer von Lucienfeld genannt und als Militäroberintendant d. R (der Reserve) sowie als Inhaber des Ritterkreuzes des Franz Joseph-Ordens am Bande des Militärverdienstkreuzes mit den Schwertern etc. angeführt.<sup>25</sup> Betrauert wurde er von seiner Frau Rosa und seinem Sohn Herbert, die Seelenmesse fand in der Pfarrkirche zur Verkündung in Glanzing statt, bestattet wurde er in Neustift.

Sein zweitgeborener Sohn Friedrich, der an der Technischen Hochschule in Wien studierte, fiel einen Tag nach seiner Trauung 1944 als Wehrmachtssoldat an der Ostfront. Dr. Alfred Posselt schreibt in seinem Buch Soldat des Feindes, dass er 1935 gemeinsam mit seinem Schulfreund (und entfernten Verwandten) Fritz Harrer der Jugendorganisation des legitimistischen (monarchistischen und katholischen) Reichsbundes der Österreicher beigetreten wäre. Harrers erstgeborener Sohn Herbert war

<sup>&</sup>lt;sup>22</sup> WStLA, Historische Meldeunterlagen, K1: Meldezettel Paul Harrer.

<sup>&</sup>lt;sup>23</sup> Zur ersten Trauung Paul Harrers siehe: Matriken r.k. Diözese St. Pölten-Dom, Trauungsbuch 1907–1914, fol. 139: Trauzeugen waren der Steuerverwalter Odo Hahn aus St. Pölten und Rudolf von Harrer, zu diesem Zeitpunkt Ministerialbeamter in Wien. Zur Taufe Ida Grissingers siehe: Matriken r.k. Diözese St. Pölten-Spitz, Taufbuch: Der Vater Leopold Grissinger war zu diesem Zeitpunkt Steueramtsadjunkt in Spitz an der Donau, die Mutter Josephine war die Tochter des Grundbesitzers Johann Brodschild und der Theresia, geborene Matzka, aus Mähren.

<sup>2-4</sup> STRATOWA, Wiener Genealogisches Taschenbuch (Anm. 3), 71 f.; Matriken Erzdiözese Wien, Trauungsbuch Weinhaus 1919, fol. 85: Trauzeugen waren sein Bruder Dr. Josef Harrer sowie der Präsident der Wiener Künstlergenossenschaft, Regierungsrat Edwin Klobasser. Zur Taufe seiner Frau Rosa Holub siehe: Matriken Erzdiözese Wien, Trauungsbuch, Altottakring 1888, fol. 603: Ihr Vater war der akademische Landschaftsmaler Georg Wenzel Holub (Sohn des Wenzel Holub und der Konstantina, geborene Stepanek, aus Brünn), ihre Mutter war Rosa Viktoria, geborene Eckl (Tochter des Jakob Eckl und der Johanna, geborene Klenner). Ihre Taufpatin war Maria Mestrozi, die Gattin des Komponisten und Direktors des "Fürst-Theaters", Paul Mestrozi, nach dem die Mestrozigasse benannt ist. Paul Mestrozi war bis zur Ablöse durch Heinrich Jantsch der Direktor des "Fürst-Theaters" im Prater, sein Großvater war der Seidenfabrikant Paul Mestrozzi (der sich mit zz schrieb).

<sup>&</sup>lt;sup>25</sup> Genealogisches Archiv Adler, Partensammlung: Parte Paul Harrer, 1958.

WStLA, Historische Meldeunterlagen, K4: Meldezettel Friedrich Harrer: Friedrich Harrer heiratete am 7. April 1944 Erna Marianne Lechner (geboren am 28. April 1922 in Wien als Tochter des Eduard Lechner und seiner Frau Maria, geborene Lappath). Am 8. April 1944 fiel er an der Ostfront.

<sup>&</sup>lt;sup>27</sup> Alfred Posselt, Soldat des Feindes, Wien 1993, 120. Anmerkung zu Dr. Alfred Posselt (1921–2009): Dieser war ein Neffe von Rosa Posselt, der Verfasserin des hier mehrmals verwendeten unveröffentlichten Tagebuchs. Alfred Posselts Mutter stammte aus der ungarischen Familie Stern, eine Tante stammte aus der türkisch-sephardischen Familie Hillel



Abb. 5: Parte Paul Harrer (Partesammlung Genealogisches Archiv Adler)



Abb. 6: Grabstein auf dem Neustifter Friedhof (Foto: Michael Lorenz)

Gärtnergeselle, lebte und arbeitete in Wien, Wels und Judenburg und verstarb 1968.<sup>28</sup> Paul Harrers Frau Rosa verschied im Jänner 1976 und wurde am 8. Jänner 1976 bestattet. Harrers Söhne hatten keine Kinder. 1968 setzte sich der Wien-Forscher Hans Pemmer für die Umwidmung der Ruhestätte der Familie Harrer auf dem Neustifter Friedhof in ein Ehrengrab (ehrenhalber umgewidmetes Grab auf Friedhofsdauer) ein, was durch

aus Bukarest (siehe dazu: Anna L. Staudacher, "... meldet den Austritt aus dem mosaischen Glauben ...", Frankfurt am Main 2009, 251), und einer seiner Onkel war der Landschafts- und Porträtmaler Edmund Adler aus Mannersdorf. Sein Vater, seine Mutter sowie die Brüder und Gattinnen seines Vaters waren Lehrerinnen und Lehrer und standen in engem Kontakt mit der Familie Harrer. Der Verfasser dieser Arbeit führte zwischen 2002 und 2009 zahlreiche Zeitzeugengespräche mit Dr. Alfred Posselt.

<sup>&</sup>lt;sup>28</sup> Genealogisches Archiv Adler, Partensammlung: Parte Herbert Harrer, 1968; hier wird seine Stiefmutter Rosa als Mutter und seine Stieftante Maria Till (geborene Holub) als Tante angeführt. Zu Herbert Harrer siehe auch: WStLA, Historische Meldeunterlagen, K5: Herbert Harrer.

die Magistratsabteilung 7 (Kulturamt) bewilligt und umgesetzt wurde.<sup>29</sup> Harrer ruht hier mit seiner Gattin Rosa, der Mutter Emma sowie dem Sohn Herbert.<sup>30</sup> In Paul Harrers Verlassenschaft finden sich Informationen zu seiner finanziellen Situation: Er hinterließ seiner Frau Rosa ein Gesamtvermögen von insgesamt 1.470 Schilling (welches sein Bargeld, seine Kleidung und seinen Ehering inkludierte).<sup>31</sup> Somit wird deutlich in welch bescheidenen Verhältnissen Harrer und seine Frau lebten.



Abb. 7: Parte Herbert Harrer (Partesammlung Genealogisches Archiv Adler)

#### Das Werk

Das erste unter dem gleichen Titel verfasste Manuskript, das nach sechzehnjähriger Arbeit im Jahr 1949 abgeschlossen wurde, war als bescheidener Versuch einer Häusergeschichte der Altstadt Wiens gedacht gewesen [...]. Heute muss ich bekennen, dass der von mir eingeschlagene Weg zumindest einem grossen Umweg gleichkam, denn nicht von dem geradezu unerschöpflichen und überdies nicht immer zuverlässigen lokalen Schrifttum war auszugehen, sondern einzig und allein vom Grundbuch, das nur das Rückgrat einer solchen Häusergeschichte bilden konnte [...]. Das Grundbuch ergibt das einzig wahre Spiegelbild der Zeit und ihrer Geschehnisse [...].

Dies sind die einleitenden Worte zu Harrers Lebenswerk, welches aus sieben Teilen, aufgeteilt in 17 Bände, sowie drei weitere Bände mit dem Namensindex beziehungsweise Ortsverzeichnis besteht. Alle Bände sind maschinengeschrieben (die ganze Arbeit führte Harrer insgesamt zweimal durch, eine Ausgabe findet sich in der Wienbibliothek im Rathaus, die andere im Wiener Stadt- und Landesarchiv), ergänzt mit zahlreichen handgezeichneten Skizzen (Harrer war ausgebildeter Militärgeo- und topograph). Das

<sup>&</sup>lt;sup>29</sup> Hans Pemmer (1886–1972) verfasste gemeinsam mit Franz Englisch (1886–1974) ab 1958 die Landstraßer Häuserchronik, die ähnlich wie Harrers Arbeit aufgebaut und gegliedert ist, siehe: WStLA, Archivbibliothek, W 191/1–11: Hans Pemmer – Franz Englisch, Landstraßer Häuserchronik, Wien 1958.

WStLA, Biographische Sammlung, Paul Harrer v. Lucienfeld: Parten und biographische Daten; siehe auch: https://www.friedhoefewien.at/grabsuche\_de: Paul, Rosa, Emma und Herbert Harrer, Friedhof Neustift, Gruppe F, Reihe 14, Nummer 1 (Grab auf Friedhofsdauer).

<sup>&</sup>lt;sup>31</sup> WStLA, Bezirksgericht Döbling, A4/2: 2A 735/1957.

<sup>&</sup>lt;sup>32</sup> Paul Harrer, Wien, seine Häuser, seine Menschen, seine Kultur, Wien 1951, Band 1, I (WStLA).

maschinengeschriebene Exemplar in der Wienbibliothek enthält Originalpläne jener Stadtteile, die Harrer von älteren Plänen übertrug, wobei eine rote Linie die moderne Situation markieren sollte. Jedes Kapitel dieser Ausgabe beginnt mit einem durchgepausten Plan.<sup>33</sup>

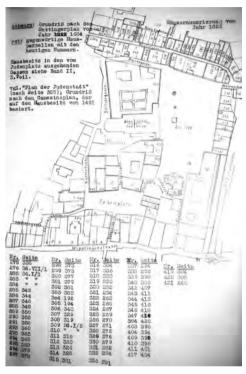


Abb. 8: Zeichnung Harrers aus der Ausgabe in der Wienbibliothek im Rathaus (Foto: Michael Lorenz)

In seiner Einleitung bedankt er sich ausdrücklich bei Gustav Gugitz für die wertvollen Ratschläge und die selbstlose Unterstützung, die er mir jederzeit zuteil werden ließ sowie bei dem – zu diesem Zeitpunkt bereits verstorbenen – Archivbeamten Roman Uhl.<sup>34</sup> Seine Arbeit beginnt mit einem Exkurs zu Römerzeit und Frühmittelalter. Die Ortsund Häusergeschichte beginnt mit der Beschreibung der Entwicklung des Stock-im-Eisen-Platzes und des Grabens.<sup>35</sup> Jedes Gebäude, jede Gasse, jedes Wahrzeichen, geistliche und weltliche Realitäten werden genauestens beschrieben. Harrer bietet auch Beschreibungen all jener Gebäude, die 1938 arisiert und nach dem Rückstellungsgesetz nach 1945 wieder restituiert wurden, und führt die Namen der jeweiligen Besitzer an. Immer wieder schlägt Harrers katholische und konservative Gesinnung durch, wenn er etwa Beschreibungen des Wiener Stephansdoms bietet und dies nutzt, um ein Hohelied auf die katholische Kirche und die christlichen Werte zu singen sowie Kardinal Dr. Theodor

<sup>33</sup> Dank an Dr. Michael Lorenz für wertvolle ergänzende Informationen (siehe dazu: Blog Michael Lorenz: https://4. bp.blogspot.com/--zUo6SjuiCA/UQ6n1vVfS0I/AAAAAAAABIc/TmT1BZlk1nI/s1600/Harrer.JPG [Zugriff Juni 2018]).

<sup>&</sup>lt;sup>34</sup> HARRER, Wien (Anm. 32), Band 1, II.

<sup>35</sup> HARRER, Wien (Anm. 32), Band 1, 1 ff.

Innitzer in höchsten Tönen zu loben. <sup>36</sup> Posthumes Lob erfuhr Harrer durch Dr. Richard Perger, der Harrers Werk als *seine wichtigste Grundlage* für die eigenen Häusergeschichten des Bezirks Landstraße bezeichnete. <sup>37</sup> Hertha Wohlrab betonte in ihrem Aufsatz über Harrer "die selbstlose Liebe und Begeisterung eines Idealisten". Eine nachträgliche Würdigung erfuhr Harrers Werk auch vor kurzem, indem Kurzfassungen der Häusergeschichten in das "Wien Geschichte Wiki" des Wiener Stadt- und Landesarchivs und der Wienbibliothek im Rathaus eingearbeitet wurden. <sup>38</sup>

Über die Genese des Werkes schreibt Hertha Wolrab, dass Harrer durch den Archivar und Kunsthistoriker Dr. Franz Staub (1860–1945), der bereits 1898 ein Quellenwerk zur Häusergeschichte verfasste, sowie durch die Beiträge des Archivars und Historikers Prof. Dr. Friedrich Walter (1896–1968) inspiriert wurde, sich mit dieser Thematik auseinanderzusetzen.<sup>39</sup>

Als Sekundärliteratur verwendete Harrer oftmals die Arbeiten von Publizisten und Forschern, die teilweise seinem engeren Bekanntenkreis zuzuzählen sind, aber teilweise auch Historiker des 19. Jahrhunderts waren: den Kunsthistoriker Bruno Grimschitz (1892–1964), die Kulturhistorikerin Hermine Cloeter (1879–1970), den Literaten Wilhelm Maximilian Kisch (1827–1893), den Schriftsteller Richard Kralik (Ritter von Meyrswalden, 1852–1934), den Publizisten Alfred Missong (1902–1965), den Germanisten Eduard Castle (1875–1959), Constant von Wurzbach (1818–1893), den Verfasser des *Biographischen Lexikon des Kaisertums Österreich*, den Botaniker Ernst Moritz Kronfeld (1865–1942), der ein aufschlussreiches Werk über die Entstehung der Parkanlage von Schönbrunn verfasste, den Kärntner Kunsthistoriker Karl Ginhart (1888–1971), Ann Tizia Leitich (1891–1976), die Publikationen zu kunsthistorischen Themen und zur Biedermeierzeit verfasste, den Historiker Franz von Krones (1835–1902), den Künstler und Altertumsforscher Albert von Camesina (1806–1881), den Volkskundeforscher Emil Karl Blümml (1881–1925) und schließlich Alfred Mailly und Gustav Gugitz, die ja untereinander bekannt waren und auf die noch näher eingegangen wird.

## **Familie**

Die folgenden Zeilen sollen als Milieustudie über eine gewisse Wiener Gesellschaftsschicht während der schwierigen Zeiten der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gesehen werden. Es soll dabei etwas näher auf einige der nahen Verwandten und engen Familienangehörigen Paul Harrers eingegangen werden. Es werden vor allem jene Angehörigen näher beleuchtet, die in Harrers Tagebüchern oftmalige Erwähnung finden beziehungsweise bei Taufen, Trauungen etc. immer wieder zu finden sind. Es sollen hierbei vor allem sein Schwager Prof. Dr. Franz Wollmann, Landesschulinspektor und Sprachforscher, sein Schwiegervater, der akademische Maler Georg Holub, dessen nahe Angehörige – mit denen Harrer stets in engem Verhältnis stand – sowie dessen künstlerisches

<sup>&</sup>lt;sup>36</sup> HARRER, Wien (Anm. 32), Band 9, 528 ff.

<sup>37</sup> WStLA, Nachlässe, Nachlass Richard Perger.

<sup>38</sup> Siehe http://wien.orf.at/news/stories/2827059/ ORF, 26. Februar 2017.

<sup>&</sup>lt;sup>39</sup> WOHLRAB-WEINZETTL, Paul Harrer (Anm. 1), 71.

Umfeld, und dann die Familie seines Bruders Dr. Josef Harrer, Gymnasialprofessor, näher beleuchtet werden.

#### Harrers Geschwister und ihre Familien



Abb. 9: Der bereits umgestürzte und verwitterte Grabstein Moritz Grünwalds, Zentralfriedhof I. Tor, Schwiegervater Dr. Josef Harrers (Foto: Philip Wimmer, Mai 2018)

Harrers älteste Schwester Emma (geboren am 3. Juni 1876 in Reichenberg, gestorben 1971) heiratete am 30. Oktober 1898 in Reichenberg den Hofrat und späteren Landesschulinspektor Dr. Franz Wollmann, auf den noch näher eingegangen werden wird. Harrers Bruder Dr. phil. Josef Harrer (geboren am 31. Juli 1877 in Reichenberg, gestorben 1936) heiratete am 11. August 1902 die Fabrikantentochter Elsa Grünwald (geboren 17. Februar 1880, verstorben 19. September 1936), auf dessen Familie ebenfalls noch eingegangen werden wird. Ein Bruder Maximilian starb am 17. März 1879 im Alter von nicht einmal sieben Monaten. Sein Bruder Rudolf (geboren am 25. September 1879 in Pressburg/Bratislava, gestorben 1959), ein Oberrechnungsrat, heiratete am 4. Juni 1904 Leopoldine Hammerschmidt (geboren am 21. September 1893, gestorben 1965) mit der er zwei Kinder hatte (Otto, geboren am 25. November 1922, gestorben 1998, und Adelheit, geboren am 21. August 1932, verheiratete Müller). Seine Schwester Elsa (geboren am 19. November 1880 in Prag), heiratete am 20. Oktober 1906 den Professor Alfons Frick aus Feldkirch in Vorarlberg.<sup>40</sup>

# Kurze biographische Skizzen naher Angehöriger

#### Dr. Franz Wollmann

Paul Harrers Schwager Dr. Franz Wollmann, den er in seinen Aufzeichnungen als den "Familienpatriarchen" bezeichnet und mit dem er ständig in Bezie-

<sup>&</sup>lt;sup>40</sup> Siehe Stratowa, Wiener Genealogisches Taschenbuch (Anm. 3), 71 f.; außerdem: Matriken Erzdiözese Wien, Trauungsbuch Weinhaus 1906, fol. 65: Trauung Elsa Harrer und Alfons Frick (geboren 16. Juli 1874 in Gisingen, Vorarlberg, Sohn des Oberlehrers Andreas Frick und der Maria Anna, geborene Wäsinger), Trauzeugen waren Dr. Franz Wollmann, zu diesem Zeitpunkt Professor in Krems und Dr. Johann Friedrich Allgäuer. Siehe auch: Matriken Erzdiözese Wien, Taufbuch Weinhaus 1907: Taufe Walter Frick (gestorben 1995 in Feldkirch), Taufpate war Dr. Franz Wollmann; Matriken Erzdiözese Wien, Trauungsbuch St. Josef 1915, fol. 163: Trauung Rudolf Harrer und Leopoldine Hammerschmidt (geboren 21. September 1893 in Wien als Tochter des Donaufischers Rudolf Peter Hammerschmidt und seiner Frau Leopoldine, geborene Berneth), Trauzeuge war Dr. Josef Harrer.

hung stand, wurde am 12. Februar 1871 in Kriesdorf (Krizany/Tschechien) geboren und verstarb am 23. September 1961 in Wien. Nach dem Abschluss der Mittelschule studierte Wollmann an der Universität Wien Germanistik, Anglistik, Romanistik und Pädagogik und promovierte 1899 sub auspiciis Imperatoris. Nach längeren Studienreisen war er von 1898 bis 1918 Mittelschullehrer in Krems, war von 1919 bis 1922 Landesschulinspektor für Niederösterreich, anschließend von 1922 bis 1923 Landesschulinspektor für die Volksschulen in Wien, dann Direktor der Staatsprüfungskommission für Volks- und Hauptschulen, nebenbei von 1922 bis 1935 auch Inspektor für das tschechische Schulwesen sowie von 1925 bis 1938 Lektor für Esperanto an der Technischen Hochschule Wien. 1938 wurde Wollmann zwangsweise pensioniert. Nach 1945 war er wieder als Dozent am Pädagogischen Institut der Stadt Wien tätig. Wollmann war überdies Mitbegründer und erster Präsident des Bundes Österreichischer Rechtschreibreformer sowie einer der Pioniere und Wegbereiter der Esperanto-Sprache in Österreich. Er verfasste eine ganze Reihe von pädagogischen und linguistischen Werken. 41 Mit seiner Ehefrau Emma hatte er den am 24. Juli 1902 geborenen Sohn Rudolf und lebte in der Albertgasse 10 im 8. Bezirk. 42 Rudolf verfasste nach dem Zweiten Weltkrieg einige Schulbücher für den Werkunterricht und für technische Fächer.

#### Dr. Josef Harrer: Die Familie seiner Frau sowie seine Kinder Kurt Harrer und Ilse Bachrach

Paul Harrers älterer Bruder Josef, der als promovierter Philologe und Gymnasiallehrer vorerst in Troppau und später in Niederösterreich sowie Wien tätig war, heiratete am 11. August 1902 in Dornbach die 1880 in Wien geborene Elsa Grünwald, die Tochter des Fabrikanten Moritz Grünwald und dessen Frau Pauline, geborene Löw. Elsa Grünwald trat 1902 aus dem Judentum aus und konvertierte zum römisch-katholischen Glauben. Die Trauzeugen waren der Bruder Rudolf Harrer sowie der k. k. Rechnungsoffiziant Oskar Bergson-Sonnenberg (ein Verwandter des Komponisten Michael Bergson sowie des Philosophen Henri Bergson). Die Schwiegermutter Josef Harrers, Pauline Grünwald, war die Tochter des Kaufmannes Wilhelm Löw und seiner Frau Philippine, geborene Kohn, und mit einigen Familien aus dem jüdischen Großbürgertum verwandt (wie Goldschmid, Rappaport, Hamburger, Schlesinger). Suhlen und Dr. Franz Wollmann. Anna getauft. Ihre Taufpaten waren Emma Wollmann und Dr. Franz Wollmann. Seine Taufpaten waren Dr. Josef Harrer und der Arzt Dr. Gottfried Schwarz.

Dr. Kurt Harrer trat nach seiner Promotion zum Doktor der Rechte 1927 in die Finanzprokuratur ein und war ab 1936 als Abteilungsleiter im Finanzministerium tätig.

<sup>&</sup>lt;sup>41</sup> WStLA, Biographische Sammlung, Franz Wollmann.

<sup>&</sup>lt;sup>42</sup> WStLA, Historische Meldeunterlagen, K1-K5: Rudolf Wollmann.

<sup>&</sup>lt;sup>43</sup> Vgl. dazu: STAUDACHER, "... meldet den Austritt aus dem mosaischen Glauben ..." (Anm. 28), 218.

<sup>&</sup>lt;sup>44</sup> Matriken Erzdiözese Wien, Trauungsbuch Dornbach 1902, fol. 81.

<sup>&</sup>lt;sup>45</sup> Vgl. dazu: Georg Gaugusch, Wer einmal war – das j\u00fcdische Grossb\u00fcrgertum Wiens 1800 bis 1938. Band 1: A–K, Wien 2011, 1473.

<sup>&</sup>lt;sup>46</sup> Matriken r.k. Diözese St. Pölten, St. Pölten-Franziskaner, Taufbuch 1903, fol. 183.

<sup>&</sup>lt;sup>47</sup> Matriken r.k. Diözese St. Pölten, St. Pölten-Franziskaner, Taufbuch 1904, fol. 53.

Am 24. April 1939 meldete er sich in Wien ab und verbrachte die Jahre der Emigration bis 1949 in Montreal, wo er aktives Mitglied des *Free Austrian Movements* war.<sup>48</sup> Ab 1949 war er wieder als Ministerialrat im Finanzministerium tätig und in dieser Funktion gemeinsam mit Dr. Rudolf Kirchschläger mit Angelegenheiten der Abwicklung und Restitution arisierter Güter betraut. In dieser Funktion (im Range eines *Staatskommissärs*) war er auch enger Berater von Dr. Bruno Kreisky. Kurt Harrer galt als Experte für Probleme der Weltbank, des Anleihewesens und der Exportförderung. In der Kreditsektion bekleidete er einen der höchsten Positionen und wurde 1957 mit dem *Großen Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland* sowie 1964 mit dem *Großen Silbernen Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich* ausgezeichnet. Verheiratet war Kurt Harrer mit Hilde Szabo (geboren 1907 in Graz), mit der er am 21. August 1965 während eines Urlaubs in Südtirol bei einem tragischen Autounfall ums Leben kam.<sup>49</sup>

Harrers Nichte Ilse Harrer heiratete am 10. Jänner 1929 (Zivilehe am Magistrat) den Rechtsanwalt Dr. jur. Franz Karl Edlen von Bachrach (geboren am 24. Oktober 1898 in Wien als Sohn des Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. jur. Daniel Bachrach und dessen Frau Vilma, geborene Raditz).50 Die kirchliche Trauung fand am 10. Mai 1937 (nach dem Austritt Franz Bachrachs aus dem Judentum und dem Eintritt in die römisch-katholische Kirche) in der Kirche St. Johann Nepomuk im 2. Bezirk statt.<sup>51</sup> Franz Bachrach entstammte einer der renommiertesten Juristenfamilien der Jahrhundertwende in Wien. Sein Onkel Dr. Adolf Bachrach war einer der juridischen Berater des Kaiserhauses sowie des Zaren von Bulgarien, war als Verfasser juridischer Schriften und Werke tätig und zählte im Jahr 1910 zu den 929 reichsten Wienern.<sup>52</sup> Adolf Bachrach wurde am 13. Oktober 1905 in den Adelsstand erhoben, Franz Bachrach wurde am 15. März 1918 die Übertragung des Adelsstandes von seinem Onkel auf ihn bewilligt.53 Durch die Trauung mit Franz Bachrach entstanden für Ilse Harrer weitere enge Verbindungen zu Familien aus dem jüdischen Großbürgertum wie den Abeles oder Winternitz.<sup>54</sup> Am 12. April 1932 wurde der Sohn Martin Bachrach geboren (der 2003 in London verstarb). Taufpaten waren Dr. Josef Harrer sowie Dr. Kurt Harrer.55 Ilse Bachrach übernahm 1937 nach der Inhaftierung der Sozialpsychologin Marie Jahoda (1907-2001) gemeinsam mit Dr. Hermann Maria Spitzer die Leitung der Arbeitsgemeinschaft der Mitarbeiter der Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle sowie der darin implizier-

<sup>&</sup>lt;sup>48</sup> Adara Goldberg, Holocaust Survivors in Canada. Exclusion, Inclusion, Transformation 1947–1955, Winnipeg/Manitoba 2015, Abb. 6: Foto von Kurt Harrer mit anderen österreichischen und deutschen Emigranten. Der inoffizielle Chef des *Free Austrian Movements* in Kanada war Otto von Habsburg, siehe dazu auch: Frederick C. Engelman – Manfred Prokop – Franz A. J. Szabo (Hg.), A History of Austrian Migration to Canada, Ontario 1996, 98. Dies war die seltene Allianz von exilierten Legitimisten (katholischen Monarchisten) und Kommunisten, die in dieser Sache ein gemeinsames Ziel verfolgten. Dank an die Exilforscherin Dr. Primavera Gruber, die hiezu wertvolle Zusatzinformationen bieten konnte.

<sup>&</sup>lt;sup>49</sup> Genealogisches Archiv Adler, Sammlung Schillinger; beziehungsweise WStLA, Historische Meldeunterlagen, K5: Kurt Harrer

<sup>&</sup>lt;sup>50</sup> Vgl. dazu: Gaugusch, Wer einmal war (Anm. 45), 58.

<sup>&</sup>lt;sup>51</sup> Matriken Erzdiözese Wien, Trauungsbuch St. Johann Nepomuk 1937, fol. 22.

<sup>&</sup>lt;sup>52</sup> SANDGRUBER, Traumzeit (Anm. 15), 309.

<sup>&</sup>lt;sup>53</sup> Karl Friedrich von Frank zu Döfering, Alt-Österreichisches Adels-Lexikon. Band 1: 1823–1918, Wien 1928, 12.

<sup>&</sup>lt;sup>54</sup> GAUGUSCH, Wer einmal war (Anm. 45), 57.

<sup>&</sup>lt;sup>55</sup> Gaugusch, Wer einmal war (Anm. 45), 58.

ten *Revolutionären Sozialisten*, bis diese 1937 endgültig aufgelöst wurden. Das bekannteste Projekt der *Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle* war die Studie über die Arbeitslosen von Marienthal, die Marie Jahoda mit ihrem Ehemann, dem Soziologen Paul Lazarsfeld (1901–1976) durchführte und welche als eine der Pionierprojekte der empirischen Soziologie gilt.<sup>56</sup> Das Ehepaar Bachrach emigrierte nach London, wo es auch nach dem Krieg blieb. Franz Bachrach verstarb dort 1964, Ilse Bachrach 1977 sowie deren Sohn Martin 2003.<sup>57</sup>

#### Paul Harrers Schwiegervater Georg Holub und Familie

[...] es waren ja mehrere in unserem Kreise, welche sich einer vorzüglichen Rednergabe erfreuten – aber alle mussten verstummen, wenn Schorsch den Mund auftat. Es war die reine Sintflut – nicht dass er sich mit lauter Stimme Geltung verschaffte, nein, in sanft rieselnden Nasallauten perlte es aus seinem Munde, die herzhaftesten Spässe kamen wie harmlos kindliches Lallen heraus; man musste sich besinnen, bis einem die Pointe aufging – und nach sekundenlanger Stille brach dann wolkenbruchartig das Gelächter los [...] (Josef Engelhart über seinen Freund Georg Holub, den Schwiegervater Paul Harrers).<sup>58</sup>

In seinen Tagebüchern erwähnt Harrer nicht nur sein inniges Verhältnis zu seinen eigenen Geschwistern beziehungsweise deren Ehepartnern, wie eben Dr. Franz Wollmann, über den er immer wieder schreibt, sondern auch seine kontinuierliche Verbundenheit zu nahen Familienmitgliedern seiner Frau Rosa. Dabei erwähnt er oftmalige Besuche bei der Schwester seiner Frau, Maria, und deren Ehemann Othmar Till sowie Besuche bei der Cousine seiner Frau, der Lehrerin Rosa Posselt, sowie deren Mutter, Rosa Kristof.<sup>59</sup> In einem unveröffentlichten Tagebuch der Rosa Posselt beschreibt diese wiederum ihre oftmaligen Familienbesuche bei den Familien ihrer Cousinen Harrer und Till, die einen gemeinsamen Landsitz in Emmersdorf an der Donau besessen haben dürften.<sup>60</sup>

Harrers Frau Rosa war die Tochter des akademischen Landschaftsmalers Georg Holub (geboren am 29. November 1861 in Brünn, gestorben am 6. April 1919 in Wien, bestattet in einem Ehrengrab am Zentralfriedhof) und der Rosa, geborene Eckl.<sup>61</sup> Ihre Schwester Maria wurde am 3. März 1892 in Wien geboren. Ihr Taufpate war der Cellist und Komponist Rudolf Glickh (1864–1945), ein Sohn des Politikers und Arztes Dr. Anton Glickh (1789–1859), nach dem die Glickhgasse bis 1894 benannt war.<sup>62</sup> Maria Holub war mit dem Wirtschaftstreuhänder Othmar Till verheiratet (mit dem sie den Sohn

<sup>&</sup>lt;sup>56</sup> Reinhard MÜLLER, Marienthal: Das Dorf der Arbeitslosen – eine Studie, Wien 2008, 299; siehe außerdem: Wiener Montagblatt, 8. März 1937, 4. In diesem Artikel wird bezugnehmend auf die Leitung der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle gegen Ilse Bachrach und Dr. Hermann Spitzer wegen ihrer jüdischen Herkunft gehetzt.

<sup>&</sup>lt;sup>57</sup> Gaugusch, Wer einmal war (Anm. 45), 58.

<sup>&</sup>lt;sup>58</sup> Josef Engelhart, Ein Wiener Maler erzählt ... Mein Leben und meine Modelle, Wien 1943, 159.

<sup>&</sup>lt;sup>59</sup> WStLA, Historische Kommission, A1/2: Tagebücher Paul Harrer.

<sup>&</sup>lt;sup>60</sup> Rosa Posselt, Unveröffentlichtes Tagebuch, Wien 1915–1938. Dieses Manuskript und andere Dokumente von Rosa Posselt sowie Angehörigen der Familien Harrer und Holub wurden dem Verfasser im Juni 2004 durch den Enkel von Rosa Posselt, Odo Meyer-Welfing, übergeben.

<sup>&</sup>lt;sup>61</sup> Matriken Erzdiözese Wien, Trauungsbuch Altottakring 1887, fol. 405. Die Mutter von Rosa Harrer, geborene Holub, und die Mutter von Rosa Posselt, geborene Kristof, waren Schwestern (Rosa und Barbara Eckl aus Brünn).

<sup>62</sup> Matriken Erzdiözese Wien, Taufbuch Altottakring 1892, fol. 153.

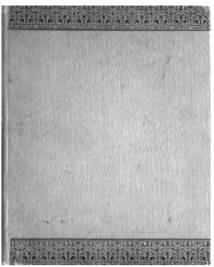


Abb. 10: Vorderansicht des unveröffentlichten Tagebuchs der Rosa Posselt (Foto: Dagmar Maszl)

Dr. Othmar Till hatte, einen Facharzt, dessen Telefonnummer sich in Harrers Sammlung findet). $^{63}$  Paul Harrer war auch der Trauzeuge Maria Holubs bei ihrer Hochzeit mit Othmar Till im Jahr 1920. $^{64}$ 

Wie man an den Taufpaten der Töchter – dem Komponisten Rudolf Glickh beziehungsweise der Gattin des Komponisten Paul Mestrozi – sehen kann, bewegte sich Harrers Schwiegervater von Jugend an in einem künstlerischen Milieu. Bei der Trauung Harrers war einer der beiden Trauzeugen der Präsident der Künstlervereinigung, Edwin Klobasser. Der Wiener Maler und Bildhauer Josef Engelhart, der gemeinsam mit Gustav Klimt, Carl Moll und Koloman Moser einer der Gründer der *Vereinigung Bildender Künstler Österreichs Secession* war, beschreibt in seiner Autobiographie *Ein Wiener Maler erzählt ... Mein Leben und meine Modelle* nicht nur die Entwicklung der Sezession, sondern widmet ein ganzes Kapitel mit dem Titel *Der Landschafter* seinem Freund Georg Holub, der sich vor allem als Gebirgsmaler dem strengen Naturalismus verpflichtet fühlte. Dabei schwärmt Engelhart in Anekdoten von seinem Freund "Schorsch", erzählt von den regelmäßigen Treffen der Sezessionisten im Cafe Sperl und den Ausschweifungen im Wiener Nachtleben.

Engelhart erzählt auch, dass Georg Holub ursprünglich als Friseur bei seinem späteren Schwager Wilhelm Eckl arbeitete, bevor er als Vollzeitstudent an die Akademie der Bildenden Künste wechselte. Erlebnisse, umgekehrt wird in dem unveröffentlichten Tagebuch der Cousine Rosa Posselt warmherzig von den Familien Harrer und Holub sowie einem innigen Verhältnis gesprochen. Für Harrer muss das künstlerische Umfeld

<sup>&</sup>lt;sup>63</sup> WStLA, Historische Kommission, A1/2: Tagebücher Paul Harrer; WStLA, Biographische Sammlung, Paul Harrer v. Lucienfeld; WStLA, Historische Meldeunterlagen, K5: Othmar und Maria Till.

<sup>&</sup>lt;sup>64</sup> Matriken Erzdiözese Wien, Trauungsbuch Maria Treu 1920, fol. 172.

<sup>&</sup>lt;sup>65</sup> ENGELHART, Ein Wiener Maler erzählt (Anm. 58), 159–164. Josef Engelhardt (1864–1941) war mit Doris Mautner Markhof verheiratet. Deren Tochter war mit dem Physiker Robert von Neumann-Ettenreich (1890–1951) verheiratet. Engelharts Kollege und Schwager Koloman Moser (1868–1918) war mit Ditha Mautner Markhof verheiratet. Über Josef Engelhart siehe: Barbara-Elisabeth Werl, Josef Engelhart, Dissertation Innsbruck 1987.

seiner Frau, das aus Malern, Bildhauern und Komponisten bestand, eine weitere Bereicherung zu seiner eigenen Familie gewesen sein. Er dürfte sich aufgrund seiner schriftlichen Aussagen im Umfeld dieser Verwandten sehr wohl gefühlt haben und muss auf alle Fälle als "Familienmensch" gesehen werden, der sich sowohl im Umfeld der eigenen Familienmitglieder als auch der Verwandten seiner Frau gut eingebettet fühlte. Georg Holub, seine Frau Rosa, sowie deren Tochter Maria und der Schwiegersohn Othmar Till liegen in einem Ehrengrab am Zentralfriedhof begraben (Gruppe 16A, Reihe 11, Nummer 24).

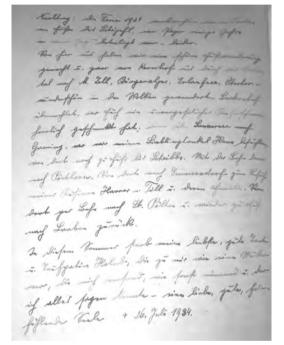


Abb. 11: Seite aus dem unveröffentlichten Tagebuch der Rosa Posselt mit einem Hinweis auf einen Besuch bei ihren Cousinen Harrer und Till sowie einer Meldung über den Tod ihrer Lieblingstante Rosa Holub – Paul Harrers Schwiegermutter

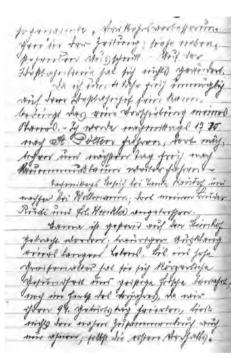


Abb. 12: Tagebucheintrag Harrers im Juni 1945, unter anderem Besuch bei "Tante Kristof" (der Mutter Rosa Posselts) und mit seinem Bruder Rudi bei den Wollmanns (Wiener Stadt- und Landesarchiv, Historische Kommission, A1/2: 344)

<sup>66</sup> WStLA, Historische Kommission, A1/2: Tagebücher Paul Harrer; Posselt, Tagebuch (Anm. 60). Rosa Harrers Cousine Rosa Posselt war Grundschullehrerin in Ottakring. Ein Schwager war der akademische Porträtmaler Edmund Adler aus Mannersdorf, eine Schwägerin war die Tochter des Architekten Friedrich Exter und Enkelin des Malers und Holzschneiders Friedrich von Exter. Ihre Tochter Roswitha Posselt war Schauspielerin und in erster Ehe mit dem Opernsänger Hugo Meyer-Welfing, in zweiter Ehe mit dem Schauspieler Hanns Obonya verheiratet, der wiederum in zweiter Ehe mit Elisabeth Hörbiger verheiratet war. Eine Enkeltochter heiratete den Enkel des Reichsratspolitikers und Rechtsanwalts Dr. Albert Ritter von Mühlwerth (siehe dazu auch: Matriken Erzdiözese Wien, Tauf- und Trauungsbücher Altottakring und Breitenfeld zwischen 1900 und 1905).

<sup>&</sup>lt;sup>67</sup> Wiener Zentralfriedhof Ehrengräber, hg. von der Stadt Wien, o.O. o.J., 143.

# **Geistiges Umfeld: Gustav Gugitz, Fred Hennings & Anton Chaurand**

Im folgenden Abschnitt soll noch auf Harrers "geistiges Umfeld" näher eingegangen werden. Dabei handelt es sich um jenen Personenkreis, den er in seinen Tagebüchern besonders hervorhebt, und um jene Persönlichkeiten, mit denen er sich nicht nur geistig und wissenschaftlich austauschen konnte, sondern zwischen denen auch Wechselbeziehungen gepflogen wurden, die in ihren Texten jeweils aufeinander verweisen und die sich gegenseitig unterstützten. Harrer erwähnt vor allem sein Wiedersehen mit Gustav Gugitz und Fred Hennings nach dem Kriegsende im Juni 1945 in der Wiener Stadt- und Landesbibliothek als herausragendes Ereignis und spricht vom *Triumvirat Gugitz-Hennings-Harrer*.<sup>68</sup>

In Harrers Nachlass finden sich Briefe von Gustav Gugitz sowie ein Kondolenzschreiben an die Witwe Rosa Harrer, in der dieser seinen Respekt und seine Wertschätzung für Harrer zum Ausdruck bringt. Wie bereits im biographischen Teil erwähnt, wurde vor allem durch die Interventionen von Gustav Gugitz Harrers Werk in die Wiener Stadt- und Landesbibliothek aufgenommen und ihm dadurch eine finanzielle Abgeltung ermöglicht.<sup>69</sup> Über Gustav Gugitz wurde ausreichend publiziert (Dissertationen, zahlreiche Artikel), über Fred Hennings Leben informieren seine autobiographischen Texte, dennoch sollen hier einige Daten zu Harrers Kollegen geboten werden.<sup>70</sup>

Gustav Gugitz (1874–1964) war ab der Jahrhundertwende wohl einer der eifrigsten Publizisten zu vielfältigen Themen, vor allem zur Wiener Stadt- und Kulturgeschichte. Unter anderem verfasste er das *Bio-Bibliographische Literaturlexikon Österreichs*, das noch immer als Standardwerk gilt, fungierte aber auch aufgrund seiner perfekten Italienisch- und Französischkenntnisse als Übersetzer der *Blumen des Bösen* von Charles Baudelaire und schrieb auch eine Casanova-Biographie.<sup>71</sup> Sein Onkel mit gleichem Namen, der Architekt Gustav Gugitz (1836–1882), vollendete nach dem Tod der beiden Architekten Eduard van der Nüll und August Siccardsburg den Bau der Wiener Oper und dürfte einiges an seinen Neffen vererbt haben, der den größten Teil seines Lebens als Privatforscher tätig sein konnte (jedoch nie ein einschlägiges Studium absolvierte). Gugitz stammte aus einer alteingesessenen Kärntner Kaufmannsfamilie und war durch seine Vorfahren, den Gewerken Rauscher von Stainberg und Rauschenfels aus Hüttenberg mit zahlreichen bedeutenden und wohlhabenden Kärntner Familien verwandt.<sup>72</sup>

Fred Hennings (1895–1981), eigentlich Burg- und Filmschauspieler, wandte sich erst in den späten 1930er Jahren der Wien-Forschung zu, fotografierte während des Zweiten Weltkrieges zahlreiche Wiener Innenstadtgebäude und hinterließ eine Dokumentation

<sup>68</sup> WStLA, Historische Kommission, A1/2: Tagebücher Paul Harrer.

<sup>69</sup> WStLA, Biographische Sammlung, Paul Harrer v. Lucienfeld.

<sup>&</sup>lt;sup>70</sup> WStLA, Biographische Sammlung, Gustav Gugitz; WStLA, Nachlässe, Nachlass Gustav Gugitz.

<sup>&</sup>lt;sup>71</sup> Hans Giebisch – Gustav Gugitz, Bio-Bibliographisches Lexikon Österreich, Wien 1964.

WStLA, Biographische Sammlung, Gustav Gugitz; siehe außerdem: Helga Peterson, Gustav Gugitz: Leben und Werk, Dissertation Wien 2003.

Wien, 36. 207 1958

Jehr verchote gradige Front!

The orgabenstor

The series that ison dan so jaken The lot the street the con min to be being out it the Hesen Genealls estable is in soir, Thoun and dissum his the so mesand who we have the source of the soir of an all the soil as west obtained the shirt of the more in the contact hat, wind denous Names for me more in the condition of a west work on the contact of the contact of the soil of and of the shirt of

Prof. S.S., Wien 18., Alt-Karly, 25

Abb. 13: Kondolenzschreiben von Gustav Gugitz an Rosa Harrer (Wiener Stadt- und Landesarchiv, Biographische Sammlung: Paul Harrer von Lucienfeld)

vieler am Ende des Krieges zerstörter und heute nicht mehr vorhandener Gebäude.<sup>73</sup> Er verfasste eine Reihe von kulturgeschichtlichen Publikationen, etwa über die Geschichte des Burgtheaters oder die Entwicklung der Ringstraße. Fred Hennings hieß eigentlich Franz von Pawlowski. Die Familie seines Vaters stammte ursprünglich aus Polen und ließ sich in Kärnten nieder, wo die Vorfahren als Verwaltungsbeamte tätig waren. Durch seine Mutter (aus der Familie Edelmann) und deren Vorfahren, der Familie Rauscher von Stainberg und Rauschenfels aus Hüttenberg, war Hennings mit vielen prominenten Kärntner Familien verwandt (unter anderem auch mit Gustav Gugitz). Seine Cousine Maja Lampersperg (1919–2004) war in den 1950er Jahren eine der ersten Förderinnen Thomas Bernhards (der diese in seinem Werk *Holzfällen* verewigte). Sein Cousin Ernst Nadherny (1885–1966) war ebenfalls Schauspieler.<sup>74</sup>

In diesem Zusammenhang soll auch etwas ausführlicher über den eher unbekannten Anton Chaurand (Pseudonym Anton v. Mailly) berichtet werden, dessen reichhaltiger Nachlass mit 10.000 Seiten im Wiener Stadt- und Landesarchiv aufbewahrt wird. Er publi-

<sup>&</sup>lt;sup>73</sup> Vgl. die autobiographischen Arbeiten: Fred Hennings, Heimat Burgtheater – Wie ich ans Burgtheater kam 1906–1923, Wien 1972; Ders., Heimat Burgtheater – Das republikanische Hoftheater 1919–1938, Wien 1973; Ders., Heimat Burgtheater – Das Haus und meine Wandlungen 1938–1971, Wien 1974.

Ya WStLA, Biographische Sammlung, Fred Hennings; Ernst Nadherny, Erinnerungen aus dem alten Österreich, hg. von Peter Panholzer – Christiane Reich-Rohrwig, Wien 2009, 310.

zierte nur wenige Texte, darunter einige kunsthistorische Beiträge über den Stephansdom oder die Ruprechtskirche sowie verschiedene Sammlungen von Sagen. Chaurand konnte - wie auch Harrer - seinen Vorlass durch die Interventionen von Gustav Gugitz gegen eine finanzielle Abgeltung an das Wiener Stadt- und Landesarchiv übergeben. Harrer verweist in seinem Werk immer wieder auf Chaurand und bekräftigt dessen Thesen, wenn er etwa vom "Steinmetzjungen" am Stephansdom spricht: [...] Anton Mailly, der sich mit dieser Figur eingehend befasst, nennt sie daher mit vollem Recht die rätselhafteste Figur des ganzen Domes [...]. The Zusammenhang mit dem Stephansdom zitiert Harrer Mailly's Büchlein Allerlei Merkwürdigkeiten um den Stephansdom.76 Es kann davon ausgegangen werden, dass auch Chaurand, der eine lebenslange Freundschaft zu Gugitz pflog, mit Harrer in näherem Kontakt stand. Auf alle Fälle kann man sich den geistigen Austausch der vier Wien-Forscher gut vorstellen, die immer wieder auf die jeweils anderen verweisen. Anton Chaurand (1874–1950), ebenfalls Autodidakt, war ursprünglich Zollbeamter in Triest und ab 1900 bis zu seiner Pensionierung als Rechnungsdirektor im Handelsministerium in Wien tätig, lebte ab den 1920er Jahren jedoch in bescheidenen finanziellen Verhältnissen. Er publizierte regelmäßig in diversen Wiener Zeitungen und Zeitschriften, vor allem zu kunstgeschichtlichen Themen und über Sagen (des Burgenlandes, Wiens, der Steiermark, Friauls, Sloweniens etc.). Ein Teil der von Paul Harrer mehrmals als Quelle verwendeten Autoren wie Richard Kralik oder Hermine Cloeter werden von Chaurand in seinen unveröffentlichten Schriften, die in seinem Nachlass zu finden sind, näher beschrieben. Chaurand wurde als Anton Chaurand Comte Mailly de Saint Eustache in Görz geboren. Sein Vater war der Nachkomme einer aus Frankreich nach der Revolution von 1789 nach Friaul emigrierten Familie, seine Mutter stammte aus der slowenischen Familie Premrou von Premerstein aus Wippach. Ein Cousin war der Altertumsforscher und Universitätsprofessor Dr. Anton von Premerstein (1869-1935), ein anderer Cousin der in Slowenien bekannte Schriftsteller Damir Feigel (1879-1959). Eine Tante Chaurands war mit dem Dichter Anastasius Grün (eigentlich Anton Graf Auersperg, 1806–1876) verheiratet.<sup>77</sup> Chaurand wurde weder der französische Grafentitel anerkannt, noch die Führung des Namens Mailly genehmigt. Alle derartigen Gesuche an die Hofkanzlei wurden abgelehnt, ebenso die Anregung seines Freundes Dr. Friedrich Wilhelm Illing an das Bundeskanzleramt in den 1920er Jahren, dass man ihm den Titel eines Ehrenprofessors verleihen solle. Als Publizist schrieb er unter dem Namen Anton v. Mailly.78 Chaurand und Harrer war gemeinsam, dass sie nach 1919 als früh pensionierte ehemalige k. u. k. Beamte ab den 1920er Jahren in armen Verhältnissen leben mussten, im Gegensatz zu ihren Kollegen Gustav Gugitz, der durch seine Familie finanziell abgesichert war, und Fred Hennings, der ein regelmäßiges Einkommen als Burgschauspieler bezog. Auffallend ist, dass sowohl Gugitz, Hennings als auch Chaurand – ähnlich wie Harrer – familiäre Beziehungen zu einer Reihe prominenter zeitgenössischer Persönlichkeiten aus Kultur und Wissenschaft hatten.

<sup>&</sup>lt;sup>75</sup> HARRER, Wien (Anm. 32), Band 3, 48.

<sup>&</sup>lt;sup>76</sup> Harrer, Wien (Anm. 32), Band 3, 91.

Mariano Rugale – Miha Preinfalk, Plemiske Rodbine Na Slovenskom, 1. Del, 19. in 20. Stoletja, Ljubljana 2013, 100 ff.

Nachlässe, Nachlässe Anton Chaurand; Österreichisches Staatsarchiv, Archiv der Republik, BmfHuV: Präs StA Anton Chaurand.

In Harrers Nachlass finden sich noch diverse Namenslisten und Korrespondenzen, unter anderem mit dem Kirchenhistoriker Univ.-Prof. Dr. Ernst Tomek (1879–1954), der 1933/1934 der Rektor der Universität Wien war und dessen Schriften Harrer als Quelle anführt.<sup>79</sup> In seinem Vorwort bedankt sich Harrer bei Roman Uhl, einem 1949 verstorbenen Archivbeamten, der sich vor allem mit der Topographie Wiens ab dem Mittelalter beschäftigte.<sup>80</sup>

Zu den späteren Generationen an Wien-Forschern, die in der Tradition Harrers ihre detaillierten Arbeiten zur Wiener Stadtgeschichte verfassten, kann der Jurist und Lokalhistoriker Dr. Richard Perger gezählt werden, der eine der beiden Harrer-Kurzbiographien verfasste.<sup>81</sup> Im umfangreichen Nachlass Pergers finden sich zahlreiche Abhandlungen zu herausragenden Gebäuden Wiens und ihrer Geschichte, in denen er immer Harrers Arbeit als seine wichtigste Quelle hervorhebt.<sup>82</sup>

#### Die Persönlichkeit Harrers und Fazit

Aufgrund der Beschäftigung mit Paul Harrer, nach Durchsicht seines Nachlasses, dem Lesen der Korrespondenzen und Tagebücher sowie den Darstellungen einiger Zeitgenossen, lässt sich ein Bild seiner Persönlichkeit erahnen. Er begegnet als militärisch geprägter, äußerst disziplinierter Arbeiter, in seiner Grundhaltung katholisch und konservativ, asketisch und bescheiden, war er ein Kritiker der politischen Entwicklungen während des nationalsozialistischen Regimes, und darüber hinaus ein ausgeprägter Familienmensch. Harrer brannte für die Geschichte der Stadt Wien, die ihm ein überaus großes Anliegen war. Anhand seiner Biographie, seiner Familie und seinem Umfeld kann ein Bild seiner Zeit gewonnen werden, die Verbindungen zu bildungsbürgerlichen und künstlerisch tätigen Familien sowie zum Großbürgertum zutage fördern, sowie Schicksale aufzeigen, die die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts mit sich brachten. Interessant sind auch die Vernetzungen gewisser Gesellschaftsschichten und ihre Zusammenhänge. Das Jahr 1938 brachte als große Zäsur Brüche innerhalb einer Familie mit sich: Durch die Verfolgung naher Verwandter, deren Flucht vor dem nationalsozialistischen

<sup>&</sup>lt;sup>79</sup> WStLA, Biographische Sammlung, Paul Harrer v. Lucienfeld; Franz LOIDL, Nachruf Professor Dr. Ernst Tomek, in: Wiener Geschichtsblätter 9 (1954), 90 f. Hier wird vor allem Tomeks Wissen über Wiens Kirchen- und Kulturgeschichte sowie sein Beitrag zur heimatkundlichen Forschung betont. Der Verfasser dieses Nachrufs war der Theologe und Kirchenhistoriker Franz Loidl (1905–1987).

WStLA, Biographische Sammlung, Paul Harrer v. Lucienfeld; Rudolf Geyer, Nachruf Roman Uhl, in: Wiener Geschichtsblätter 4 (1949), 58. Der am 23. August 1949 verstorbene Roman Uhl wird als einer der besten Kenner der Wiener Topographie und als äußerst kollegialer Mitarbeiter des Archivs der Stadt Wien (heute: Wiener Stadt- und Landesarchiv) bezeichnet, der ein großes Interesse an Musik, Theater und Sport hatte. Der Verfasser dieses Nachrufs war der Historiker und Archivdirektor Dr. Rudolf Geyer (1891–1958). Es kann davon ausgegangen werden, dass Harrer zu Geyer Kontakt hatte.

<sup>81</sup> CZEIKE, Historisches Lexikon Wien (Anm. 1), 62 f.

WStLA, Nachlässe, Nachlass Richard Perger. Richard Perger (1928–2010) entstammte einer weit zurückreichenden Künstler- und Gelehrtenfamilie: Er war der Enkel des Komponisten und Brahms-Schülers Richard Perger (1854–1911). Dessen Vater war der Historienmaler Anton von Perger (1809–1876), der wiederum der Sohn des Malers Sigmund von Perger (1778–1841) war. Sie waren Verwandte des Malers Ferdinand Georg Waldmüllers (1793–1865), siehe dazu: Heinz Schönv, Wiener Künstler-Ahnen. Genealogische Daten und Ahnenlisten. Band 2: Biedermeier, Historismus, Impressionismus, Wien 1975, 51 ff. Ein Urgroßvater von Richard Perger war der slowenische Sprachforscher und Begründer der Slawistik an der Universität Wien, Franz Ritter von Miklosich (1813–1891), siehe dazu: RUGALE –PREINFALK, Blagoslovljeni (Anm. 77), 128 ff.

Regime und die Emigration in ferne Länder, durch die Teilnahme junger Männer als Soldaten am Krieg, durch das Zurückziehen kritischer Persönlichkeiten in sich selbst.

# Harald Lehrner – Verena Winiwarter Der Kampf gegen die San José-Schildlaus Verordnete Schrebergartenmentalität in Wien vor 1938<sup>1</sup>

# **Einleitung**

Die San José-Schildlaus wurde in Wien erstmals 1931 entdeckt. Das auf Obstkulturen spezialisierte Schadinsekt war zu diesem Zeitpunkt allerdings bereits Jahrzehnte lang bekannt. Als die San José-Schildlaus (*Comstockaspis perniciosa* [Comstock 1881]) um 1890 vom Westen in den Osten der Vereinigten Staaten vorrückte, löste sie auch in Europa Angst aus. Denn damit war diese Bedrohung, die den *Obstbau an der Pacificküste dem Untergange*<sup>2</sup> nahebrachte, deutlich näher gerückt. Die ab Mitte des 19. Jahrhunderts ausgebauten Dampferverbindungen nach Europa waren für die Schildlaus ein ebenso einladendes Transportmittel wie für den Waren- und Personenverkehr.

The fears aroused by this insect have led to more legislation by the several States and by foreign countries than has been induced by all other insect pests together.<sup>3</sup> Das schrieb der stellvertretende Leiter des "Bureau of Entomology" der USA, Charles Marlatt, 1902 und hielt im weiteren Text fest, dass noch kein Insekt derart massiv bekämpft worden sei.

Um 1870 war dieses Insekt in den USA erstmals in seiner langen Evolutionsgeschichte zu einer Bedrohung von Kulturflächen geworden. Die neue Methode des Plantagenobstbaues, die großflächig auf bisher landwirtschaftlich ungenutzten Flächen angelegt wurden, erleichterte das. Die zunehmende Verwendung von chemischen Mitteln zur Insektenkontrolle ging deshalb nicht von ungefähr mit der Expansion derartiger Monokulturen im Westen des Landes einher. Aber selbst die, durchaus von der SJS<sup>4</sup> initiierte, Intensivierung des chemischen Pflanzenschutzes in den USA konnte die Etablierung dieses Schädlings nicht verhindern. Mit den erweiterten Handels- und Transportverbindungen bekam die San José-Schildlaus die Möglichkeiten für eine rasche überregionale Ausbreitung. Eine weitere gesellschaftlich bewirkte Bedingung dafür war, dass eine Nachfrage nach ihren Wirtspflanzen bestand. Die europäischen Länder standen daher um 1900 einer neuen Bedrohung gegenüber.

Der Mensch beeinflusste durch Landnutzungsänderungen und Nachfrage nach bestimmten Produkten die Lebensumstände der SJS. Auf deren spezifische Natur wurde

Diese Abhandlung stützt sich unter anderem auf Protokollbücher dreier Kleingartenvereine. Ohne die freundliche Zurverfügungstellung wäre es nicht möglich gewesen, dem Geschehen in den Gärten so nahe zu kommen. Die gleichnamige Masterarbeit von Harald Lehrner, die am Institut für Sozial- und Humanökologie der Universität Klagenfurt unter Betreuung von Martin Schmid beziehungsweise Verena Winiwarter entstand, ist Grundlage dieses Aufsatzes.

<sup>&</sup>lt;sup>2</sup> Die San José-Schildlaus (Aspidiotus perniciosus Comstock). Denkschrift, hg. vom Kaiserlichen Gesundheitsamt, Berlin 1898, 31.

<sup>&</sup>lt;sup>3</sup> Charles L. Marlatt, The San Jose Scale. Its Native Home and Natural Enemy, in: Yearbook of the United States Department of Agriculture (1902, Washington 1903), 155–174, hier 155; vgl. Barrie R. Blatchford, Pest panic in the American West. The San Jose scale as change agent in American agriculture, 1880–1900, Dissertation Vancouver 2017.

<sup>&</sup>lt;sup>4</sup> Zur Abwechslung und Abkürzung wird die San José-Schildlaus, wie in den historischen Texten, auch als SJS bezeichnet. Die Einzahl bezieht sich zumeist auf viele Exemplare.

kaum eingegangen. Das allmähliche Aufkommen von natürlichen Gegenspielern blieb weitgehend ignoriert. Eine mögliche Abänderung der den Befall begünstigenden Obstplantagen stand außer Diskussion. Wirtschaftsinteressen dominierten auch die Debatten über eine Einfuhrsperre von amerikanischem Obst, um eine Einschleppung zu verhindern.

Die Internationalisierung der Schädlinge stellte eine Herausforderung für die Entwicklung geeigneter Institutionen dar. Bei der Abwehr des Eindringens der SJS nach Österreich um 1900 waren Pflanzenschutzangelegenheiten noch nicht institutionell geregelt. Vor der Institutionalisierung des zwischenstaatlichen Ablaufes und der wissenschaftlichen Beschäftigung war die Absicherung vor Krankheiten und Schädlingen landwirtschaftlicher Kulturen eine Aufgabe für Diplomaten.

Überlegungen zur Bekämpfung wurden in diesen Jahren in Österreich noch kaum angestellt, der Schädling sollte mittels Handelsbarrieren ferngehalten werden. Senator Nelson Dingley Jr. hatte zwar gewarnt, dass der US-Präsident diejenigen Länder von Einfuhren ausschließen könnte, die americanischen Erzeugnissen einer ungerechten Behandlung unterziehen.<sup>5</sup> Trotzdem wurde 1898 unter Verweis auf die Bedrohung eine Quarantäne beschlossen.6 Wie die meisten europäischen Länder regulierte Österreich-Ungarn den Handel mit Obst und Baumschulware aus den USA mittels strenger Einfuhrkontrollen. Die Bedrohung der Obstgehölze lieferte einen Anlass, um wirtschaftliche und politische Interessen zu befördern. Durch die Importbeschränkungen wurden die kalifornischen Obstproduzenten, gerade als sie in die Überseemärkte und nach Kanada expandieren wollten, eingebremst.<sup>7</sup> Tatsächlich schwanden in den darauffolgenden Jahren die amerikanischen Importe und die Preise für heimische Ware stiegen.8 Die Zeitungen kommentierten die SJS-Verordnung erfreut, etwa so: Im Vorjahre sahen unsere Obstgärtner mit Bangen dem immens wachsenden Import, namentlich von Äpfeln, aus Amerika zu. Wer hätte damals gedacht, dass die Natur selbst die Sorgen dieser Interessenten durch ein so winziges Geschöpf wenigstens zeitweise verscheuchen werde?9

Die Abschottung von amerikanischen Obstsendungen war freilich nicht lückenlos. Nach Umetikettierungen amerikanischer Apfelimporte gelangte die SJS bereits damals *zu Millionen* auf Wiener Märkte. <sup>10</sup> Da sich die San José-Schildlaus aber über gehandelte Früchte nur sehr schlecht verbreiten kann, kam es um die Jahrhundertwende nicht zu ihrer Etablierung. Zudem hätte die damalige Form der Obstanlagen in Österreich ihr

<sup>&</sup>lt;sup>5</sup> N.N., Das Verbot der Obsteinfuhr aus Amerika, in: Neue Freie Presse, 5. Februar 1898, 8.

<sup>&</sup>lt;sup>6</sup> RGBl 1898, Nr. 54, 20. April 1898: Verordnung des Ministeriums des Ackerbaues, des Inneren, der Finanzen und des Handels vom 20. April 1898 betreffend das Verbot der Einfuhr von lebenden Pflanzen und von mit der SJS behaftetem Obst aus Amerika.

<sup>&</sup>lt;sup>7</sup> Vgl. Susana Iranzo – Alan L. Olmstead – Paul W. Rhode, Historical Perspectives on Exotic Pests and Diseases in California, in: Daniel A. Sumner (Hg.), Exotic pests and diseases: biology and economics for Biosecurity, Ames 2003, 55–67, hier 63; Marlatt, San Jose Scale (Anm. 3), 156 f.

<sup>&</sup>lt;sup>8</sup> Die US-Obstimporte sanken von 816 Tonnen 1897 auf 383 Tonnen 1899 und zwei Tonnen 1901. Vgl. N.N., Einfuhr amerikanischen Obstes, in: Grazer Tagblatt, 25. November 1902, 3; N.N., Der auswärtige Handel der österreichisch-ungarischen Monarchie im Jahre 1903, in: Statistische Monatsschrift (Hg. k.k. Statistische Zentralkommission) (1904), 811–856, hier 816.

<sup>&</sup>lt;sup>9</sup> Ludwig Karell, Aus den Werkstätten der Naturforscher, in: Neue Freie Presse, 29. April 1898, 1-3, hier 3.

<sup>&</sup>lt;sup>10</sup> Karl Sajo, Die Verbreitung der San José-Schildlaus, in: Zeitschrift für Pflanzenkrankheiten (1896), Nr. 5, 306–310, hier 308. Vgl. Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Ministerium des Äußeren, AR LW-5: Akten 82 und 85: Schreiben von Prof. Gross an das k. u. k Außenministerium vom 5. Dezember 1899.

Vorankommen nicht leicht gemacht. Streuobstwiesen mit Weideflächen zwischen den Bäumen hätten selbst bei Etablierung des Schädlings auf einzelnen Pflanzen eine Ausbreitung erschwert. Die dicht bepflanzten Kleingärten in Wien entstanden erst mit dem Ersten Weltkrieg. Der außergewöhnlichen Fruchtbarkeit und Schädlichkeit der SJS war dort ohne umfassende Bekämpfungsmaßnahmen nicht beizukommen.

Mit der SJS wird an die letzte Bedrohung für die Ernährung der Wienerinnen und Wiener erinnert, die diese vor Ort miterlebten. Bäume starben ab und Früchte waren befallen, doch die Angst davor hatte mehr Auswirkungen als das eigentliche Schadensbild. Das Gefühl einer Bedrohung führte zu langanhaltenden, umfangreichen Bekämpfungsaktionen, deren Entstehung hier untersucht wird. Die Geschichte der Forcierung chemischer Schädlingsbekämpfung wird an der San José-Schildlaus in Wien ebenso deutlich wie die Durchschlagskraft einer invasiven Art.

Städtische Kleingärten können wichtige ökologische Funktionen erfüllen. Sie verbessern das Lokalklima und die Stadtluft, regulieren den Wasserhaushalt und sind Rückzugsraum für Tiere und Pflanzen. Das in diesem Aufsatz dargestellte Streben nach Höchsterträgen, das die intensiven Bemühungen um Schädlingsbekämpfung bewirkten, oder der spätere Wunsch nach pflegeleichten Gärten bis hin zum Wohnbegleitgrün, stehen zu diesen Funktionen eher im Widerspruch. Die Geschichte der San José-Schildlaus ist damit auch eine Geschichte der Folgen von ökologisch problematischen Zielen. Allerdings stellten Kleingärten in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts eine wichtige Ernährungsstütze dar, wodurch die Produktionsorientierung verständlich wird.

Die Obstgehölze der Kleingärtner waren durch die Schildlaus von der Vernichtung bedroht. Eine sehr spezifische Konstellation behördlicher und organisatorischer Rahmenbedingungen führte dazu, dass in Wien die Kleingartenvereine zu Trägern der behördlichen Bekämpfung der San José-Schildlaus wurden. Eines passte gut zum anderen: Der Wunsch der Behörden nach strengem Vorgehen fand in den Kleingartenvereinsfunktionären eifrige Verbündete. Gemeinschaftliche, verordnete (Gegen-)Maßnahmen kennzeichneten das Vorgehen gegen die San José-Schildlaus.

Kleingartenvereine sind sowohl selbstorganisiert und zwanglos, als auch als Vereine gebunden und schon dadurch in umfangreiche rechtliche Vorgaben eingebettet. Sie sind bis heute ein außergewöhnliches Element der Stadtentwicklung. Großstadtbewohner fanden hier im familiären Rahmen eine Möglichkeit engen Kontakts mit der Natur. Die Kleingärten ermöglichen zum einen weitreichende Einblicke in individuelles Vorgehen. Zum anderen wird anhand des Pflanzenschutzes deutlich, von welch großer Dynamik die 1930er Jahre geprägt waren. Mit dem Eindringen eines Schadinsekts in diese, schon ihrer Wortherkunft nach, umzäunten Grundstücke, kam es zu Beginn dieses Jahrzehnts flächendeckend zum Einsatz chemischer Pflanzenschutzmittel.

Sowohl auf Seiten der Natur, als auch auf Seiten der Gesellschaft sind jeweils mehrere Faktoren für die Möglichkeiten der Ausbreitung beziehungsweise Eindämmung verantwortlich. Diese Verflechtungen sichtbar zu machen, ist bei der San José-Schildlaus besonders gut möglich.

## Insekten, Gärten und Militär

Im Bereich der Agrarwissenschaften ist die Geschichte der Insektenbekämpfung außergewöhnlich gut erforscht.<sup>11</sup> Seit dem Erscheinen von Rachel Carsons *Silent Spring*<sup>12</sup> im Jahr 1962 gehören Pestizide zu den zentralen Themen der Umweltbewegung, weshalb US-Umwelthistoriker das Thema umfassend behandelten.<sup>13</sup> Auch zur Entwicklung in Deutschland entstanden einige Arbeiten.<sup>14</sup> Untersuchungen zur Entstehung des modernen Pflanzenschutzes in Österreich fehlten bislang. Zum historischen Umgang mit Schädlingen in Österreich erschien 1998 ein Sammelband, allerdings mit anderem Schwerpunkt.<sup>15</sup>

Die Wiener Kleingarten- und Siedlerbewegung<sup>16</sup> ist ebenfalls gut untersucht.<sup>17</sup> Das Kleingartenwesen wird zwar als "mit Subsistenzwirtschaft und -perspektive als städtisches, ökonomisches und soziales Phänomen verknüpft"<sup>18</sup> gesehen, die Forschungsinteressen betreffen aber zumeist Entstehungsgeschichte, Sozialverhalten, Siedlungstheorien, Stadtentwicklung oder Gartenformen. Der existentielle Ernährungsaspekt, der in der Suche nach Ertragsmaximierung gipfelte, wird nur am Rande mitbehandelt. Der Schutz des Pflanzenbestandes gegen die SJS, der nur unter Bedachtnahme auf die Ernährungsfunktion verständlich wird, ergänzt die Geschichte der Kleingärten um eine umwelthistorische Perspektive.

Damit rückt die Wirkmächtigkeit der Natur in den Fokus. Erst die gemeinsame Betrachtung der Eigenschaften der San José-Schildlaus und menschlicher Handlungen erlaubt eine umfassende Erklärung. In der Umweltgeschichte steht die Mensch-Umwelt-Beziehung im Zentrum. Natur und Gesellschaft entwickeln sich in gegenseitiger Be-

- <sup>11</sup> Vgl. Frank Uekötter, Rezension von: Sarah Jansen, "Schädlinge". Geschichte eines wissenschaftlichen und politischen Konstrukts 1840–1920, Frankfurt am Main 2003, in: sehepunkte 4 (2004), Nr. 12 [15. Dezember 2004], http://www.sehepunkte.de/2004/12/3966.html [Zugriff 8. August 2018].
- <sup>12</sup> Rachel Carson, Silent Spring, Boston 1962.
- <sup>13</sup> Vgl. etwa James C. Giesen, Boll Weevil Blues. Cotton, Myth, and Power in the American South, Chicago 2011; Michelle Mart, Pesticides, a Love Story. America's Enduring Embrace of Dangerous Chemicals, Lawrence 2015; James E. McWilliams, American Pests. The Losing War on Insects from Colonial Times to DDT, New York 2008; Richard C. Sawyer, To Make a Spotless Orange. Biological Control in California, Ames 1996.
- Vgl. für Deutschland: Jürgen BÜSCHENFELD, Chemischer Pflanzenschutz und Landwirtschaft. Gesellschaftliche Vorbedingungen, naturwissenschaftliche Bewertungen und landwirtschaftliche Praxis in Westdeutschland nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Andreas Dix (Hg.), Grüne Revolutionen. Agrarsysteme und Umwelt im 19. und 20. Jahrhundert, Innsbruck 2006, 129–150; Andreas Dix, Die ökologischen Folgen der modernen Weltwirtschaft des 19. Jahrhunderts in Deutschland, in: Umweltgeschichte und Geschichte der Umweltbewegung, Bonn 2003 (Archiv für Sozialgeschichte 43), 81–99; Bernd Herrmann, "... mein Acker ist die Zeit". Aufsätze zur Umweltgeschichte, Göttingen 2011; Jansen, "Schädlinge" (Anm. 11); Frank Uekötter, Die Wahrheit ist auf dem Feld. Eine Wissensgeschichte der deutschen Landwirtschaft, Göttingen 2010.
- <sup>15</sup> Verena Winiwarter (Hg.), Bodenfruchtbarkeit und Schädlinge im Kontext von Agrargesellschaften, Wien 1998.
- Auf die Belange der SJS hatten Unterschiede zwischen diesen beiden Formen der Flächenaneignung geringen Einfluss. Daher werden zur Vereinfachung in diesem Aufsatz beide Gruppen als Kleingärtner bezeichnet.
- Vgl. etwa Peter Autengruber, Die Wiener Kleingärten. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Wien 2018; Wolfgang Hösl, Hintergründe, Ursachen und Anfänge der "Wiener Siedlungsbewegung" der Zwischenkriegszeit, in: Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien 42 (1986), 61–88; Franz Schmidt, Der Schrebergarten als kultureller Faktor. Ein Überblick über das Kleingartenwesen unter besonderer Berücksichtigung des Raumes Wien, Dissertation Wien 1975.
- 18 Gerda Schneider, Vorwort, in: Gärten als Handlungsfreiräume. Zur Organisation und Qualität von Freiräumen im Garten, hg. vom Institut für Landschaftsplanung, Universität für Bodenkultur, Wien 2006, o. S.

einflussung co-evolutionär.<sup>19</sup> Eingriffe in die Natur haben stets auch Folgen für die eingreifende Gesellschaft. Nichtmenschliche Populationen werden über die Welt verschoben und ihre Größe wird beeinflusst. Die menschliche Kultur greift zudem in deren Eigenschaften, also in deren Natur ein.<sup>20</sup> Die Ausbreitung der SJS aus den abgeschiedenen Herkunftsregionen zum heute beinahe weltumspannenden Vorkommen war nur durch die ab 1800 anschwellenden Ströme an Menschen, Tieren und Pflanzen möglich. Durch den weltweiten Transport von Nutzpflanzen wurde der an sich standortträge Schädling global verbreitet, als Nebenwirkung globaler Handelsbeziehungen. Mit den Obstplantagen entstand eine Nische, an die sich die SJS evolutionär anpasste. Das lohnt sich für den Schädling deswegen, weil diese auf engem Raum in großen Mengen vorhanden sind.

Es war auch dieses Insekt, das 1908 die erste dokumentierte Pestizidresistenz aufbaute.<sup>21</sup> Diese Nebenwirkung chemischer Schädlingsbekämpfung wäre durch ökologische Verfahren und Verzicht auf Monokulturen vermeidbar, doch ist der Pflanzenschutz von einem Paradigma der Kontrolle geprägt, das militärische Bezüge hat. Die Geschichte der Schädlingsbekämpfung ist eng mit dem Militär verbunden, denn die Kontrolle von Natur und Krieg sind miteinander verknüpft.<sup>22</sup> Die Wurzeln des totalen Krieges, wie auch der totalen Vernichtung, der Ausrottung, von Schädlingen liegen in der im 19. Jahrhundert zunehmenden "Naturbeherrschung".<sup>23</sup> Die Vision totaler Kontrolle baute auf gestiegenen biologischen Kenntnissen auf, "aus einer ehedem unverstandenen Plage" wurde ein kalkulierbarer Akteur: der Schädling, gegen den nunmehr Krieg geführt werden konnte.<sup>24</sup> Der chemische Pflanzenschutz kann als Umsetzung des zunehmenden Willens, einen "Kriegsgegner" zu vernichten, interpretiert werden. Edmund Russell zeigte, wie eng in den USA ab dem Ersten Weltkrieg chemische Kriegsführung und Schädlingsbekämpfung semantisch, ideologisch, technologisch und institutionell verknüpft waren.<sup>25</sup> Die Schädlingsbekämpfung wurde zum Experimentierfeld für Kriegstechnologie. Die Blausäurebegasung von Obstanlagen wurde in Kalifornien in den 1880er Jahren entwickelt.26 Im Ersten Weltkrieg kam es erstmals zur Anwendung von Kampfgasen, wenngleich nicht bei den Mittelmächten.

Doch auch die Kleingärtner setzten, unterstützt von Experten, große Hoffnungen in dieses Verfahren.<sup>27</sup> Damit sollte es möglich werden, die Verbrennung SJS-befalle-

<sup>&</sup>lt;sup>19</sup> Verena Winiwarter – Martin Knoll, Umweltgeschichte. Eine Einführung, Stuttgart 2007, 142–146; Helga Weisz, The probability of the improbable: society-nature coevolution, in: Geografiska Annaler: Series B, Human Geography 93/4 (2011), 325–336.

<sup>&</sup>lt;sup>20</sup> Vgl. Edmund Russell, Evolution and the Environment, in: John R. McNeill, Erin S. Mauldin (Hg.), A Companion to Global Environmental History, Oxford/Malden/Chichester 2015, 377–393.

<sup>&</sup>lt;sup>21</sup> Vgl. Axel L. Melander, Can Insects Become Resistant to Sprays?, in: Journal of Economic Entomology 7/2 (1914), 167–172.

<sup>&</sup>lt;sup>22</sup> Vgl. John W. Servos, War and Nature: Fighting Humans and Insects with Chemicals from World War I to Silent Spring (review), in: Technology and Culture 43/2 (2002), 448–450, hier 448.

<sup>&</sup>lt;sup>23</sup> Vgl. Edmund Russell, War and Nature: Fighting Humans and Insects with Chemicals from World War I to Silent Spring, Cambridge 2001, 2 f.

<sup>&</sup>lt;sup>24</sup> Bernd Herrmann, Zur Historisierung der Schädlingsbekämpfung, in: Hermann, "... mein Acker ist die Zeit" (Anm. 14), 25–48, hier 28.

<sup>&</sup>lt;sup>25</sup> Vgl. Russell, War and Nature (Anm. 23).

<sup>&</sup>lt;sup>26</sup> Adam M. Romero, Commercializing Chemical Warfare: Citrus, Cyanide and an Endless War, in: Agriculture and Human Values 33/1 (2016), 3–26.

<sup>&</sup>lt;sup>27</sup> Vgl. N.N., Ist die Verbrennung der Obstbäume gerechtfertigt?, in: Kleingärtner, Siedler und Kleintierzüchter: Organ des Österreichischen Verbandes für Kleingärtner, Siedler und Kleintierzüchter (in der Folge abgekürzt als: Org d Kg)

ner Pflanzen zu vermeiden. Forscher der Bundesanstalt für Pflanzenschutz versuchten, dieses Verfahren aus den USA zu importieren und zu verbessern. Auf institutionelle Unterstützung des Militärs konnte in Österreich nicht zurückgegriffen werden, auf technische Vorleistungen schon. Die zunächst angestrebten Freiluftanwendungen von Blausäure setzten sich jedoch nicht durch. Der Einsatz von Begasungskammern, um nur SJS-freie Baumschulware in den Handel zu bringen, gelang und blieb bis in die 1970er Jahre Vorschrift. Die Behandlung mit Blausäure tötet die auf Pflanzenteilen sitzenden Schildläuse vollständig ab. In Deutschland führte die Entwicklung für die zivilen Anwendungen nahtlos in die nationalsozialistischen Gräueltaten über. Ferdinand Beran, der in Österreich die Forschungen zur Begasung leitete, scheint hingegen nur an den Pflanzenschutzzwecken beteiligt und interessiert gewesen zu sein, zumindest gibt es keine Hinweise auf seine Beteiligung an militärischen Anwendungen.

## Zur Naturgeschichte der San José-Schildlaus

Betrachtet man die Biologie der Art, ist auf den ersten Blick nicht ersichtlich, wieso sie so ein gefährlicher Schädling ist. Die SJS gehört innerhalb der Coccoiden, die weiterentwickelten Schildläuse, zur Familie der Diaspididae. Unter ihnen sind viele Pflanzenschädlinge.<sup>31</sup> Ihr Sexualdimorphismus ist auch unter den Insekten sehr ungewöhnlich. Sie werden Deckelschildläuse genannt, da ihre Weibchen mit einer vom Körper abgetrennten Wachsschicht bedeckt sind. "Der abnehmbare Schild [der Deckelschildläuse] kann als wirksamer Schutz gegen Witterungseinflüsse und andere Umweltfaktoren unter Einschluss natürlicher Feinde angesehen werden."<sup>32</sup> Das Weibchen der San José-Schildlaus ist rund und sackförmig und besitzt keine Beine, Flügel oder Augen (*Abb. 1*).<sup>33</sup> Es verbringt sein ganzes Leben unter dem Schild. Wenn das Weibchen abstirbt, sind die Jungtiere unter dem Schild weiterhin geschützt. Nur Schildläuse ab einem bestimmten Entwicklungsstand ("Schwarzschildstadium") können in Gegenden mit härteren Wintern an der Rinde befallener Pflanzen überleben, aber auch von diesen sterben in unseren Breiten etwa die Hälfte.<sup>34</sup> Das Männchen hat das typische Aussehen von Insekten.

(1935), Nr. 11, 10; Friedrich König, Gesetzlicher Gaskrieg gegen die San José-Schildlaus, in: Obst. Veröffentlichungsblatt der Höheren Staatslehranstalt und Staatsversuchsanstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau in Klosterneuburg-Wien (in der Folge abgekürzt als: Obst) (1933), Nr. 6, 159–161; Föls, Fachgruppe für Obst- und Gartenbau der Kleingärtner des 11. Bezirkes, in: Org d Kg (1936), Nr. 5, 4.

- <sup>28</sup> Vgl. Ferdinand Beran, Blausäurebegasung von Obst, in: Neuheiten auf dem Gebiete des Pflanzenschutzes (1933), Nr. 4, 73–78; Ders., Eine neue Gaskammertype für Baumschulen, in: Nachrichtenblatt für den deutschen Pflanzenschutzdienst (1942), Nr. 12.
- <sup>29</sup> Vgl. Gerhard Peters, Blausäure zur Schädlingsbekämpfung, Stuttgart 1933; Angelika Ebbinghaus, Der Prozess gegen Tesch & Stabenow. Von der Schädlingsbekämpfung zum Holocaust, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 13/2 (1998), 16–71; zur Übertragung der Technik siehe: Jean-Claude Pressac, Die Krematorien von Auschwitz: die Technik des Massenmordes, München 1994, 51–55.
- <sup>30</sup> Vgl. Österreichisches Staatsarchiv, Archiv der Republik, UWFuK BMU PA Sign 16 Beran Ferdinand.
- <sup>31</sup> Vgl. Cedric Gillott, Entomology. Third Edition, Dordrecht 2005, 216; Heinrich Schmutterer, Die Schildläuse: Coccina, und ihre natürlichen Antagonisten. Thripse, Mottenschildläuse, Blattflöhe, Schildläuse, Blattläuse, Zikaden, Wanzen, Hohenwarsleben 2008 (Neue Brehm-Bücherei 666), 36.
- 32 SCHMUTTERER, Schildläuse (Anm. 31), 14.
- 33 Vgl. https://www.cabi.org/isc/datasheet/46224 [Zugriff 20. März 2018]; John W. Beardsley Roberto H. Gonzalez, The Biology and Ecology of Armored Scales, in: Annual Review of Entomology (1975), Nr. 1, 47–73, hier 59.
- <sup>34</sup> Silvia Jahn, Populationsdynamik der San José-Schildlaus und ihrer Parasitoide an drei Standorten in Ostösterreich, Diplomarbeit Wien 1997, 67.

Nach zwei Häutungen, beim Männchen verbunden mit dem Aufbau zweier zusätzlicher Körperabschnitte, hat die erste Generation Ende Mai die Geschlechtsreife erreicht. Jeweils zwei bis drei Weibchen werden von den adulten Männchen begattet. Daraufhin erscheinen im Juni die ersten Junglarven. Innerhalb von sechs bis acht Wochen bringt ein Weibchen bis zu 400 Larven zur Welt, danach stirbt es. Die Lauflarven setzen sich im Allgemeinen spätestens einen Tag nach ihrer Geburt fest und legen davor nur wenige Zentimeter zurück. Im Lebenszyklus der Sommergeneration treten Ende Juni wiederum adulte Tiere auf. In heißen, trockenen Jahren können manchmal drei statt den in Österreich üblichen zwei Generationen auftreten. Die Überwinterungsmöglichkeiten hängen vom Zeitpunkt des letzten Larvenlaufs ab. Die SJS können keine Dauerstadien bilden und besitzen auch keine Möglichkeiten zur Abwanderung bei ungünstigen Bedingungen. Als Freilarven sind sie am wenigsten geschützt. Zumeist sterben sie an abiotischen Faktoren wie Verwehungen durch Wind, der allerdings auch einen wichtigen Verbreitungsweg bildet. Damit können sie auch an für sie sonst unerreichbare Plätze gelangen. Dazu benützt die San José-Schildlaus auch die Phoresie, das heißt Wanderungen an anderen Tieren. Dennoch sollte ihre Beweglichkeit nicht überschätzt werden. Wie Silvia Jahn feststellte, tritt sie auch lokal sehr begrenzt auf. So wiesen bei ihren Untersuchungen in eng gepflanzten Erwerbsobstanlagen "oftmals bloß einzelne Bäume einen starken Befall" auf.35 Auch für die nach 1945 führende österreichische SJS-Forscherin Helene Böhm war sie ein "sehr standortsträger Schädling".36



Abb. 1: Die Entwicklungsstadien der SJS-Weibchen und -Männchen, aus: Bundesanstalt für Pflanzenschutz, Schautafel San José-Schildlaus, um 1946

In ihren Ursprungsregionen im Fernen Osten lebte die SJS vermutlich auf Birken und anderen Wildpflanzen. Auf der Insel Sachalin soll sie noch 1984 nicht auf Äpfeln vorgekommen sein.<sup>37</sup> Erst nachdem sie ihren Lebensraum auf Rosengewächse ausgedehnt hatte, gelangte sie als blinder Passagier nach Amerika und wurde von dort durch menschliche Einwirkung in viele Gegenden der Welt verbreitet.<sup>38</sup> Ihre Gefährlichkeit erklärt sich vor allem durch die vielen möglichen Wirtspflanzen, die sie nutzen kann. Die

<sup>35</sup> Ebd., 64.

<sup>&</sup>lt;sup>36</sup> Helene Böнм, 25 Jahre San José-Schildlaus (*Quadraspidiotus perniciosus Comst.*) in Österreich, in: Tätigkeitsbericht der Bundesanstalt für Pflanzenschutz 1956, Wien 1956, 245–267, hier 253.

<sup>&</sup>lt;sup>37</sup> Vgl. G. M. Konstantinova [u.a.], Scale insects on deciduous fruit trees in eastern parts of U.S.S.R., in: Z. Kaszab (Hg.), Verhandlungen des zehnten internationalen Symposiums über Entomofaunistik Mitteleuropas (SIEEC), Budapest 1984, 350–352. Nach: Ferenc Kozár, Deciduous fruit trees, in: David Rosen (Hg.), Armored Scale Insects. Their Biology, Natural Enemies and Control, Amsterdam/New York 1990 (World crop pests 4), 593–602, hier 599.

<sup>&</sup>lt;sup>38</sup> Vgl. Kozár, Deciduous fruit trees (Anm. 37), 599.



Abb. 2: Befallsbild Apfel, aus: Bundesanstalt für Pflanzenschutz, Schautafel San José-Schildlaus, um 1946



Abb. 3: Befallsbild Birne, Schautafel San José-Schildlaus, aus: Bundesanstalt für Pflanzenschutz, Schautafel San José-Schildlaus, um 1946

Kleingärtner konnten der San José-Schildlaus kaum ausweichen, da dieser Schädling bis auf Nussbäume und Weinstöcke sämtliche Obstgehölze befiel, aber auch viele weitere Pflanzen besiedeln kann.

# Schädigungen und deren Behebung

Der Umgang mit Schädlingen ist eine seit Beginn der Landwirtschaft und des Gartenbaus bestehende Herausforderung. Geeignete Maßnahmen zur Prävention, Eindämmung oder Ausrottung hingen sowohl von der Biologie und Ökologie der Schädlinge ab, als auch von den gesellschaftlichen Strukturen der Land- und Gartenwirtschaft. Die Untersuchung der Schädlingsbekämpfung der Vergangenheit muss daher auf die natürlichen und organisatorischen Kontexte Bedacht nehmen.

Die SJS ist eine invasive Art mit hoher Fruchtbarkeit und Schadwirkung. Außergewöhnlich für einen Schädling gefährdet sie sowohl Pflanzen als auch Früchte. Mit ihrer Nachkommenschaft erreicht sie rasch eine Vervielfachung ihrer Population. Dafür genügt auch eine geringe Anfangszahl, etwa ein kleiner Anteil an überlebenden Schildläusen nach einer Bespritzung. Die SJS hat ein breites Nahrungsspektrum. Sie kann daher auch ohne ihre bevorzugten Wirtspflanzen, *Rosaceae* (Rosengewächse), überleben.

Rund um die Stelle, an der die Schildlaus sitzt, entsteht ein *blutroter, bis etwa linsen-großer Fleck* als auffälligstes Merkmal.<sup>39</sup> Dieser tritt zunächst an der Rinde auf und ist nach vorsichtigem Abschälen deutlicher zu erkennen. Bei stärkerem Befall wandert die SJS auf Früchte und Blätter. Toxische Speichelsekrete führen zu Verfärbungen und Wuchsstörungen im Bereich der Saugstelle. Bei anhaltendem Befall reißt oft die Rinde und Gummifluss tritt auf. Das Wachstum und der Fruchtertrag werden dadurch vermindert.<sup>40</sup> Anhaltender Befall kann bis zum Absterben führen, dabei wirken die Pflanzen wie vertrocknet.

Der Mensch verursacht bis heute fast alle Schädlingsprobleme selbst, indem er Arten verfrachtet und für die Massenansiedlung von Schädlingen geeignete Biotope anlegt. <sup>41</sup> Eingeschleppte, neue Arten wie die SJS sind zunächst ohne natürlich vorkommende Feinde. Auch die SJS trat in den 1930er Jahren in größerer Anzahl nur *im geschlossenen Baum- oder Strauchbestand von Ortschaften, Siedlungen und Kleingärten* auf. <sup>42</sup> Apfel-Monokulturen oder dichte Ribiselbestände bieten für die SJS optimale Nahrungsverhältnisse. Dadurch kann sie sich bei angemessenen Witterungsverhältnissen sehr gut vermehren. Im Buschwerk ist sie zudem nicht leicht zu erkennen (*Abb. 2 und 3*).

Bei Schildläusen haben Temperatur und Wirtspflanzen großen Einfluss auf die Populationsentwicklung. Zudem wird diese wesentlich vom Bestand an Gegenspielern bestimmt. Ohne natürliche, heimische, nachfolgende oder eingeführte Gegenspieler würden sie ein viel größeres Problem darstellen.<sup>43</sup> Diese natürlichen Feinde sorgen für eine langfristig erfolgreiche Schädlingsregulierung. An vielen Orten der Welt, auch in Österreich, wurde beobachtet, dass die SJS umso mehr von Parasiten befallen wurde, je länger sie in einer Gegend vorkam.<sup>44</sup> In den USA war bereits um 1900 die regulierende Wirkung von Schlupfwespen bekannt.<sup>45</sup> Doch die durchaus erfolgreich begonnene biologische Bekämpfung mittels ausgesetzter, gezüchteter Schlupfwespen verlor mit den aufkommenden Spritzungen ihre Popularität, fortan wurden Spritzmittel gesucht und gefunden. Bei der chemischen Bekämpfung interessierten die Lebensumstände des

<sup>&</sup>lt;sup>39</sup> Leopold Fulmer, Die San José-Schildlaus in Österreich, in: Verhandlungen 7. Internationalen Kongress für Entomologie, Berlin, 15.–20. August 1938. Band IV, Berlin 1939, 2324–2334, hier 2327.

<sup>&</sup>lt;sup>40</sup> Vgl. Bulletin OEPP/EPPO Bulletin 46/1 (2016), 28–39, hier 33.

<sup>&</sup>lt;sup>41</sup> Vgl. Heinrich Kemper, Kurzgefasste Geschichte der tierischen Schädlinge, der Schädlingskunde und der Schädlingsbekämpfung, Berlin 1968, 23, 30.

<sup>&</sup>lt;sup>42</sup> Hans Sachtleben – Leopold Fulmek, Die San José-Schildlaus. Aspidiotus perniciosus Comst., Berlin <sup>2</sup>1940 (Biologische Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft, Flugblatt Nr. 122/123), 2.

<sup>&</sup>lt;sup>43</sup> Vgl. Schmutterer, Schildläuse (Anm. 31), 220; Michael Kosztarab – Ferenc Kozár, Scale insects of Central Europe, Dordrecht/Boston/Lancaster 1988 (Series Entomologica 41), 29.

<sup>&</sup>lt;sup>44</sup> Vgl. Fritz Polesny, Die San José-Schildlaus in Österreich, in: Besseres Obst (1994), Nr. 12, 12–14; Ferenc Kozár – V. A. Jasnosh – G. M. Konstantinova, Comparative evaluation of the distribution of scale-insects (Hom. Coccoidea) and their parasites in Georgia (USSR) and in Turkey, in: Zeitschrift für Angewandte Entomologie 93 (1982), 333–338.

<sup>&</sup>lt;sup>45</sup> Vgl. Edward O. Essig, The Control of the Pernicious or San José Scale, in: Journal of Economic Entomology 6/1 (1913), 270–273, hier 273.

Schädlings kaum. Daher blieb auch die Nützlingsfauna der San José-Schildlaus wenig beachtet, was zur anhaltenden Schadproblematik führte. Die chemischen Maßnahmen behinderten sogar deren Entwicklung, denn die Populationsentwicklung der SJS wird wesentlich vom Bestand an Gegenspielern bestimmt.

Auch im Österreich der 1930er Jahre waren, ähnlich wie in den USA, die Bereiche des biologischen und chemischen Pflanzenschutzes nicht getrennt.<sup>46</sup> Chemische Substanzen waren beim Pflanzenschutz auch in Österreich nicht von Anfang an das Mittel der Wahl. Die Anwendung biologischer Methoden war sehr weit verbreitet. Der Vorgänger der SJS als gefährlichste Bedrohung der Apfelbäume, die Blutlaus, wurde mit einer Zehrwespe eingedämmt. Doch trotz einiger Hoffnungen und der Feststellung, dass die SJS durchaus von Parasiten befallen werden konnte, kam es bei der SJS in Wien in den 1930er Jahren nicht zur Nützlingsanwendung.<sup>47</sup> Die dem Pflanzenschutz mittels biologischer Maßnahmen grundsätzlich aufgeschlossenen österreichischen Wissenschaftler erhielten in den 1930er Jahren dazu keine Anregungen und übernahmen das Primat der Chemie. Was die Maßnahmen angeht, die zur Bekämpfung der SJS als erfolgversprechend, ausreichend oder prioritär betrachtet wurden, so ist eine sehr deutliche Veränderung innerhalb weniger Jahre in Richtung chemischer Mittel zu erkennen. 48 Dabei wäre hierzulande in Leopold Fulmek nicht nur ein Experte chemischer Anwendungen, sondern auch ein großer Kenner der Schlupfwespen tätig gewesen. 49 Er griff bei der Einschätzung dieser Methode aber wohl auf seine Erfahrungen aus einer USA-Reise zurück: Den Weg der sogenannten biologischen Bekämpfung durch absichtliche Begünstigung der natürlichen Feinde der San José-Schildlaus [...] hat man in Amerika, dem vorbildlichen Lande für solche Methoden, bislang nicht weiter verfolgt, weil eben die chemische Bekämpfung sich als vollkommen rationell erwiesen hat und die natürlichen Feinde nicht so rasch durchschlagend wirken.<sup>50</sup>

Der biologische Pflanzenschutz beschleunigt natürliche co-evolutionäre Dynamiken, die natürliche Ausbildung einer Nützlingspopulation benötigt mehrere Jahrzehnte, da sich diese erst auf die neue Ernährungsmöglichkeit einzustellen hat. Eine solche Anpassung war klarerweise in den 1930er Jahren noch nicht erfolgt.

Die meisten der heute schädlichen Insekten stammen ursprünglich aus einer anderen Region, dies ist Grundlage einer weiteren Bekämpfungsmethode. Um die Einschleppung von Arten zu verhindern, kann als Schutzmaßnahme eine Quarantäne versucht

<sup>&</sup>lt;sup>46</sup> Vgl. Bruno Wahl, Neuzeitliche Schädlingsbekämpfung, in: Zeitgemäße Obstbaufragen. Achte Folge. 12 Vorträge im Rahmen des Verhandlungsberichtes der achten Tagung der Gemeinschaft österreichischer Obstzüchter, Wien 1934, 141–156.

<sup>&</sup>lt;sup>47</sup> Vgl. Anton Kranner (Obmann der Gartenkommission des Vereines "Nordrand-Schmelz."), Meine Erfahrungen über die Tätigkeit und Zucht der Zehrwespe, in: Org d Kg (1937), Nr. 2, 17 f., hier 18; Josef Wächter, Insektenbekämpfung und Unkrautbekämpfung durch Insekten, in: Natur und Land (1937), Nr. 11, 159 f.; Josef Tranzer, Die San José-Schildlaus, in: Der Praktiker in Haus und Garten (Fachbeilage im Org d Kg) (1932), Nr. 3, 19–20.

<sup>&</sup>lt;sup>48</sup> Vgl. Anton FALCH, Richtlinien und Erfahrungen auf dem Gebiete der Schädlingsbekämpfung, in: Zeitgemäße Obstbaufragen. 13 Vorträge im Rahmen des Verhandlungsberichtes der ersten Tagung österreichischer Obstzüchter, Wien 1927, 102–111.

<sup>&</sup>lt;sup>49</sup> Vgl. Leopold Fulmek, Wirtsindex der Aleyrodiden- und Cocciden-Parasiten, in: Entomologische Beihefte aus Berlin-Dahlem 10 (1943), 1–120.

<sup>50</sup> Leopold Fulmek, Die San-José-Schildlaus in Nordamerika. Bericht von der Studienreise 1933, in: Obst (1934), Nr. 6, 133 f.

werden. Vor allem über Überwachung der Handelswege sollen damit Krankheiten und Schädlinge ferngehalten werden. Dahinter steht die Grundannahme, dass es besser ist, ohne den Schädling zu leben, als mit ihm und der Aufwand für Kontrolle und Quarantäne sich lohnt.<sup>51</sup>

# Die Wiener Kleingärten: ein besonderer Lebensraum

Als Kleingärten haben kleine Grundstücke oder Grundstücksteile (Lose) zu gelten, die ohne Heranziehung besonders entlohnter und familienfremder Arbeitskräfte und ohne gewerbsmäßige Verwendung der Bodenprodukte vom Eigentümer oder Pächter des Grundes selbst (Kleingärtner) gärtnerisch bewirtschaftet werden.<sup>52</sup>

In dieser ersten Richtlinie der Stadt Wien aus dem Jahr 1928 wird das Interesse an der Versorgungsfunktion der Gärten deutlich, kein Wunder in Zeiten wirtschaftlicher Krisen. Baulichkeiten wurden zwar reglementiert, als Wohngebiete waren Kleingärten aber nicht konzipiert. Erholungsfunktion schreibt ihnen erst die Kleingartenordnung von 1959 zu.<sup>53</sup>

1931 hatte die Dachorganisation, der Österreichische Verband der Kleingärtner, Siedler und Kleintierzüchter, 35.000 Mitglieder. In 346 Anlagen auf städtischem Grund und 70 weiteren, auf zusammen etwa 8,5 Quadratkilometern bestanden in Wien etwa 22.000 Kleingärten, die Vereinen zugeordnet waren.<sup>54</sup>

Schon seit 1916 waren damit zehntausende Kleingärtnerinnen und Kleingärtner in einer Organisation vereint, wodurch die Interessen der Parzelleninhaberinnen und Parzelleninhaber durchaus Gehör bei Stadt und Land fanden. Im Gegenzug wirkten sich Entscheidungen oder Vereinbarungen des Verbandes auf alle Gärten aus. Auch die Vereine hatten eine wichtige Rolle. Sie standen in unmittelbarem Kontakt zu ihren Mitgliedern und entschieden etwa darüber, wie und wie weit gesetzliche Bestimmungen in der Praxis umgesetzt wurden. 55 Die Vereinsorganisation beruhte damals wie heute auf aktiver Teilnahme und Mitbestimmung der Mitglieder, für die die kollektive Einhaltung von Regeln zum Alltag gehörte. Dies sollte sich bei der Bekämpfung der SJS als wichtig erweisen.

Der Zugang zu einem familieneigenen Garten, mitsamt der Vorfreude auf die Fruchtgenüsse war persönlich und innig. Für viele galt es als höchstes Glück, einen Kleingarten zu erhalten. Hier war die Natur den Menschen nahe, hier konnten sie sie bearbeiten. Die Klein-

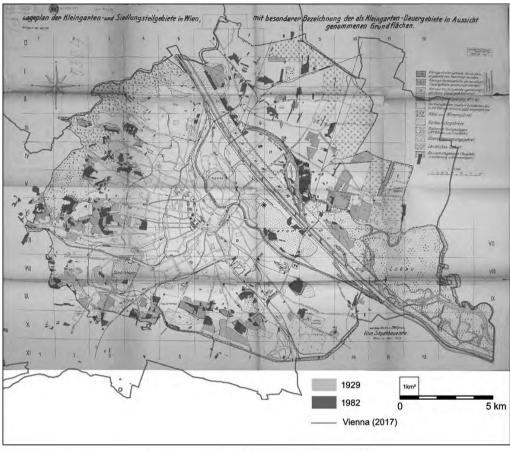
<sup>&</sup>lt;sup>51</sup> Vgl. Andrew M. LIEBHOLD – Robert L. GRIFFIN, The Legacy of Charles Marlatt and Efforts to Limit Plant Pest Invasions, in: American Entomologist 62/4 (2016), 218–227, hier 218; Robert V. Dowell, Regulatory Entomology, in: Vincent H. Resh – Ring T. Carde (Hg.), Encyclopedia of Insects, Amsterdam <sup>2</sup>2009, 877–880, hier 877.

<sup>&</sup>lt;sup>52</sup> Kleingartenordnung für Wien 1928 (genehmigt mit Gemeinderatsbeschluss vom 11. Mai 1928, P.Z. 594), § 1 Abs. 1. In dieser findet sich auch ein Hinweis auf die Gartengestaltung: § 11 Abs. 3: Die Kleingärten und ihre Bepflanzung sind dauernd im ordentlichen Zustand zu erhalten.

 $<sup>^{53}</sup>$  Wiener Kleingartengesetz 1959, § 2 Abs. 2.

<sup>&</sup>lt;sup>54</sup> Vgl. Reinhard FARKAS, Zur Geschichte der Gartenbewegung im deutschsprachigen Raum, in: Berichte der Bayerischen Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege 23 (1999), 133–143, hier 139; N.N., Funktionärskonferenz Sektion 1, in: Org d Kg (1932), Nr. 12, 3.

<sup>55</sup> Vgl. Brigitte Feuerbach, Das Kleingartenwesen in Wien und in Berlin: eine multivariate Gegenüberstellung, Diplomarbeit Wien 1998, 57 f.



References: Mag. Abt. 54 (1929): Lage der Kleingarten- und Siedlungsteilgebiete in Wien MA 18 (1982): Kleingärtnerische Nutzung MA 42 (2017): Zählbezirke. In: http://data.wien.gv.at/daten/geo/ Layout: T. Binder, H. Lehrner, Vienna 2017.

Abb. 4: Lageplan der Kleingarten- und Siedlungsanlagen in Wien 1929. Darstellung durch Thomas Binder, Harald Lehrner, 2017, basierend auf: Stadtbauamtsdirektion Wien, Lage der Kleingarten- und Siedlungsteilgebiete in Wien, Wien 1929

gärtnerinnen und Kleingärtner hatten dafür keine weiten Wege zu bewältigen und mussten auch kein Spezialwissen und keine berufliche Nähe aufweisen. Das Erleben der Arbeiten im Verlauf eines Gartenjahres prägte von klein auf. Auch in kargen Zeiten waren sie Rückzugsorte in der Stadt, die eine gewisse Geborgenheit und Naturnähe boten. Für die Stadt Wien galten die Kleingärten noch 1977 aufgrund des intensiven emotionalen Bezuges als nicht "wertfrei zu behandelndes und austauschbares Stückgut". Daher wurden auch Ersatzflächen kaum als geeignete Kompensation für den Verlust der eigenen Parzelle eingeschätzt.

Auch soziale Komponenten sind Teil des Wirkungsgeflechts natürlicher und sozialer Faktoren, die bei der Analyse der SJS-Bekämpfung zu berücksichtigen sind. Am Anfang von Kleingartensiedlungen standen vielfach gemeinsame Leistungen. Das Gemein-

Wert und Erhaltungswürdigkeit von Kleingärten in der Großstadt, hg. vom Ludwig-Boltzmann-Institut für Umweltwissenschaften und Naturschutz, Wien 1977, o. S.

schaftliche wurde im Zuge der Etablierung und Institutionalisierung unbedeutender. Nach Wegebau und Parzellierungsarbeiten, gemeinsamen Bepflanzungen und dem Bau des Vereinshauses verblieb danach nur die Obsorge von Gemeinschaftsflächen. Damit schwanden nicht nur die innere Verbundenheit der Mitglieder, sondern auch die Bereiche, über die die Vereine bestimmten. In den 1930er Jahren bestanden insbesondere mit der angeordneten SJS-Bekämpfung und den Gartenbegehungen Möglichkeiten des Agierens über die Hecken hinweg. Die SJS mag also zum Erhalt der Gemeinschaft durchaus beigetragen haben, Kooperationen mehrerer Vereine zur SJS-Bekämpfung, wie etwa Fachgruppentreffen, die vereinsübergreifend stattfanden, stärkten den Verband.

# Obstbau in schwierigen Zeiten

Theoretiker der Gartenstadt sahen die aus den Gärten resultierenden Ernten nachrangig zu deren mentalen Wirkungen. Aus dem Bezug zur Erde würden gesunde Menschen hervorgehen, die äußeren Bedrohungen besser standhalten könnten.<sup>57</sup> Die Innensicht war eine andere. Österreich war in den 1930er Jahren eines der ärmsten Länder Europas und die weit verbreitete Arbeitslosigkeit bedrohte auch die Kleingärtner und ihre Familien.<sup>58</sup> Dementsprechend kam der Ernährungsfunktion große Bedeutung zu.

Die Kleingärtner wurden von den renommiertesten Fachleuten des Landes beraten, dadurch sollte ihr Obstbau den modernsten Standard erreichen. Hohe Erträge waren für die Wiener Kleingärten auch wichtig, um ihre wirtschaftliche Bedeutsamkeit herauszustreichen. Denn trotz des betont guten Verhältnisses zur Stadt waren die Besitzverhältnisse nicht dauerhaft festgeschrieben und oft unklar. Bei privaten Verpächtern war die Lage noch schwieriger, auch da setzten die Kleingärtner auf ein Entgegenkommen der Behörden. Drohende Vereinsauflösungen und Grundwegnahme motivierten Akteure, den Nutzen ihrer Parzellen zu beweisen.

Der Regimewechsel 1934 wirkte sich auch auf die SJS-Verfolgung aus. Der Austrofaschismus, der in diese vordem sozialdemokratische Domäne einbrach, wollte nicht zuletzt seine Agrarkompetenzen beweisen. Die neue Verbandsführung suchte sich und ihre Fähigkeiten durch Ertragssteigerungen sichtbar zu machen und damit auch dem politischen Ziel der Autarkie näher zu kommen. Diese politisch-sozialen Umstände wirkten sich auch auf die zunehmende SJS-Bekämpfung aus. Die auf Veranlassung des Verbands neu gegründete zentrale Arbeitsgemeinschaft für Obst- und Gartenbau beschloss ein gewaltiges Arbeitsprogramm.

Für ihre Vorhaben bei der Kleingartenbewirtschaftung hatte diese neue Organisation der Fachberater allerdings schwere Startbedingungen, trotz aller Förderungen und Möglichkeiten des Regimes. Die bis dato sozialdemokratisch dominierte Kleingartenbe-

<sup>&</sup>lt;sup>57</sup> Vgl. Hans Bartack, Vom Boden Wiens. Eine bodenpolitische Studie, Wien 1935, 50.

<sup>58 1935</sup> waren 40 Prozent der Mitglieder des Kleingartenvereins Am Heuberg arbeitslos. Vgl. Friedrich Frischmann, Zusammenarbeit tut Not, in: Mitteilungsblatt der Wirtschafts- und Siedlungsgenossenschaft der Kleingärtner 'Am Heuberg' (in der Folge abgekürzt als: Am Heuberg) (April 1935), 2 f., hier 2.

<sup>&</sup>lt;sup>59</sup> Vgl. Ulrike Zimmerl, Kübeldörfer. Siedlung und Siedlerbewegung im Wien der Zwischenkriegszeit, Wien 2002, 148; Autengruber, Wiener Kleingärten (Anm. 17), 50–55.

<sup>60</sup> Vgl. Franz Borschutzky, Die Tätigkeit der Obstfachgruppen, in: Org d Kg (1936), Nr. 1, 4 f., hier 5.

wegung gab es nicht nur in der Erinnerung, denn die Kleingärtner in den Vereinen, mitsamt den abgesetzten Funktionären, entstammten noch immer zu einem Gutteil aus der politischen Gegnerschaft der Vaterländischen Front. Für die personelle Neuaufstellung mussten erst genehme Personen gefunden werden, die zudem vor Ort um ihre Akzeptanz zu kämpfen hatten.<sup>61</sup> Im 17. Bezirk etwa waren 1936 erst wieder acht der 27 Vereine in der Bezirksgruppe vertreten.<sup>62</sup>

Aus all diesen Gründen stiegen die Obstbaumzahlen. Die San José-Schildlaus kam, als gerade ein neuer Lebensraum für Obstbaumschädlinge geschaffen worden war. Zudem wurde in den Wiener Kleingärten versucht, besonders Apfelkulturen auf einen hohen Stand zu bringen und weit zu verbreiten. Der große Anteil dieser Baumart entschied wegen deren hoher Anfälligkeit für die SJS maßgeblich über die Entwicklung des Schädlings.

Auch bei der Schädlingsbekämpfung waren die Wiener Kleingärtnerinnen und Kleingärtner in den 1930er Jahren auf der Höhe der Zeit. Für sie wurden eigene, auf sie zugeschnittene Anwendungshinweise erstellt. Durch die vereinsmäßige Organisation wurden die Maßnahmen oft gründlicher durchgeführt als im Erwerbsobstbau oder im Hausgarten. Wie die San José-Schildlaus in den Wiener Kleingärten in den 1930er Jahren bekämpft wurde, war also wesentlich der sozialen und organisatorischen Struktur der Gärten geschuldet.

Die Bedrohung von Obstbäumen hat für eine Stadt mit 22.000 Kleingärten entsprechende Relevanz. Daher wurden umfängliche Untersuchungen und Bekämpfungsaktionen durchgeführt und dafür auch eigene Institutionen wie die SJS-Untersuchungskommissionen geschaffen. Die kleinen, eng beisammenliegenden Parzellen stellten eine große Herausforderung dar. Da die meisten Kleingärtner Apfelbäume hatten, standen die Pflanzen eng an denen der Nachbarn. Eine Schildlaus am Baum des Nachbarn führt zu einer größeren Bedrohung, wenn er in den eigenen Garten ragt, als wenn zwischen den Obstbäumen anders genutzte Grundstücke liegen, weil die träge Schildlaus dadurch von Parzelle zu Parzelle wandern konnte. Auch hier zeigt sich die positive Rückkopplung zwischen Eigenschaften der Art und dem menschengemachten Habitat.

# Die San José-Schildlaus erreicht die Kleingärten

Wie fremdartig auch der Name klingt und wie unwahrscheinlich es in Fachkreisen bisher galt, seit vorigem Jahr ist es zu unwiderleglicher Gewissheit geworden, dass diese ausländische Schildlausart den heimischen Obstbau in Österreich gefährdet, und zwar in zweifacher Richtung: durch ihre außerordentlich schädigende Einwirkung auf die befallenen Obstgehölze, sowie durch Behinderung des Pflanzen- und Obstverkehres infolge gesetzlicher Vorschriften zur Hintanhaltung einer weiteren Verschleppung dieses gefährlichen Obstbauschädlings. Somit Grund genug, dass auch die breite Öffentlichkeit ihr Augenmerk dieser Schildlaus zuwendet.<sup>63</sup>

<sup>&</sup>lt;sup>61</sup> Vgl. N.N., Der neue Verwaltungsausschuss, in: Org d Kg (1935), Nr. 11, 1; FRISCHMANN, Zusammenarbeit (Anm. 58), 2 f.; N.N., Weihnachtsfeier Schwarzlackenau, in: Org d Kg (1936), Nr. 4, 3.

<sup>62</sup> Vgl. Karl Prinz, Zum zehnjährigen Jubiläum, in: Am Heuberg (Oktober 1936), o. S.

<sup>63</sup> Leopold Fulmek, Die San José-Schildlaus (Teil 1), in: Obst (1932), Nr. 1, 24–26, hier 24.

Heinz Griebl, städtischer Obergärtner und Fachkonsulent des Siedler- und Kleingartenverbandes, stellte als erster das Auftreten der SJS in Wien fest, nachdem er in der Freihofsiedlung in Kagran auf einen unbekannten Schädling hingewiesen worden war. <sup>64</sup> Den wissenschaftlichen Befund erbrachte Ende August 1931 Leopold Fulmek an der Bundesanstalt für Pflanzenschutz an einem Birnenzweig aus dieser Siedlung. <sup>65</sup> Bei einer ersten Suchaktion von September bis November 1931 inspizierten Beamte der Bundesanstalt für Pflanzenschutz und des Wiener Stadtgartenamtes elf Kleingartenanlagen in der Umgebung des Erstauffindungsortes in Floridsdorf Baum für Baum. <sup>66</sup>

1931 und 32 wurden 6.345 Gärten untersucht, 595 waren befallen. 1.296 Obstgehölze wurden vernichtet, 457 Ribiselsträucher bis auf den Wurzelhals zurückgeschnitten. <sup>67</sup> Bis 1933 wurde die SJS in Wien fast nur an jungen, seit 1927 oder 1928 angelegten Anlagen aufgefunden. <sup>68</sup>

Dies weist auf eine Verschleppung durch Baumschulware und nicht auf eine wandernde Ausbreitung der SJS im Altbestand innerhalb Wiens hin. Wie der Befall sich ausbreitete, kann nur vermutet werden. Es wird von verstreuten Herden aus eine Ausbreitung von Baum zu Baum gegeben haben, die das größere Vorkommen in einzelnen Wiener Kleingartensiedlungen bewirkte. Die Hoffnung, dass durch radikale Bekämpfung und genaue Beobachtung die SJS auf Teile Floridsdorfs beschränkt bleiben würde, erfüllte sich nicht. 1932 wurden aus dem zehnten, elften und zwölften Gemeindebezirk Befälle gemeldet. Bald darauf setzten auch aus anderen Teilen Wiens Meldungen von SJS-Funden ein.

Um den Umfang der Verbreitung der SJS und die Wirkung der bisherigen Bekämpfungsarbeit festzustellen, wurde das Suchpersonal 1935 aufgestockt. 37.943 Gärten mit 560.000 Obstbäumen und 711.000 Beerensträucher wurden gewissenhaft und gründlich nach der SJS abgesucht. Wie ausgeführt, sind die ersten Anzeichen eines SJS-Vorkommens durch die geringe Größe und gute Tarnung an belaubten Bäumen nicht leicht auszumachen. Die Untersuchungskommissionen kontrollierten nun systematisch einen Kleingartenverein nach dem anderen. In knapp elf Prozent oder 4.066 Gärten wurde die San José-Schildlaus gefunden. Das Insekt hatte sich bis Mitte der 1930er Jahre, wenn auch in unterschiedlicher Intensität, über ganz Wien verbreitet. Vor dem Zweiten Weltkrieg war in Österreich überdies das Burgenland stark betroffen, danach besiedelte die SJS auch die Steiermark und Niederösterreich stark.

Doch warum kam die San José-Schildlaus zuerst nach Wien? Damit sie sich in den Wiener Kleingärten etablieren konnte, musste einige Faktoren zusammenspielen.<sup>70</sup> Ein

<sup>&</sup>lt;sup>64</sup> Vgl. Die Redaktion, Heinz Griebl 70 Jahre, in: Nach der Arbeit (1948), Nr. 13, 7.

<sup>65</sup> Vgl. Bruno Wahl, Einschleppung der San José-Schildlaus in Mitteleuropa, Wien 1932, 3.

<sup>66</sup> Josef Afritsch, Die San José-Schildlaus in Österreich! (Schluss), in: Gartenzeitung (1932), Nr. 5, 66-68, hier 67.

 $<sup>^{67}</sup>$  Vgl. N.N., Die San José-Schildlaus-Bekämpfungsaktion in Wien im Jahre 1933, in: Gartenzeitung (1934), Nr. 4, 49 f.

<sup>&</sup>lt;sup>68</sup> Vgl. Bruno Wahl, Die San José-Schildlaus, in: Zeitgemäße Obstbaufragen. Siebente Folge. 11 Vorträge im Rahmen des Verhandlungsberichtes der siebenten Tagung der Gemeinschaft österreichischer Obstzüchter, Wien 1933, 56–69, hier 65 f.

<sup>&</sup>lt;sup>69</sup> Bericht über die San-José-Schildlausaktion der Stadt Wien im Jahre 1935, berichtet von Wiener Magistrat, Fachstelle für das Gartenwesen, in: Der österreichische Kleinwirtschafter. Offizielles Organ des Allgemeinen Verbandes der Siedler und Kleingärtner (1936), Nr. 4, 13.

Wie der SJS der Sprung aus den USA nach Ungarn gelang, ist ungeklärt. Um 1930 fiel die SJS auch in Italien, Spanien und Portugal erstmals auf. Vgl. Leopold FULMEK, Die San-José-Schildlaus in Nordamerika. Bericht von der Studienreise 1933 (Fortsetzung), in: Obst (1934), Nr. 3, 59 f., hier 59.

kommerzielles Baumschulwesen, internationaler Handel, aus wirtschaftlichen und klimatischen Gründen gesteigerte Nachfrage und die beschränkte Kompetenz der Hobbygärtner trafen auf einen invasiven Schädling, der noch ohne natürliche Feinde war und damit seinen wesentlichen Nachteil, eine sehr geringe Bewegungsfähigkeit, wettmachen konnte. Die Menschen sprangen ein, was die geringe Beweglichkeit ausglich "zu der nur das jüngste Larvenstadium auf kürzeste Strecken befähigt ist. Die Verschleppung erfolgt deshalb nahezu ausschließlich mit lebenden Pflanzen, so dass in diesem Fall für sie allein der Mensch verantwortlich ist." Apfelbäume boten einen idealen Lebensraum für die Reise, da sie Ernährung und Versteck bereitstellten. Die Borke der Apfelbäume blieb auch bei Spritzungen und Suchaktionen für die Laus ein gutes Habitat.

Die hohe Nachfrage entstand durch viele Neuanlagen, nicht zuletzt von Kleingärten. Sie wurde durch Frostschäden noch gesteigert. Im außergewöhnlich strengen Winter 1928/1929 hatte es in Wien im Februar bis zu -25,8°C.72 Die Kälteperiode vernichtete im ganzen Land Obstbäume, auch in der Bundeshauptstadt wurden viele Anlagen stark beeinträchtigt.73 Die ansässigen Baumschulen konnten die verstärkte Nachfrage der Wiener Kleingärten an Obstbäumen nicht abdecken, unter anderem, weil auch in den heimischen Baumschulen junge, noch nicht so robuste Pflanzen dezimiert worden waren. 1927 wurden in Kleingärten 86.000 Obstbäume angepflanzt, alleine im Kleingartenverein "Die Gartenfreunde" 15.000 Stück. Das war mehr, als inländische Baumschulen liefern konnten.74 Der überregionale Handel ermöglichte der SJS den Sprung nach Wien über Apfelbäume aus ungarischen Baumschulen. Auch im Sudetenland waren damals viele Obstgehölze erfroren, die mit ungarischer Ware nachgesetzt wurden. Damit kam die SJS auch dort hin, konnte sich jedoch in dieser kühleren Region nicht verbreiten.75

Die Obstgehölze der nah beieinanderliegenden Kleingärten waren eine Novität. Ihren Besitzerinnen und Besitzern waren die Anzeichen von Schädlingsbefall nicht geläufig und auch die Aufmerksamkeit auf die SJS, die es um 1900 durchaus gegeben hatte, war bereits verflogen. Dazu kommt, dass sich die SJS zunächst noch auf jungen Kulturen befand. Bei ohnehin noch schwach tragenden Bäumchen fallen Ernteeinbußen weniger auf. Das Habitat, das die Kleingärtner geschaffen hatten, war ideal: Dichte Baumbestände und eine Unter- und Zwischenkultur von geschlossenen Johannisbeeranlagen, eine typische Vegetation damaliger Kleingärten, bieten für die Ausbreitung der SJS beste Bedingungen. Dass die Gartengestaltung sie begünstigte, wurde bald klar. Überhaupt sollen in der Nähe von verseuchten Gebieten, und dies gilt für den ganzen 21. Bezirk, keine Ribiselsträucher als Hecken gesetzt werden, denn längs der Hecken verbreitet sich die Schildlaus, deren Weibchen nicht fliegen kann, von Garten zu Garten, forderte etwa ein Zeitungsredakteur 1935.<sup>76</sup>

<sup>71</sup> Hans Braun, Die Verschleppung von Pflanzenkrankheiten und Schädlingen über die Welt, Wiesbaden 1954 (Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Heft 32), 7–34, hier 23.

<sup>&</sup>lt;sup>72</sup> Vgl. Josef Hanselmayer – Heinrich Winter, Der extrem kalte Februar 1956 in Österreich, in: Mitteilungen des naturwissenschaftlichen Vereins für Steiermark 87 (1957), 69–73, hier 71: Der Februar 1929 war in Österreich der kälteste Monat seit Beginn genauer meteorologischer Aufzeichnungen.

<sup>73</sup> Vgl. Emil Planckh, Der Obstbau in Wien und an der Franz-Josefs-Bahn, in: Obst (1935), Nr. 6, 122.

<sup>&</sup>lt;sup>74</sup> Vgl. N.N., Der neue Zolltarif beschlossen! 36 statt 16, in: Org d Kg (1927), Nr. 12, 3 f., hier 3.

Ygl. R. BIELERT, Beobachtungen über den Einfluss des Klimas auf die San José-Schildlaus, in: Anzeiger für Schädlingskunde (1949), Nr. 8, 119–121.

<sup>&</sup>lt;sup>76</sup> F.K., San José-Schildlaus. Größte Vorsicht!, in: Nach der Arbeit (1935), Nr. 2, 20.

## Das Vorgehen bei Erscheinen der San José

Nach der Entdeckung und Identifizierung befassten sich die Behörden zunächst mit der Erhebung von Herkunft und Verbreitung der SJS, und entwickelten anschließend Gegenmaßnahmen.<sup>77</sup> Das behördliche Vorgehen war von einer gewissen Ambivalenz geprägt, die sich durch die befürchteten negativen Auswirkungen auf Exporte, die der Befall hatte, erklären lassen. Diese Sorge spielte in den ersten Jahren eine große Rolle. Die Behörden steckten im Zwiespalt zwischen Aufrütteln, um die Gefahr zu bekämpfen, und Kalmieren, um Obstexporte nicht zu sehr zu gefährden.

Gegen eine neuerliche Einfuhr sollten die Einfuhrvorschriften gegen alle Länder verschärft werden. Obwohl den Fachleuten noch unklar war, ob die SJS in Österreich jemals jene Bedeutung erlangen könne, die sie unter anderen klimatischen Bedingungen erreicht hatte, wollten sie sie nicht im Land wissen. Eine solche präventive Maßnahme erscheint grundsätzlich nicht unplausibel.

1929 war ein neues Bundespflanzenschutzgesetz in Kraft getreten, das erstmals Grundlagen für eine geregelte Bekämpfung von Schädlingen schuf. Der Direktor der Bundesanstalt für Pflanzenschutz, Bruno Wahl begrüßte diese neue Gesetzgebung einerseits, da sie ermöglichte, dass Landwirte und Obstzüchter ohne Erschwernisse "Giftmittel" erhalten konnten. Zum anderen war es für ihn ob deren zunehmenden Gebrauch nötig geworden, Vorsichtsmaßnahmen wie Bezugsbeschränkungen zu ergreifen, um Unfällen vorzubeugen.<sup>78</sup>

Doch zunächst wurde verbrannt. Die Wiener Landesregierung stellte bereits im Herbst 1931 nach Anhören der Bundesanstalt für Pflanzenschutz einen Bescheid aus, dessen drakonische Aufträge auf die restlose Austilgung des eingeschleppten Schädlings abzielten. Von der SJS befallene Pflanzen waren demgemäß sofort zu verbrennen. Dies ist eine Reaktion auf die Eigenschaften der Art. Der standorttreue Schädling kann mitsamt seinem Habitat entfernt werden, allerdings um den Preis des Verlusts von zum Teil langlebigen Kulturpflanzen. Die Experten der Bundesanstalt für Pflanzenschutz hatten dazu geraten und überwachten die Ausführung, die Magistratsbediensteten oblag. Wäre das Weibchen bewegungsfähig, so würden die Schildläuse für den Obstbau unerträglich sein. In dieser biologischen Tatsache findet man auch den Grund, warum man die San José-Schildlaus dort, wo man sie antrifft, mit ihren Wirtspflanzen sofort verbrennt. Jede andere Bekämpfung kann es nicht verhindern, dass einzelne Tiere sich in die nächste Umgebung verschlagen und wieder neue Herde bilden, stellte Josef Afritsch, als Leiter des amtlichen Wiener Pflanzenschutzdienstes für die SJS-Bekämpfung verantwortlich, 1932 fest. Wiener Pflanzenschutzdienstes für die SJS-Bekämpfung verantwortlich auch verhinder verantwortlich verhinder verantwortlich verhinder v

<sup>&</sup>lt;sup>77</sup> Vgl. Josef Löschnig, Ein Kampf auf Leben und Tod im Garten. (Folge 14) Eine gefährliche Seuche, in: Nach der Arbeit (1941), Nr. 21, 303–305, hier 303.

Vgl. BGBl 252/1929: Bundesgesetz vom 12. Juli 1929 über Grundsätze und einige Sonderbestimmungen zum Schutze der Kulturpflanzen und ihrer Zucht (Pflanzenschutzgesetz); Bruno Wahl, Die neue österreichische Pflanzenschutzgesetzgebung, in: Zeitgemäße Obstbaufragen. Dritte Folge. 13 Vorträge im Rahmen des Verhandlungsberichtes der dritten Tagung österreichischer Obstzüchter, Wien 1929, 182–190, hier 190; Ders., Die pflanzenschutzliche Gesetzgebung in Österreich, in: Neuheiten auf dem Gebiete des Pflanzenschutz (1931), Nr. 3, 2–6.

<sup>&</sup>lt;sup>79</sup> Leopold Fulmek, Bekämpfungsmaßnahmen gegen Obstbauschädlinge, besonders gegen Schildläuse, in: Zeitgemäße Obstbaufragen. Sechste Folge. 14 Vorträge im Rahmen des Verhandlungsberichtes der sechsten Tagung der Gemeinschaft österreichischer Obstzüchter, Wien 1932, 74–88, hier 87.

<sup>80</sup> Josef Аfritsch, Die San José-Schildlaus in Österreich!, in: Gartenzeitung (1932), Nr. 4, 51–54, hier 52.

Die Experten der Bundesanstalt für Pflanzenschutz gingen schon vor den ersten Bekämpfungsversuchen davon aus, dass die SJS überaus resistent sei. Im Gegensatz zur Zwetschkenschildlaus, die mit Obstbaumkarbolineum sicher abgetötet werden könne, setze sich die SJS nach wenigen Stunden bis Tagen fest und sondere einen höchst widerstandsfähigen Mantel oder Schild um sich ab, der sie gegen die Einwirkung chemischer Mittel weitgehend schützt.<sup>81</sup> Daraus erklärt sich, warum zu Beginn versucht wurde, die wenigen bekannten Orte mit SJS-Vorkommen durch Verbrennen der Pflanzen befallsfrei zu machen.<sup>82</sup> Weitere Gründe für diese radikale Maßnahme waren das geringe Vertrauen in die Spritzkenntnisse der Anwender, der Glaube, dass man sich damit des Schädlings entledigen könne und die handelspolitischen Folgen des Vorkommens der SJS in Österreich. Allerdings sah die damalige Wissenschaft für die SJS in Europa keine dauerhafte Lebenschance. Da die klimatischen Bedingungen als unpassend galten, vermutete man, dass sie sich zumindest nicht rasch zu einer großen Population entwickeln könne. Bei rechtzeitigem Vorgehen würden nur wenige Pflanzen befallen, sodass der wirtschaftliche Schaden durch deren Vernichtung begrenzt bliebe.

Für Fulmek war das Verbrennen nicht übertriebene Ängstlichkeit, sondern nur dringendstes Gebot der Selbsterhaltung im letzten Augenblicke. Sö Österreichs renommiertester Obstbauexperte Josef Löschnig sah dieses Aufhalten mit allen verfügbaren Ressourcen auch als Pflicht, um die Obstbauern vor den sonst unabwendbaren großen Auslagen einer allgemeinen Bekämpfung der SJS zu bewahren. Die Hoffnung, dass durch die radikale Austilgung der San José-Laus, [...] aus dieser Schädlingseinschleppung dem österreichischen Obstbau kein bleibender Nachteil erwachsen wird, blieb jedoch unerfüllt. So

Schon bald, um 1934, musste der Ansatz, die SJS durch Verbrennen auszurotten, als undurchführbar aufgegeben werden. Für stark befallene Pflanzen mit sogenannter verkrusteter Rinde wurde das Verbrennen bis nach dem Zweiten Weltkrieg beibehalten. Diese galten, damals wohl zu Recht, als unrettbar verloren und waren zudem ein Ansteckungsherd.

Selbst eine so radikale Schädlingsbekämpfung wurde von den Kleingartenvereinen unterstützt, weil damit die Ordnung im Garten wiederhergestellt werden konnte, die durch Schädlinge bedroht schien. Die Ordnung ihrer Gärten lag ihnen am Herzen und war in ihren Vereinsstatuten angelegt. Paragraph 2 der 1929 beschlossenen Richtlinien der "Eisenbahner-Schrebergärtner der westlichen Bezirke Wiens" besagte etwa: Jedes Mitglied hat seinen Garten in Ordnung zu halten und zweckmäßig zu bewirtschaften. [...] Das Mitglied ist verpflichtet, in seinem Garten Unkraut nicht aufkommen zu lassen, Schädlinge und Ungeziefer der Bäume, Sträucher und Gewächse energisch zu bekämpfen und sich allen zu diesen Zwecken angeordneten allgemeinen Maßnahmen zu fügen.<sup>86</sup>

<sup>&</sup>lt;sup>81</sup> Wahl, San José-Schildlaus (Anm. 68), 57.

<sup>82</sup> Vgl. Bruno Wahl, Verbreitung wichtiger Obstbauschädlinge und Maßnahmen zur Verhinderung deren Einschleppung, in: Zeitgemäße Obstbaufragen. Sechste Folge (Anm. 79), 63–74, hier 69 f.

<sup>&</sup>lt;sup>83</sup> Fulmek, Bekämpfungsmaßnahmen (Anm. 79), 87.

<sup>84</sup> Josef Löschnig bei Diskussion auf Tagung der österr. Obstzüchter im Juli 1933, in: Zeitgemäße Obstbaufragen. Siebente Folge (Anm. 68), 85.

<sup>85</sup> Wahl, Einschleppung (Anm. 65), 6.

<sup>&</sup>lt;sup>86</sup> Satzungen des Vereines der Eisenbahner Schrebergärtner der westlichen Bezirke Wiens, Wien 1934.

Allerdings war das Verbrennen von Pflanzen für Kleingärtner nicht die erste Option. Der Kleingartenverband reagierte bereits 1931 auf die Anordnung, SJS-befallene Pflanzen zu verbrennen, mit dem ersten jemals ergangenen Aufruf zu gemeinsamen Spritzungen: Betreffend die Schädlingsbekämpfung in den Obstgärten, die sofort nach Blattfall beginnen soll, werden die Vereins- und Genossenschaftsleitungen eindringlichst ersucht, die Bespritzungen aller Baumbestände von Beerenobst und sonstiger Ziersträucher allgemein durchzuführen.<sup>87</sup>

Die Vereine sollten die Durchführung in allen Gärten kontrollieren. Der Kleingartenverband stellte Bekämpfungsmaßnahmen gegen die San José-Schildlaus bereits als verpflichtend dar, als es noch kein allgemeines Gebot gab. Die Kleingartenvereine führten daraufhin ohne gesetzliche Verpflichtung eine generelle Winterspritzung durch. Diese wurde zwischen dem Blattfall und dem Knospenschwellen durchgeführt, jener Zeit, in der höher wirksame, jedoch phytotoxische Präparate in stärkerer Dosierung angewendet werden konnten. In Wien war eine derartige Winterbehandlung ab 1948 gesetzlich gefordert. Effizientestes und gebräuchlichstes Mittel der Anfangsphase war Karbolineum, ein Gemisch aus Steinkohlenteerbestandteilen. Diese österreichische Erfindung wurde von einigen heimischen Erzeugern mit unterschiedlichen Zusammensetzungen und Produktnamen angeboten. Dieses Präparat hat eine zunächst durchaus gewünschte Breitbandwirkung, es beeinträchtigt alle Lebewesen, neben der SJS auch andere Schädlinge, allerdings auch deren natürliche Feinde, die sogenannten "Nützlinge".

Die Vereinsobmänner des 19. Wiener Gemeindebezirkes trafen sich im September 1931 und besprachen die Durchführung der *nun obligaten* Winterspritzung und deren Kosten. Gärtner Haase schulte die Hilfs- und Kontrollorgane, damit die Aktion planmäßig ablaufe. Der erfahrene Fachberater Ferschner übernahm die Leitung. Im November wurden dazu *die Quantitäten des "Bol. K.", Bestimmungsort, Tageseinteilung und die Kostentragung beschlossen.* Der Kleingartenverein Brunnstube im 17. Bezirk erhielt im Oktober 1931 vom Verband eine Weisung, *darauf zu sehen, dass in allen Gärten im Herbst und Frühling die Bäume gespritzt werden.* Die Mitglieder wurden verständigt, ein Fass Neodendrin bestellt und der Gartenausschuss überwachte die Durchführung. Die Spritzung selbst war hier Sache der Mitglieder. Der Spritzung selbst war hier Sache der Mitglieder.

Der gewählte Ansatz der lückenlosen Austilgung war nur auf Basis einer großräumigen Suche durchführbar. Diese Suchen waren Jahr für Jahr zu erweitern. Zusätzlich erfolgte in den 1930er Jahren eine Marktbeschau wegen der potentiellen Übertragungsgefahr über Frischobst. Dafür wurden schon bis zum Dezember 1931 sämtliche Beamte des Wiener Marktamtes durch Vorträge über die SJS in der Landwirtschaftlich Chemischen Versuchsanstalt *über diesen Gegenstande instruiert*.<sup>93</sup>

 $<sup>^{87}</sup>$  N.N., Offizielle Mitteilungen der Verbandsleitung: Schädlingsbekämpfung, in: Org d Kg (1931), Nr. 12, 4.

<sup>88</sup> Vgl. Protokollbuch KGV Brunnstube, Ausschusssitzung 22. Oktober 1931.

<sup>89</sup> Vgl. http://www.biographien.ac.at/oebl/oebl\_S/Stroh\_Rudolf\_1867\_1950.xml [Zugriff 8. August 2018]; die in Folge erwähnten Spritzmittel sind solche Karbolineen.

<sup>90</sup> N.N., Bezirksorganisation XIX, Tätigkeitsbericht, in: Org d Kg (1931), Nr. 12, 9.

<sup>91</sup> Protokollbuch KGV Brunnstube, Ausschusssitzung 22. Oktober 1931.

<sup>92</sup> Vgl. Protokollbuch KGV Brunnstube, Ausschusssitzungen 10. September, 22. Oktober und 17. November 1931.

<sup>93</sup> Wiener Stadt- und Landesarchiv, Marktamt, A2/2: Pflanzenschutz.

Im Mai 1932 stellte der Direktor der Bundesanstalt dem Kleingartenverband auf Anfrage ein Fachgutachten aus, wie weiter vorgegangen werden solle, nachdem ja unter behördlicher Verfügung viele Bäume verbrannt worden waren. Er empfahl, infolge Schildlausbefalls entfernte Bäume nicht vor dem Herbst nachzusetzen. Im Sommer könnten nämlich übersehene Schildläuse überwandern; dies sei auch die günstigste Zeit, damit die Fachorgane eine neuerliche Besichtigung vornehmen könnten. Auch möchten wir raten, in allen beanstandeten Gärten auch im kommenden Herbst und Frühjahr [...] die angeordnete Karbolineum- und Schwefelkalkbrühe als Pflichtbekämpfung mindestens einmal noch aufzutragen sowie den Interessenten zu empfehlen, im Sommer eine mehrmalige Bespritzung mit Tabakextraktschmierseifenlösung [...] vorzunehmen.

Dieser Bescheid sei allgemein zu verlautbaren und Wahl ersuchte, dem amtlichen Vorschlag aus Gründen der Notwendigkeit vollinhaltlich zu entsprechen. <sup>94</sup> Die Spritzungen waren zunächst nicht auf Dauer vorgesehen und verpflichtend nur bei Gärten mit nachgewiesenem SJS-Befall. Die Fachleute versprühten Optimismus, den die Zeitungen übernahmen: Durch das energische Eingreifen der berufenen Stellen ist die Gefahr glücklicherweise gebannt und wir sind heute in der Lage, uns gegen diesen gefährlichen Feind des Obstbaues bei einiger Wachsamkeit und vorbeugenden Maßnahmen zu schützen. <sup>95</sup>

Im Oktober 1932 verpflichtete sich die Stadt Wien, den Kleingärtnern gegebenenfalls vernichtete Obstbäume zu ersetzen (*Abb. 4*). Es sei im Interesse des heimischen Obstbaues unumgänglich, befallene Obstbäume zu verbrennen. Das Opfer der Kleingärtner, die das Gros der Verbrennungen zu ertragen hatten, solle aber gewürdigt werden. Die Stadt Wien bot Baumersatz zumindest bis 1936 an. <sup>96</sup> Sie wollte dadurch auch einen Anreiz bieten, SJS-Befälle nicht geheim zu halten.

Es ist wohl anzunehmen, dass der gewünschte Erfolg nicht ausbleiben wird, zum Wohle des österreichischen Gesamtobstbaues, kommentierten dies Wiener Gartenzeitungen, leider wird vermisst, dass in den anderen Bundesländern, wo die SJS aufgetreten ist, nicht mit derselben Energie und Gründlichkeit gegen den Schädling gekämpft wird, so dass unter Umständen die planmäßige Arbeit der Gemeinde Wien wirkungslos werden muss.<sup>97</sup>

Der harsche Eindämmungsversuch wurde auch medial einmütig begrüßt. Wien solle als Vorbild dienen, ergänzend müsse aber ein Einfuhrverbot ausländischer Baumschulware eine weitere Einschleppung der SJS nach Österreich verhindern. Auch die niederösterreichische Landwirtschaftskammer unterstützte die Forderungen. Die Kleingartenverbandszeitschrift begrüßte die amtliche Verlautbarung ebenfalls, wollte aber auch die früher Betroffenen berücksichtigt wissen. Der Verband habe den Baumersatz nach Vernichtungen im Zuge der SJS-Aktion bereits früher vorgeschlagen, nun blieben einige der Ärmsten unbe-

<sup>94</sup> N.N., San José-Schildlaus, in: Org d Kg (1932), Nr. 6, 4.

<sup>95</sup> N.N., Die San-José-Schildlaus. Neueste Erfahrungen zu deren Bekämpfung, in: Illustrierte Flora (1933), Nr. 11, 272. Vgl. Leopold FULMEK, Die San José-Schildlaus (Aspidiotus perniciosus Comst.) in Mitteleuropa, Wien 1932 (Bundesanstalt für Pflanzenschutz, Mitteilung Nr. 216), 12.

<sup>96</sup> N.N., Kampf gegen die SJS, in: Org d Kg (1936), Nr. 8, 4.

<sup>&</sup>lt;sup>97</sup> N.N., Eine vorbildliche Aktion der Gemeinde Wien zur Bekämpfung der San José-Schildlaus, in: Illustrierte Flora (1933), Nr. 1, 9 f., hier 10; Vgl. N.N., Eine lausige Geschichte, in: Mein Stückchen Erde, Beilage Illustrierte Kronen-Zeitung, 24. April 1933, 5.

<sup>&</sup>lt;sup>98</sup> Vgl. N.N., Wichtige Verlautbarung betreffs der San José-Schildlaus, in: Org d Kg (1932), Nr. 12, 2; N.N., Zentralarbeitsgemeinschaft für Obst- und Gartenbau, in: Org d Kg (1935), Nr. 7, 5.



*Abb.* 5:

Verlautbarung der amtlichen Wiener Kleingartenstelle vom 22. Oktober 1932, aus: Kleingartenland. Zeitschrift für Kleingärtner, Siedler und Kleintierzüchter. Nachrichtenblatt der Kleingartengenossenschaft "Alsrücken" und der Bezirksorganisation der Kleingärtner und Siedler des 17. Bezirkes (1933), Nr. 2

S. vor Ablad eines Jahres und neuerlichen Arberprüjung des Bariens (Ansiedung der Sperre) teine Ghlachige eine zu pflaupen und feine sofine noder deren Frückle aus dem befallenen Sarten an andere Personen abzugeben (Einhaltung der Sperre).

Jeder Siedler und Aleingaktner, der noch Pault 1 bis 3 Anspruch auf Erlah der verbrannten Listums erwirdt, erhält eine Anweisung auf die gleiche Anzalf und nach Anniehtell auch gleiche Art der Wänne, auf Grund weicher nach Anglebung der Sperre des Gartens von der Jachftelle sitt das Bartenweieu die Winne hollenlos ausgefolgt werden.

Albere Aussinfte fonder Rifteilungen über die Erfennungemerknale ber Can-30/c-Schildlaus erieilt die Gemeinde Wien, Sachlieble für dan Garienvejen (3. Bez., Am genmarft 2, Tetyfon 2-55-5-10).

2. fich verpflichten, alle Beholze des Meingartens nach Lanbabjall mit Obiftbaumfarbolineum (10 Pro-

rin- oder Lofol- oder & Progent Deo-Denbrin-Lojung) und im Gruhjahr mit einer breijach ver-

gent Denbrin. oder Lojol- ober e progent acte Dunten Schwefeltalfbruge (200 Be) ju befpriften,

Brad S. Ottalmer S. Bider, Semankary

rücksichtigt. Die Redaktion der Zeitung der Schafbergsiedler äußerte ihren Unmut heftiger: Verflixt noch einmal! Anspruch auf Ersatz haben die, die nach dem 15. Okt. 1932 den Befall anzeigen. Ja, zum Teufel, was ist mit all denen, die das vor dem 15. Okt. 1932 getan haben? 99

#### Institutionelle Reaktionen

Als die SJS auftrat, wurde noch im Winter 1931 ein Obstschädlingsbekämpfungsausschuss gebildet. Obstbaufachorgane sämtlicher Bundesländer, der Bundesregierung und der Bundesanstalt für Pflanzenschutz berieten darin wiederholt einschlägige Fragen. Doch auch die Betroffenen wurden aktiv. Am 4. Jänner 1933 trafen sich die mit der SJS befassten Fachkörperschaften Wiens unter Vorsitz von Kleingarten-Verbandspräsident Gogg, um das Vorgehen abzustimmen. Dei dieser Konferenz wurden Richtlinien einer Organisation zur Abwehr der SJS als Grundlage für ein bundesweit einheitliches Vor-

<sup>&</sup>lt;sup>99</sup> N.N., Anmerkung der Redaktion, in: Unser Schafberg: Unabhängige Monatsschrift für die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Interessen aller Schafbergkleingärtner (Dezember 1932), 4.

<sup>&</sup>lt;sup>100</sup> Wahl, Einschleppung (Anm. 65), 4.

<sup>101</sup> Vgl. N.N., Eine wichtige Konferenz!, in: Org d Kg (1933), Nr. 2, 1 f.

gehen erstellt. An der Vernichtung befallener Pflanzen durch Verbrennen nach Übergießen mit Petroleum wurde festgehalten. Privatpersonen könne man die Bekämpfung nicht überlassen, da Mängel bei der Durchführung angesichts der Vermehrungsfähigkeit der SJS böse Folgen hätten. Rund um die Stelle, wo die befallene Pflanze stand, sei die gefährdete Umgebung als Sperrgebiet auszuweisen. Hier solle eine pflichtmäßige Bespritzungsarbeit vereinsweise, genossenschaftlich, beziehungsweise auf organisierter Grundlage durch entsprechend geschultes Personal mit den vorgeschriebenen Mitteln ausgeführt werden. Diesem Seuchenherd von sechs bis acht Metern, der mit Kreide gekennzeichnet werden sollte, dürfe nichts entnommen werden.

Der Kleingartenverband stellte sich in diesen Jahren als die treibende Kraft für Maßnahmen gegen die San José-Schildlaus dar. Tatsächlich war er auch zu jedem erdenklichen Vorgehen bereit. Der Verband hoffte, dass mit der wertvollen Mitarbeit aller anwesenden Fachleute, nun endlich die Bahn zur Erledigung dieser "lausigen" Angelegenheit frei wird. Die Beschlüsse der Konferenz wurden in den darauffolgenden Jahren in die behördlichen Richtlinien zum Vorgehen im Wiener Stadtgebiet übernommen.

Der Verband der Siedler und Kleingärtner hatte bereits 1932 eigene Kontrollkommissionen zusammengestellt, die dessen Gartenanlagen nach Schädlingen absuchten. Josef Afritsch würdigte die Arbeit der Kommissionen, sie habe die städtische Aktion wesentlich gefördert.<sup>104</sup>

Durch die Behörden wurden im folgenden Jahr Schildlauskolonnen aufgestellt und in Niederösterreich und Wien eine Suchaktion in großem Stil durchgeführt, um das Ausmaß des SJS-Befalls festzustellen. Von der Bundesanstalt für Pflanzenschutz ausgebildete Kolonnenleiter führten Trupps an, die alle nach dem Jahr 1924 gepflanzten Bäume, alle Beerensträucher und Baumschulen auf Befall untersuchten. Sie legten zudem zu jedem Garten ein Baumbestandsblatt nach Zahl und Alter der Bäume an.<sup>105</sup>

# Breite Unterstützung der Maßnahmen durch die Kleingärtner

Obergärtner Heinz Griebl forderte im Oktober 1932 tiefeingreifende Maßnahmen und ein strengeres Vorgehen durch die Behörden.<sup>106</sup>

Die Kleingärtner scheinen, den Berichten zufolge, die Maßnahmen von Beginn an akzeptiert zu haben. Es kam nirgends zu bemerkenswerten Auseinandersetzungen mit den

<sup>102</sup> Ebd., 1.

<sup>103</sup> Ebd., 2.

<sup>&</sup>lt;sup>104</sup> Vgl. Josef Afritsch, Der Kampf gegen die San José-Schildlaus in Wien im Jahre 1932, in: Gartenzeitung (1932), Nr. 12, 160 f.

Vgl. 25 Jahre Bauernkammer in Niederösterreich: 10. Tätigkeitsbericht d. n.-ö. Landwirtschaftskammer, hg. von der Landwirtschaftskammer für Niederösterreich und Wien, Wien 1948, 154 f.; N.N., Der Obstbaumbestand Niederösterreichs, in: Illustrierte Flora (1937), Nr. 7/8, 181; N.N., Krieg gegen die San José-Schildlaus in Österreich. Der fremde Gast aus dem Fernen Osten, in: ebd., 163 f., hier 164.

<sup>106</sup> Heinz GRIEBL, Das Auftreten der San José-Schildlaus. Kleingärtner und Siedler, Achtung!, in: Praktiker (Beilage Org d Kg) (1932), Nr. 10, 1.

Parteien, auch dort nicht, wo Zwangsvollstreckungen angeordnet werden mussten. Dass die ersten Verbrennungen im Wesentlichen klaglos durchgeführt werden konnten, lag in zeitgenössischer Einschätzung entscheidend an der Unterstützung durch den Kleingartenverband, sowie jener der Vorstände der Genossenschaften und Vereinigungen.<sup>107</sup> Ersatzbäume für verbrannte Bäume erhielten nur diejenigen Kleingärtner, die ihren Garten in Folge rein hielten. Dem kamen auch fast alle nach, die Bekämpfungsvorgabe scheint akzeptiert worden zu sein.<sup>108</sup>

Besonders bemerkenswert ist die Geschwindigkeit, mit der die für die Gartenpächter ja sehr belastenden Maßnahmen umgesetzt werden konnten. Es muss in kürzester Zeit eine umfassende Überzeugungsarbeit geleistet worden sein, drei Monate zuvor war die SJS noch unbekannt gewesen, dann hatten aufgrund dieser kaum sichtbaren Bedrohung Bäume und Sträucher verbrannt zu werden.

Aus den Quellen lässt sich ersehen, dass in den 1930er Jahren sämtliche Beteiligte eine groß angelegte Bekämpfungsaktion gegen die San José-Schildlaus befürwortet haben. Neben der Bundesanstalt für Pflanzenschutz zählten dazu auch die Erwerbsgärtner, die in den Spritzungen ein neues Geschäftsfeld vorfanden. 109 Auch die Zeitungen brachten zustimmende Artikel, die Vereinsmitteilungen fanden drastische Ausdrücke. Die Siedlerinnen und Siedler in Altmannsdorf-Hetzendorf wurden im Februar 1933 eindringlich darauf hingewiesen, die Richtlinien zur Bekämpfung dieses gefährlichsten Schädlings besonders zu beachten und genau einzuhalten. Die Bedrohung wird hier vergleichend dargestellt: Wenn eine derartige Katastrophe, wie in einer Genossenschaft im 21. Bezirk, wo über 600 Bäume verbrannt werden mussten, nicht auch uns treffen soll, muss jeder Siedler im eigensten Interesse und im Interesse der Gesamtheit an der Bekämpfung dieses Schädlings tatkräftigst mitarbeiten. 110

Auch die Zeitung der Schafbergsiedler lobt die fast reibungslose Durchführung der bisherigen SJS-Aktionen durch ausgezeichnete Aufklärungsarbeit der Fachkorporationen und mit Hilfe der Bundesanstalt für Pflanzenschutz. 105.000 Bäume seien zum Großteil mit der Lupe untersucht worden. 111 Die Schafbergzeitung nahm im Frühjahr 1933 eine Mitteilung der Stadt Wien über die bisherigen Aktionen zum Anlass, zur weiteren Achtsamkeit aufzurufen: Trotzdem besteht die Gefahr weiter. Darum auf der Hut sein! Keine Schlamperei in den Gärten! 112 Die amtliche Kommission fand 1933 die SJS zweimal am Südhang des Schafberges. 113 Sollten die Nachkontrollen weiterhin zur Auffindung von SJS führen, könnten Geldstrafen bis 500 S[chilling] oder Arrest bis 4 Wochen oder beides zusammen verhängt werden, wurden die Kleingärtner gewarnt. Diese bundesgesetzlich fixierten Strafen sind scharf – aber durchaus in Ordnung. Querulantentum und Trägheit und Verbohrtheit einzelner dürfen nicht mehr länger das wirtschaftliche

<sup>&</sup>lt;sup>107</sup> Afritsch, San José-Schildlaus in Österreich (Anm. 66), 67.

<sup>108</sup> Vgl. N.N., Die San José-Schildlausaktion, in: Org d Kg (1936), Nr. 9, 10 f., hier 11: 1935 gab es fünf Anzeigen wegen Nichtdurchführung der aufgetragenen Bekämpfungsmaßnahmen.

 $<sup>^{109}</sup>$  Vgl. J. E. Енмаnn, Die Entwicklung des Pflanzenschutzes, in: Der Erwerbsgärtner (1935), Nr. 2, 3 f.

<sup>&</sup>lt;sup>110</sup> N.N., Die San José-Schildlaus, in: Mitteilungen der Gemeinnützigen Kleingarten- und Siedlungsgenossenschaft Altmannsdorf und Hetzendorf (1933), Nr. 2, 364.

 $<sup>^{111}\,</sup>$  N.N., Die San José-Schildlaus, in: Unser Schafberg (April 1933), 4 f.

<sup>112</sup> Ebd.

<sup>113</sup> Vgl. N.N., San José-Schildlaus, Blutlaus und Borkenkäfer auf dem Schafberg, in: Unser Schafberg (Oktober 1933), 1.

Kleingartenwohl der großen Schafbergallgemeinheit bedrohen.<sup>114</sup> Die Vereinsfunktionäre des Kleingartenvereins am Schafberg waren offensichtlich zumindest rhetorisch bereit, andauerndes SJS-Vorkommen zu ahnden. Die Allianz zwischen Kleingärtnern und Behörden erwies sich überdies als stabil. So wurden der amtlichen SJS-Kommission auch 1936, angeregt vom Verband, aus den Vereinen Helfer beigestellt.

Behörden, Vereine und Verband wurden während dieser Zeit von Experten unterstützt, die die Wissensbasis beständig zu verbessern suchten. Dazu wurde auch eine Lehrfahrt in die USA unternommen, die bemerkenswerte Konsequenzen für die Wiener Kleingärten haben sollte.

#### Lehrfahrt in die USA

Die Bekämpfung mit chemischen Mitteln sei gewiss nicht leicht mit radikalem Erfolge durchzuführen, wie dies auch die amerikanischen Berichte erkennen lassen, schrieb Bruno Wahl noch 1932. Diese Einschätzung änderte sich nach einer von den Fachleuten Löschnig und Fulmek unternommenen Studienfahrt in die USA im Sommer 1933, die als wegweisend für das weitere Vorgehen gesehen werden kann. Die Zeitschrift Illustrierte Flora erhoffte bereits vorab bahnbrechende Erkenntnisse: Auch in Amerika dürften von österreichischen Fachleuten Studien angestellt werden, um diesem ungebetenen Gast aus dem fernsten Osten wirksam entgegentreten und die Welt vor der Eroberung durch eine Laus schützen zu können. [...] Es steht außer jedem Zweifel, dass dieser Studienreise unserer beiden angesehensten Fachleute auf dem Gebiete des Obstbaues und der Schädlingsbekämpfung hohe Bedeutung zukommt, die für unsere heimische Obstkultur von nachhaltigstem Nutzen sein kann. 115

Nachhaltig sollten die Erkenntnisse tatsächlich werden. Denn die beiden erfuhren, dass die SJS in den USA aufgrund chemischer Pflanzenschutzmittel und der umfassenden Pflanzenschutzorganisation keine Gefahr mehr darstelle. Wirksame Bekämpfungsmittel wären bekannt, am besten sei eine Winterspritzung mit Schmierölemulsion. 116 Der erfolgreiche Obstbau Amerikas ist wohl der beste Beweis, dass man bei entsprechenden Maßnahmen trotz der SJS erfolgreich Obstbauer sein kann, fasste Löschnig 1941 die Erkenntnisse aus der Reise nochmals zusammen und erinnerte sich: Mit Beendigung der Reise durch Nordamerika war unsre Angst vor der San José-Schildlaus wesentlich verringert, wir waren zu Hause und nahmen siegesbewusst den Kampf mit der SJS auf. 117

Die SJS-Bekämpfungsaktion 1935 zeigt den geänderten Ansatz der Behörden. In diesem Jahr wurden auf behördliche Anordnung nur mehr die stärker befallenen Obstbäume vernichtet und die Beerensträucher bis zum Wurzelhalse zurückgeschnitten, die Richtlinien aus 1934 also entschärft ausgelegt. Die Medien blieben allerdings am Ball. Sie erwarteten von der Behörde eine Ausrottung oder zumindest eine unterbundene Wei-

<sup>114</sup> Ebd.; vgl. auch Annemarie Ganzer, Festschrift 90 Jahre Brunnstube: 1917–2007, Wien 2007, 34.

<sup>&</sup>lt;sup>115</sup> N.N., Krieg gegen die San José-Schildlaus (Anm. 105), 164.

<sup>&</sup>lt;sup>116</sup> Josef Löschnig, 40 Tage Nordamerika: Wahrnehmung und Eindrücke einer Studienreise nach U.S.A, Wien 1934, 7, 38; vgl. Leopold Fulmek, Die San-José-Schildlaus in Nordamerika. Bericht von der Studienreise 1933, in: Obst (1934), Nr. 3, 59 f.; Nr. 4, 85; Nr. 6, 133 f.

<sup>&</sup>lt;sup>117</sup> Josef Löschnig, Ein Kampf auf Leben und Tod im Garten. (Folge 15) Verfolgung der San José-Schildlaus, in: Nach der Arbeit (1941), Nr. 22, 321 f., hier 322.

terverbreitung.<sup>118</sup> Auch im Jahr 1936 verlautbarte die Magistratsabteilung 24, die Fachstelle für das Gartenwesen, im Einvernehmen mit den Organisationen und Vereinen der Kleingärtner und Siedler, dass der Kampf gegen die SJS, den gefährlichsten Obstschädling unseres Gebietes [...] energisch weiter geführt werde.

Angesichts der Befallszahlen hätte erkennbar sein können, dass es aussichtslos war, die SJS wieder loszuwerden. In den 1930er Jahren gaben sich die Akteure aber hoffnungsvoll. Die Experten der Bundesanstalt für Pflanzenschutz wollten ihr hohes Niveau mit einer, den Berichten nach, zunehmend erfolgreichen Eindämmung der SJS beweisen. Die Behörden wollten das Ausland nicht beunruhigen und weitere Handelseinschränkungen vermeiden.

Die Verantwortlichen des Kleingartenverbandes führten Rückgänge der Befälle auf die zielbewusste Arbeit und entsprechende Kontrolle der Gärten, die unabhängig von der amtlichen Kommission unternommen wurde, die anerkennenswerte Mitarbeit der Siedler und das Verständnis zur Sache jedes einzelnen Kollegen zurück.<sup>119</sup> Erfolge gegen die SJS erhöhten den Status einer Kleingartenanlage. Die Floridsdorfer Vereine berichteten in der Verbandszeitung gerne von Bekämpfungserfolgen und manchmal auch mit Genugtung [...], dass die gefürchtete SJS bei uns im 21. Bezirk nicht so arg verbreitet ist, wie man in anderen Bezirken Glauben machen will.<sup>120</sup>

# Die SJS im sozialen Mikrokosmos der Kleingärten

Der Kampf gegen den Schädling hatte in den Kleingartenvereinen eine Reihe von sozialen Wirkungen. Dies soll an drei kurzen Eindrücken deutlich gemacht werden. Die SJS ermöglichte es den "Fachberatern", einer Gruppe von Experten, sich zu profilieren, sie erwies sich als wirksames Mittel zur Disziplinierung der Mitglieder hinsichtlich der Reinlichkeit und sie erlaubte es, vermehrte Solidarität zu fordern.

#### **Fachberater**

Vereine hatten Fachgruppen für Obst- und Gartenbau. Fachberater, gut bekannte, doch auch Respekt gebietende Vereinsmitglieder, trachteten durch Beratung, aber auch Kontrolle ihrer Kollegen, die Nutzpflanzen in den Gärten zu befördern. Nachdem die Richtlinien zur Bekämpfung der SJS ausgearbeitet worden waren, ist es Aufgabe der Obstbaufachgruppe geworden, überall aufklärend zu wirken und zu trachten, dass diese Richtlinien auch eingehalten werden, meinte der Kleingartenverband 1933. <sup>121</sup> Den in den Vereinen ehrenamtlich tätigen Obstbau-Experten wurde damit eine wichtige Aufgabe zugewiesen. Die Bundesanstalt für Pflanzenschutz veranstaltete zu ihrer Schulung spezielle Kurse. Denn da insbesondere die SJS überhandnahm, hielt es der Magistrat für notwendig,

<sup>118</sup> N.N., Bekämpfung der SJS, in: Nach der Arbeit (1936), Nr. 2, 19; San-José-Schildlausaktion 1935 (Anm. 69), 13.

<sup>&</sup>lt;sup>119</sup> Paul Erfurth, Rationelle Schädlingsbekämpfung, in: Org d Kg (1936), Nr. 1, 3 f., hier 4.

<sup>120</sup> A.M., "Allina" Arbeiter-Garten- und Wirtschaftsverein, Wien 21, in: Org d Kg (1935), Nr. 9, 8.

<sup>121</sup> N.N., Verbandsarbeit, in: Org d Kg (1933), Nr. 5, 1.

dass die Vereine geeignete Personen zur Unterstützung der amtlichen Kontrollkommissionen bestellten. Deren Aufgabe war es, unbeschadet der amtlichen Begehungen unablässig in den Siedlungsanlagen die Pflanzungen auf das Vorkommen von Schädlingen zu untersuchen und dann entsprechende Maßnahmen durchzuführen.<sup>122</sup>

Mit dieser Mittlerrolle zwischen Verband, Bundesanstalt für Pflanzenschutz und Stadt Wien auf der einen und den Kleingärtnerinnen und Kleingärtnern auf der anderen Seite wurden die Fachberater zu entscheidenden Akteuren beim Umgang mit der SJS. Mit erweiterten Kompetenzen wurden sie zu den auch von der Stadt gewünschten ständigen Kontrollorganen. Die Autorität der Fachberater, die mit dem allgemeinen Wunsch nach Höchsterträgen bereits grundgelegt war, wurde damit noch deutlich erhöht. Nachdem sie schon davor mit ihren Beratungen die Ernteerträge steigern sollten, damit die Kleingärtner das viele Geld, das die Gärten kosten, auch wieder herauswirtschaften können, 123 hatten sie nun auch behördliche Unterstützung bekommen. Dass sie keineswegs gleichgeschaltete ausführende Organe waren, sondern durchaus eigenständige Lehrmeinungen vertraten, die von der offiziellen Linie auch abweichen konnten, lässt sich aus den Vereinsnachrichten und durchaus auch aus der Verbandszeitung erkennen. 124 Sie versuchten allerdings mit zunehmender Vehemenz, eine lückenlose Bekämpfung der SJS unter Beteiligung aller zu erreichen. 125 Dabei kritisierten sie auch die amtlichen Kommissionen und verlangten eine gründlichere Arbeitsweise. 126

Einzig die Fachgruppe der Kleintierzüchter stellte ein einigermaßen kräftiges Gegengewicht dar, da die Bienen- und Kaninchenzucht ebenso relevant schien wie der Obstbau. Sie konnte bei Spritzungen aber nur den Auftragungszeitpunkt mitentscheiden. Die wenigen Vorschläge für alternative Methoden wurden höchstens als ergänzende Maßnahmen umgesetzt, denn es war erwiesen, dass Kulturmaßnahmen allein, wie grobes Zurückschneiden, bei der SJS keinen Erfolg brachten.

#### Reinlichkeit

San José-Schildlaus auf dem Schafberg! wenn auch nur vereinzelt! Aber Kollegen: Achtsamkeit, Vorsicht und – Reinlichkeit!!<sup>127</sup> Kleingärten sollten ein ordentliches Erscheinungsbild haben, das war den Kleingartenvereinen wichtig. Die San José-Schildlaus wurde, so wie anderes Schädlingsauftreten, als Folge mangelnder Pflege des Gartens betrach-

<sup>122</sup> N.N., Schädlingsbekämpfung, in: Mitteilungen der Gemeinnützigen Kleingarten- und Siedlungsgenossenschaft Altmannsdorf und Hetzendorf (März/April 1936), 9 f. Das Zitat entstammt einem im Artikel abgedruckten Schreiben der Magistratsabteilung 21/III, Siedlungs- und Kleingartenwesen, vom 1. April 1935.

<sup>&</sup>lt;sup>123</sup> Vgl. Max GOLDBERG, Die Hauptversammlung der Wiener Kleingärtner, in: Org d Kg (1933), Nr. 6, 6 f., hier 6. (Abdruck eines Referates des Obmannes der Sektion 1 der Wiener Kleingärten).

<sup>&</sup>lt;sup>124</sup> Vgl. Karl Forstner, Gartenarbeiten im Jänner, in: Am Heuberg (1937), Nr. 12, 6; A.A., Praktische Facharbeit, in: Org d Kg (1936), Nr. 4, 2 f; fortgesetzt in Nr. 5, 2.

<sup>&</sup>lt;sup>125</sup> Vgl. N.N., Obstbaufachgruppe, in: Unser Schafberg (Dezember 1932), 2; Friedrich FRISCHMANN, Frühlingsspaziergang, in: Am Heuberg (Mai 1936), 2.

<sup>&</sup>lt;sup>126</sup> Vgl. N.N., Obstbaufachgruppe Meidling, in: Org d Kg (1935), Nr. 12, 9; Karl Wolfan, Unser Kampf gegen die San José-Schildlaus, in: Praktiker (Beilage Org d Kg) (1932), Nr. 11, 1.

<sup>127</sup> N.N., in: Mitteilungen der Kleingärtner, Siedler und Kleintierzüchter Währings (in der Folge abgekürzt als Mitt Kg Währings) (Oktober 1937), 3.

tet.<sup>128</sup> Reinlichkeit war Teil eines breiten "Diskursnetzes". Vorstellungen von Hygiene und Sauberkeit waren ab Ende des 19. Jahrhunderts einer der zentralen Diskurse, der an Bereichen wie dem Wohnalltag, der Massenkultur, bis hin zur Medizin und Bevölkerungspolitik abgehandelt wurde.<sup>129</sup> So wie Familien, die im Ruf standen, zu wenig auf die Sauberkeit und Ordentlichkeit zu achten, als soziale Problemfälle betrachtet wurden, galt dies auch für Kleingärten. Da die Gärten nach dem Willen vieler Vereins- und Verbandsfunktionäre "Schmuckkästchen", eine Zierde der Stadt, sein sollten, griffen Funktionäre die Bedrohung durch die SJS gerne auf. Noch dazu wurde die SJS mit dichten Beständen verbunden. Das sollte in der NS-Zeit in die erste aus Deutschland übernommene Verordnung, die Entrümpelungsverordnung, münden.<sup>130</sup>

#### Solidarität

Eintracht, Friede im Kleingarten. Uns sind in letzter Zeit Fälle bekannt geworden, die diesem obersten Gesetz des Schrebergärtners scharf widersprechen. Wo nicht Rücksicht genommen werde, sind den Vereinsleitungen Mittel gegeben, Abhilfe zu schaffen, erfuhren die Kleingärtnerinnen und Kleingärtner am Schafberg 1932. Keine Eigenbrödeleien; 1000 Schafbergkleingärtner – eine Familie, eine Kampfgenossenschaft! So gelte es, etwa gegen Grundstücksspekulanten, einig aufzutreten. Beim Pflanzenschutz sei das nicht anders. Die Kleingartenvereine pochten oft auf Einigkeit. Eine gemeinsame Bedrohung lässt zusammenrücken, besonders, da bei der San José-Schildlaus alle Gärten mitmachen mussten.

Kleingartenvereine lebten eine besondere Form von Gemeinschaft. Darauf wurde gleich zu Beginn der Gefahr beziehungsweise Bekämpfung der SJS verwiesen: Arbeitslosen und Ausgesteuerten muss durch die Solidarität der anderen geholfen werden, um die kleinen Mittel für die Spritzungen sicherzustellen. Auch hier gilt wie in allen Fragen: "Unsere Sache fällt und steht [Sic!] mit der Solidarität". Um die erwerbslosen Mitglieder zu unterstützen, wurden 1933 Pflichtarbeitsstunden eingeführt, die auch entlohnt wurden. Von Kolleginnen und Kollegen, die diese nicht erledigten, wurden Beiträge eingehoben. Arbeitslose, die Arbeitsleistungen erbrachten, konnten damit die Vereinsgebühren bezahlen und ihre Gärten behalten. Doch die Solidarität wurde auch als Druckmittel zur Normierung verwendet. Verlautbarungen in Vereinszeitschriften verkündeten Maßnahmen gegen Spritzverweigerer: Die Schädlingsbekämpfung hat fortgesetzt zu werden.

<sup>128 &</sup>quot;Clean farming" wurde zunehmend zum Ideal, um Schadinsekten vorzubeugen. Vgl. McWilliams, American Pests (Anm. 13), 184.

<sup>129</sup> Vgl. Adelheid von Saldern, "Wie s\u00e4ubere ich einen Linoleumboden?", in: Alltagskultur, Subjektivit\u00e4t und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, hg. von der Berliner Geschichtswerkstatt, M\u00fcnster 1994, 235–253, hier 237–239. 241 f.

<sup>&</sup>lt;sup>130</sup> Verordnung zur Schädlingsbekämpfung im Obstbau vom 29. Oktober 1937, Deutsches RGBl. I, 1143, kundgemacht im Gesetzblatt für das Land Österreich 1939, Stk. 259, Nr. 1416; vgl. N.N., Der Kampf gegen die San-José-Schildlaus, in: Nachrichtenblatt der Stadt Wien (1940), Nr. 11, 1.

 $<sup>^{\</sup>rm 131}\,$  N.N., in: Unser Schafberg (Oktober 1932), 5.

<sup>132</sup> Josef Traxler, Die direkte Schädlingsbekämpfung, in: Praktiker (Beilage Org d Kg) (1931), Nr. 12, 1.

<sup>133</sup> Vgl. N.N., Bezirksorganisation XVI und XVIII Nord, in: Org d Kg (1933), Nr. 1, 8.

*Rücksichtsloses Vorgehen gegen bockbeinige oder eigenbrötlerische Kollegen.*<sup>134</sup> Solche waren bei einer Kollektivspritzung leichter zu identifizieren als bei individuellem Vorgehen.

Die Maßnahmen bei als unsolidarisch betrachtetem Verhalten waren teilweise sehr hart. 1936 trat die SJS im Kleingartenverein Brunnstube weiter vermehrt auf. Wer versuchte, sich den vorgeschriebenen Spritzungen zu entziehen, wurde nicht nur gerügt, es war dies auch ein Kündigungsgrund. Bei der Garteninspektion wurden verunkrautete Gärten festgestellt, solche Befunde der Obstbaufachgruppen erhielten mit den zunehmenden Sanktionsmöglichkeiten mehr Gewicht. Dazu kamen die amtlichen Kommissionen, die den Kontrollbesuchen ein behördliches Siegel gaben. Auch der Fortschritt wurde argumentativ bemüht. Erfolgsmeldungen bei der SJS-Bekämpfung in Kleingartenvereinen rechtfertigten zwar die Gleichschaltung der Maßnahmen, Hauptargument für die Durchsetzung des chemischen Pflanzenschutzes in den Kleingärten der 1930er Jahre war aber die Intensivierung. Der Obstbau sollte vorangetrieben werden, dazu gehöre eine umfangreiche Schädlingsbekämpfung. Wir am Heuberg wollen doch nicht nur bloß ein einiges, sondern auch ein fortschrittliches Völkchen sein. [...] Wir wollen und müssen rationellen Obstbau betreiben, war ein Kleingärtner dieses Vereines bereits 1935 überzeugt. 137

Aufrufe zu Solidarität und Reinlichkeit dienten der sozialen Disziplinierung der Vereinsmitglieder, die durch die behördlichen Vorgaben eine zusätzliche Autorität gewannen. Die Akzeptanz der zur SJS-Bekämpfung ergriffenen drakonischen, teuren und die Ernährung gefährdenden Maßnahmen bei den Kleingärtnern zeigt, dass die Bedrohung durch einen Schädling die Disziplinierung der Mitglieder beförderte und den Status einzelner Mitglieder, der Fachberater, erhöhte. Die SJS hatte also durchaus auch soziale Wirkungen.

Eine bislang nicht erwähnte Akteursgruppe profitierte besonders. Die SJS-Bekämpfung wurde zur verselbständigten, abgekoppelten Angelegenheit der Vereinsfunktionäre und der beauftragten Firmen. Im Kleingartenverein Alt-Klampfelberg, wo einer angemessenen Spritzung durch die Mitglieder misstraut wurde und ihnen daher die Durchführung entzogen wurde, ist dies beispielhaft zu beobachten. Die Produzenten von Pflanzenschutzmitteln konnten bis Mitte der 1930er Jahre an der Angst vor einem drohenden Verlust der Bäume ansetzen. Das war keine schlechte Chance, um die Kleingärtnerinnen und Kleingärtner vom Spritzen zu überzeugen. Die allgemeinen Winterspritzungen waren angesichts der Verbrennungsgefahr eine gern angenommene Rettung beziehungsweise Vorbeugung. Zudem hatten die Produzenten mit den Vereins- und Verbandsorganen spezialisierte Medien für ihre Werbung zur Verfügung, die so direkt an die Zielgruppe gelangte (*Abb. 6 bis 9*). Von den zahlreichen Werbesujets ist in Abbildung 7 eines wiedergegeben, das die Allianz von Experten und Produzenten suggeriert

<sup>&</sup>lt;sup>134</sup> N.N., in: Unser Schafberg (November 1933), 4.

<sup>&</sup>lt;sup>135</sup> Vgl. Protokollbuch KGV Brunnstube, Ausschusssitzung 8. April 1936.

<sup>&</sup>lt;sup>136</sup> Protokollbuch KGV Leopoldau, Vollversammlung 5. November 1933.

<sup>137</sup> Otto Kainz, Plauderei, in: Am Heuberg (Juni 1935), 10.

<sup>&</sup>lt;sup>138</sup> Vgl. Vereinsleitung Alt-Klampfelberg-Kolonie, in: Mitt Kg Währing (Dezember 1937), 5; O., Alt-Klampfelberg-Kolonie, in: Mitt Kg Währing (Februar 1938), 3.

und Autorität beansprucht, indem auf Ergebnisse der Bundesanstalt für Pflanzenschutz verwiesen wird.



*Abb.* 6:

Werbung für Bol "K", aus: Kleingärtner, Siedler und Kleintierzüchter: Organ des Österreichischen Verbandes für Kleingärtner, Siedler und Kleintierzüchter (1934), Nr. 10, 12



Abb. 7:
Werbung für Neodendrin

Werbung für Neodendrin, aus: Unser Schafberg (1933), Nr. 9, o.S.



Abb. 8:

Werbung für Neodendrin, aus: Kleingärtner, Siedler und Kleintierzüchter: Organ des Österreichischen Verbandes für Kleingärtner, Siedler und Kleintierzüchter (1933), Nr. 12, 8

### Bäume verbrennen ist Verschwendung!

Blausäure tötet San José-Schildlaus restlos ab und schädigt den Baum auch nicht, wenn er belaubt ist.

Dr. A. Jencic & Co., Wien III., Erdbergstraße 35
Telephon U 11-0-97

Abb. 9: Werbung für Blausäureanwendungen, aus: Josef LÖSCHNIG, 40 Tage Nordamerika: Wahrnehmung und Eindrücke einer Studienreise nach U.S.A, Wien 1934, 204

#### **Fazit**

In den 1930er Jahren kamen am sozio-naturalen Schauplatz "Kleingarten" mehrere Faktoren zusammen. Die neuen Möglichkeiten im Pflanzenschutz trafen auf eine neue und große Bedrohung, die wissbegierigen und ertragsorientierten Kleingärtnerinnen und Kleingärtner, die nicht durch Erfahrung stabilisiert waren, besaßen einen ausgedehnten Organisationsapparat, der behördliche Unterstützung erhielt. So wurden Informationen effektiv verbreitet, aber auch Aktionen gesetzt. Die Bedrohung erhielt weitere Bedeutung durch die damals ernährungsrelevanten Ernten und die damit verbundenen Hoffnungen auf Intensivobstbau. Die dichtest bepflanzten Kleingärten entstanden aus der Annahme, damit maximale Erträge erzielen zu können. Dies schuf erst die Möglichkeit der Verbreitung der San José-Schildlaus. Zudem behinderte die Dichte die für einen Spritzerfolg erforderliche lückenlose Applikation der Präparate.

Dazu kam, dass die Kleingartenvereine als modern, ordentlich und wirtschaftlich bedeutsam gelten wollten. Hoffnung und Vertrauen in technische Machbarkeit wurden zunehmend vermittelt. Diese neuen Hoffnungen trafen auf eine innige Verbundenheit der Kleingärtner mit den selbst gepflanzten und umsorgten Pflanzen in den Gärten. Die Anreize und Möglichkeiten dafür, Pflanzenschutzmethoden breit zu verankern, waren in den Wiener Kleingärten zu diesem Zeitpunkt ausgesprochen günstig. Die neuen chemischen Methoden wurden zudem intensiv beworben, was in spezialisierten Medien direkt an die Zielgruppe "Kleingärtner" gerichtet geschehen konnte. Das gärtnerische Wissen der Kleingärtnerinnen und Kleingärtner beruhte punkto Pflanzenschutz nicht vorwiegend auf Erfahrung. Durch ihre Vereinsmitgliedschaft wurden sie denkbar niederschwellig mit Informationen versorgt. Die Geschichte der Bekämpfung der SJS kann auch als eine Geschichte der Propagierung chemischen Pflanzenschutzes und der dafür günstigen sozio-naturalen Bedingungen im Soziotop des Kleingartenvereins erzählt werden.

Die Entscheidung, dass die Vereine ihre Gartenanlagen kollektiv gegen die SJS spritzen würden, war in den 1930er Jahren schnell getroffen worden. Die Verbandsverantwortlichen gaben die Losung von der unbedingt gemeinsam durchzuführenden Schädlingsbekämpfung aus. <sup>139</sup> Der Einzelne wurde bei einem Auftreten der SJS dafür dennoch in die Pflicht genommen, kein Garten sollte ein Rückzugsort sein. Als Überzeugungshilfe dienten Strafandrohungen. Bereits im Winter 1932/1933, nur ein Jahr nach dem ers-

<sup>139</sup> Vgl. Bezirks-Obstbaureferent Johann Wetter, Schädlingsbekämpfung, in: Mitt Kg Währings (März 1936), 2.

ten Befall, wurde laut dem Kleingartenverband die Winterspritzung zur Eindämmung dieser Bedrohung der Obstbäume in allen 22.000 Wiener Kleingärten vereinsweise obligatorisch durchgeführt. Die SJS war der erste Schädling, für den flächendeckende Bespritzungen eingeführt wurden.

Die Quellen weisen für den Untersuchungszeitraum zwar keineswegs Begeisterung von Kleingärtnerinnen und Kleingärtnern über die neuen Möglichkeiten aus. Doch es gab keinen Verein, der auf Spritzungen verzichtete, denn gegen die SJS schien es unumgänglich, radikale Pflanzenschutzmaßnahmen zu treffen. Wie sehr diese zum Selbstläufer wurden und die sonstige Schädlingsbekämpfung beförderten, zeigten die folgenden Jahre.

1936 gab es durchaus Diskussionen um die Bekämpfung der SJS beziehungsweise der Sinnhaftigkeit von Verbrennungen. <sup>141</sup> Das hat sich im Vorgehen der Vereine nicht niedergeschlagen. Sie hatten bereits mit Generalspritzungen begonnen. Für die meisten Vereine war vor allem wichtig, nicht als nachlässig zu gelten. Es darf zu keiner Verseuchung des Schafberggebietes kommen! Jeder tut seine Pflicht! Gegenseitige Kontrolle, aber auch freundnachbarlicher Rat und Hilfe!, forderte eine Vereinszeitschrift bereits im November 1933. <sup>142</sup>

Die Verantwortung für das Vorkommen der Schildlaus in einzelnen Parzellen verblieb trotz zunehmend ausführlicheren kollektiven Spritzungen bei deren Besitzerinnen und Besitzern. Wurde die Bekämpfung zunächst als Sache der Behörde angesehen, wurde sie mehr und mehr zur vorauseilenden "Privatverpflichtung". Landesfachverbandsobmann Paul Erfurth drückte das 1937 deutlich aus: *Meiner Meinung sind die amtlichen Organe dazu da, um in unseren Gärten keine Schädlinge zu finden.* Die Kleingärtner hätten sie schon vorab zu finden und zu bekämpfen und nicht neugierig zu warten, ob bei Kontrollen etwas gefunden würde. <sup>143</sup> Die Beobachtung der Nachbargärten, der einzigen Quelle für einen Neubefall, war aber mindestens ebenso geboten. Denn einwandern konnte die San José-Schildlaus nur aus diesen. Damit blieb die SJS eine Sache der Gemeinschaft. Sie bedrohte die Gartengemeinschaft unterschiedslos, ein Abweichen konnte Folgen für alle haben. Das machte ein gemeinsames Vorgehen unumgänglich.

# Beherrschung der Natur als Freizeitbeschäftigung?

Ein Garten ist eine künstliche Natur. Kaum etwas wächst hier, ohne dass dessen Besitzer es so wollen. Weil die Kleingärtner ständig damit beschäftigt waren, die Natur zu kontrollieren, bekämpften sie eifrig Schädlinge, um die Pflanzen zu schützen, denn damit wurde die Kontrolle erleichtert. Als eine Bedrohung der Ordnung auftrat, wurde die Sehnsucht nach Kontrolle gegenüber dem Ausleben von Freiheit abseits des normierten Alltages, worum es vielen mit einem eigenen Stück Garten gehen mochte, dominant.

Mit dem Kontrollverlust durch die SJS ging ein zweiter einher. Die Besitzerinnen und Besitzer büßten an Verfügungsgewalt über Gartenpflanzen ein. Gesetze und Gar-

<sup>&</sup>lt;sup>140</sup> Vgl. Goldberg, Hauptversammlung (Anm. 123), 6.

<sup>141</sup> Vgl. Hans Heinc, Ein Vorschlag, in: Org d Kg (1936), Nr. 2, 3; A.A.: Obstbaufachgruppe Meidling, in: Org d Kg (1936), Nr. 2, 7.

<sup>142</sup> N.N., Winterbekämpfung, in: Unser Schafberg (November 1933), 4.

Paul Erfurth, Winterspritzung, in: Praktiker (Beilage Org d Kg) (1937), Nr. 11, 114.

tenordnungen legitimierten externe Zugriffsrechte. Die soziale und räumliche Nähe in den Kleingartenvereinen verschärfte diese Einschränkung noch. Unter diesen Umständen konnte es zu einer geradezu paradoxen Bewertung der selbst durchgeführten Schutzmaßnahmen kommen. Die vorauseilende Kontrolle konnte als Erhalt von Freiheit interpretiert werden.

Natur und Gesellschaft entwickelten sich co-evolutionär. Die unauflösbare, gegenseitige Beeinflussung von Natur und Kultur machten die San José-Schildlaus zum festen Bestandteil der österreichischen Fauna. Bereits die Errichtung dicht bepflanzter Kleingartenanlagen machte das Aufkommen von Schädlingen wahrscheinlich, der Frostwinter 1928/1929 und die Internationalisierung des Baumschulhandels trafen zufällig zusammen, in Kombination schafften sie eine neue Nische für die SJS. Die mit ihrer Entdeckung 1931 einsetzende Bekämpfung konnte die Verbreitung der SJS über die Stadt nicht verhindern.

Als die SJS um 1930 Wien besiedelte, traf sie auf einladende Lebensumstände. Die Kleingartenvereine, die viele Wirtspflanzen, noch dazu in erreichbarer Distanz voneinander aufwiesen, wollten ihr die Etablierung aber nicht zu leicht machen. Der Kleingartenverband stellte bereits 1932 eigene *Kontrollkommissionen* zusammen. Auch die Behörden wurden rasch tätig, das einmütige Vorgehen zwischen Behörden und den Kleingärtnern hielt an. Letztere waren zu vielen Zugeständnissen bereit und trieben die Bekämpfung voran.

Der San José-Schildlaus war ob ihrer außergewöhnlichen Schädlichkeit mit dem Stand des kleingärtnerischen Pflanzenschutzes zu Beginn der 1930er Jahre kaum beizukommen.

Die Bedrohung durch einen ganz spezifischen Schädling, dessen Ökologie und dessen Schadensbilder traf auf die ebenso spezifische soziale und wirtschaftliche Organisation der Kleingartenvereine. Die San José-Schildlaus trat zu dem Zeitpunkt auf, zu dem sich der moderne Pflanzenschutz erst formierte. Machbarkeitsglauben, Modernisierungs- und Intensivierungsbestrebungen führten in dieser Kombination zur Etablierung des Pflanzenschutzes und lang andauernden Bekämpfungsmaßnahmen. Dieses Insekt hatte somit Pionierfunktion für die Etablierung des Pflanzenschutzes in einer Millionenstadt. Die Pionierphase dauerte allerdings nicht allzu lange. Binnen weniger Jahrzehnte würden viele Obstgehölze verschwinden und Erholungsgärten entstehen.

Das unscheinbare Insekt hatte für die wenigen Jahrzehnte seiner Existenz als bedrohlicher Schädling großen Einfluss auf amtliche Institutionen und auf die Obstbaufachleute der Kleingärtner. Das Zusammenwirken behördlicher Vorgaben, wissenschaftlicher Erkenntnisse und vereinseigener Ratschläge samt Aufsicht hinsichtlich der Durchführung ermöglichte die Etablierung von Pestiziden in den Gärten und ihre breite Anwendung.

Paul Erfurth zog 1937 ein ernüchtertes Resümee ihrer Wirksamkeit: Ein intensiver Kampf, der seit einigen Jahren geführt wird, war nicht imstande, dieser Verseuchung ein Ziel zu setzen. In diesem Kampf hat es weder seitens der Behörden, noch seitens der Gartenbesitzer an gutem Willen und Opfermut gefehlt. Tausende von Obstbäumen und Sträu-

chern wurden vernichtet, Unsummen wurden für Bekämpfungsmittel ausgegeben, wobei die Bilanz mit einem Abgang von Werten und mit einer Zunahme der Befälle endet. 144

Doch die Sehnsucht nach Kontrolle wirkte langfristig. Der amtliche Pflanzenschutzdienst agierte einträchtig mit dem Kleingartenverband, eine organisierte Winterspritzung wurde so bis 1980 durchgeführt. Der Direktor der Bundesanstalt für Pflanzenschutz, Erich Kahl, unterstützte den Spritzzwang in den Kleingärten und die Bekämpfung der SJS 1970 in einer Replik auf einen Kritiker: [...] in Katastrophenfällen muss ein Zwang zu Pflanzenschutzmaßnahmen ausgeübt werden. Die wichtigste, gerade im Wiener Stadtgebiet bedeutsamste Maßnahme ist die, dass gegen die SJS Winterspritzungen durchgeführt werden müssen [...]. 145

<sup>144</sup> Paul Erfurth, Haben wir in der Bekämpfung der San José-Schildlaus einen Erfolg gehabt?, in: Org d Kg (1937), Nr. 8, 2 f., hier 2.

<sup>&</sup>lt;sup>145</sup> Erich Kahl, in: Der Pflanzenarzt. Fachzeitschrift für Pflanzenschutz, Vorratsschutz und Pflanzenernährung (1970), Nr. 11, 124 f., hier 125.

### Miszellen

# Fritz Lange Schiffe, Schleusen, Schienenwege<sup>1</sup>

In den Jahren 1956/1957 führte mein Schulweg über die Kreuzung Fasangasse/Ungargasse und Rennweg. Mein Blick ging oft über die Schneise, die durch die Verbindungsbahn gebildet wurde, und ich konnte über einen zierlichen Steg und drei Bücken bis zur Großmarkthalle bei der Stadtbahnstation Hauptzollamt sehen. Die Begleitstraßen und die Stützmauern links und rechts der Bahntrasse lagen stellenweise viel tiefer als heute.

Eines Tages im Jahr 1956 gab es einen riesigen Stau. Die Straßenbahnlinie 71 war unterbrochen, denn nahe den Schienen war die Fahrbahn auf etwa 1,5 mal 1,5 Meter eingebrochen und großräumig abgesperrt. Erst am nächsten Tag erfuhr ich die Ursache: Die Kasematten des Wiener Neustädter Kanals waren eingebrochen! Da ich nicht im 3. Bezirk aufgewachsen bin, hatte ich noch nie etwas vom Wiener Neustädter Kanal gehört und die Vorstellung beeindruckte mich, dass vor mehr als hundert Jahren Schiffe unter dem Rennweg durchfahren konnten. Eine für mich faszinierende Entdeckungsreise begann!

Der Anlass für den Bau dieses Wasserweges war der Brennstoffmangel im schnell wachsenden Wien. Holz war Ende des 18. Jahrhunderts teuer geworden und wurde aus immer weiter entfernt liegenden Wäldern herbeigeschafft. Kohle aus den Gruben bei Wiener Neustadt und Ödenburg war noch teurer. Die Eigentümer der "Wienerisch Neustädter Steinkohlengewerkschaft" wollten deshalb die Transportkosten durch einen schiffbaren Kanal senken: Im November 1794 begeisterten sie Kaiser Franz II. (I.) für ihren Plan, der den aus Lothringen stammenden Oberstleutnant Sebastian von Maillard zum "Direktor der hydraulischen Unternehmung" bestimmte. Nach einer Studienreise zu den neuesten englischen Kanälen übernahm dieser die Maße der Kanalschiffe mit zwei Metern Breite und 22,8 Metern Länge, um den Kanal möglichst schmal und "ökonomisch" zu bauen. Der Wiener Kanalhafen lag direkt neben dem Wienfluss vor dem damaligen Invalidenhaus. Auf Wunsch des Kaisers sollte in weiterer Folge ein durchgehender Wasserweg zur Adria entstehen! Im Jahr 1797 begann bei der dreifachen Schleuse in Guntramsdorf der Kanalbau.

Zahlreiche Hindernisse verzögerten die Bauarbeiten, die von Guntramsdorf in beide Richtungen fortgeführt wurden. Erst zwei Jahre später, nach Übergang des Kanalbaues in staatliches Eigentum, Entlassung Maillards und Ernennung von Joseph Schemerl als Leiter des Kanalbaues, waren die Bauarbeiten bis Wien gekommen. Nach Prüfung verschiedener gewundener Kanaltrassen kam es 1799 zu der rücksichtslos durch bebaute

Literatur zum Thema: Valerie Else Riebe, Der Wiener Neustädter Schiffahrtskanal. Geschichte eines niederösterreichisches Bauwerkes von seinem Entstehen bis zur Gegenwart, Wien 1936; Fritz Lange, Von Wien zur Adria. Der Wiener Neustädter Kanal, Erfurt 2003; Johannes Hradecky – Werner Chmelar, Wiener Neustädter Kanal. Vom Transportweg zum Industriedenkmal, Wien 2014 (Wien Archäologisch 11); Friedrich Hauer – Christina Spitzbart-Glasl, Nebenvorteile und Erbschaften einer Wasserstraße. Bedeutung und Permanenz von sekundären Nutzungen am Wiener Neustädter Kanal in Wien, in: Wiener Geschichtsblätter 72/2 (2017), 155–187

360 Fritz Lange

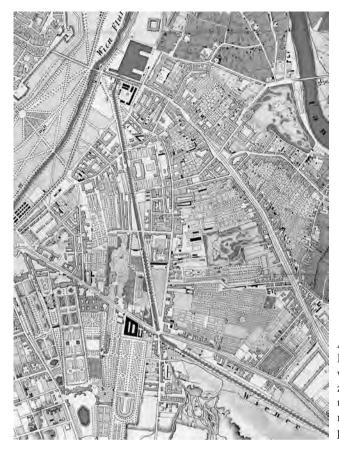


Abb. 1: Erst nach Prüfung verschiedener gewundener Kanaltrassen kam es 1799 zu der durch bebaute Grundstücke und Gärten führenden Streckenführung, Generalquartiermeisterstabsplan, um 1835 (Foto: Fritz Lange)

Grundstücke und Gärten führenden Streckenführung, die diesem ganzen Stadtteil seine Struktur gab. So entstand 1840 bis 1844 direkt beim Kanalhafen die damalige Hauptmaut, das spätere Hauptzollamt.

Da über Bau, Betrieb und Niedergang des Wiener Neustädter Kanals einige Literatur vorhanden ist, soll hier der Umbau des Kanalbettes in die Trasse der Verbindungsbahn näher untersucht werden. So haben auch Experten verschiedene Meinungen darüber, ob die seitlichen Stützmauern der Eisenbahntrasse noch aus der Kanalzeit stammen oder neu errichtet werden mussten.

Die Allgemeine Bauzeitung berichtete im Mai 1847: Mit den beiden Bahnhöfen Wiens wird die Hauptmauth durch eine Eisenbahn verbunden, deren Bau auf Staatskosten bereits genehmigt ist. Die Bahnstrecke zum gloggnitzer Bahnhof wird größtentheils dem wienerisch-neustädter Schifffahrtskanal entlang geführt werden. [...] Der anzulegende Schienenweg ist als Staatsbahn erklärt und bestimmt, mit Pferden befahren zu werden; vor der Hand soll er nur zum Waarentransport dienen.

Der Kanal sollte nach diesem Plan in seiner gesamten Strecke bestehen bleiben. Da die den Kanal begleitenden Treppelwege unter den Brücken mit 1,8 Metern Breite viel zu schmal waren, konnte die Pferdebahn nur in der Begleitstraße am linken Ufer geführt werden, der heutigen Rechten Bahngasse. Diese war damals übrigens im Gegensatz zu heute vom Rennweg bis zum Münzamt durchgehend befahrbar.

Schon ein Jahr später wurden die Pläne geändert. 1848 schrieb die Wiener Zeitung: Da durch Benützung des durch die Vorstadt Landstraße führenden Theils des Wiener-Neustädter Schifffahrts-Canals die Möglichkeit des Locomotivbetriebes auch für die Verbindungsbahn sich herausgestellt hat und der Canalhafen durch die dem neu zu errichtenden Central-Bahnhofe nothwendige Ausdehnung ganz in Anspruch genommen wird, so mußte für die Herstellung eines anderen, entsprechenden Hafens gesorgt werden. [...] Für den Abfluß des Abwassers und für die Versorgung der, am Schifffahrts-Canal gelegenen industriellen Anstalten wird durch den Bau eines neuen Seitencanals gesorgt.

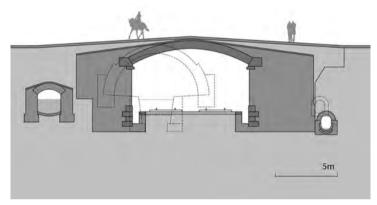


Abb. 2: Schematische Schnittzeichnung der Brücke an der Kreuzung Rennweg/Ungargasse über die 1857 eröffnete Verbindungsbahn zwischen Hauptzollamt und Südbahnhof. (Zeichnung: Friedrich Hauer, Grundlage: Wiener Stadt- und Landesarchiv, Pläne der Plan- und Schriftenkammer, P5: 107908)

Die von Friedrich Hauer erstellte Abbildung 2 zeigt die Schwierigkeiten, den Gleiskörper in die Kanaltrasse einzupassen. Das Profil der abgetragenen Brücke über den Wiener Neustädter Kanal ist als Strichlinie dargestellt (1). Der bereits 1849 errichtete "Wasserabflusskanal" (2) und der 1878 tiefergelegte Hauptkanal (3) flankieren den Eisenbahntunnel.

Nicht nur diese halbkreisförmig gewölbten Kanalbrücken mussten vollständig abgerissen werden. Da die Bahntrasse auf das Niveau der Kanalsohle abgesenkt wurde, waren auch die Fundamente der an die Brücken anschließenden, geknickten Rampen nicht tief genug. In diesen Rampen waren außerdem wie in den Stadtbahnbögen gewölbte Magazine untergebracht. Es ist daher mit Sicherheit anzunehmen, dass auch diese vollständig entfernt werden mussten. Weiters ist zu bedenken, dass der Kanal im Bereich zwischen Rennweg und Kanalhafen auf 55 Prozent der Länge im Niveau des benachbarten Geländes ohne Stützmauern verlief.

So sind die heute noch sichtbaren Seitenmauern, teilweise aus Ziegeln und teilweise aus Buckelquadern, mit Sicherheit zwischen 1850 und 1854 neu errichtet worden, möglicherweise aus dem durch den Abbruch gewonnenen Baumaterial. Wie aus alten Abbildungen ersichtlich, waren sie zum Teil wesentlich niedriger als heute.

Carl von Ghega als Planer sowie die Gebrüder Klein und Christian Ludwig Förster mussten auch den Höhenunterschied der Kanalstrecke in diesem Bereich berücksichtigen. Zwischen der Oberen Bahngasse und dem Kanalhafen lagen auf rund 1,4 Kilometer

362 Fritz Lange

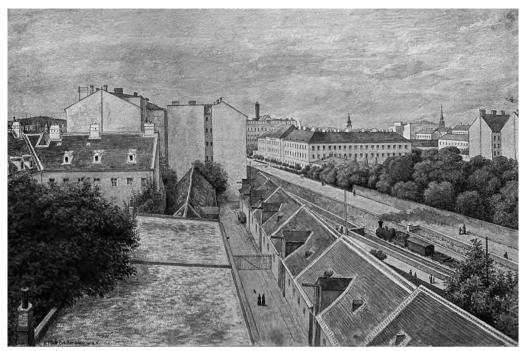


Abb. 3: Blick vom 1874 erbauten Haus Neulinggasse 42 auf Verbindungsbahn, Tierärztliche Hochschule und Beatrixbad. Die abgestufte Stützmauer neben der Bahntrasse wurde möglicherweise für die Unterquerung der Bahntrasse durch die Kasematten angelegt. (Foto: Fritz Lange)

acht Schleusenkammern mit je zwei Metern Hubhöhe, was für die Bahn eine Steigung von elf Promille bedingte. Der österreichische Ingenieurverein schlug daher noch 1947 vor, an dieser Strecke eine "atmosphärische Eisenbahn" einzurichten, um die Steigung zu bewältigen.

Während dieser Höhenunterschied sowohl für die Schifffahrt als auch für die Bahn eher hinderlich war, brachte er ab 1805 für frühe Industriebetriebe die Möglichkeit, Wasserräder anzutreiben. So gab es neben jeder Schleuse einen abzweigenden Seitenkanal, der in ein unter der Straße oder in ein in einem Fabriksgebäude liegendes "Radhaus" führte. Auch das staatliche Kanonenbohrwerk, das Münzamt und ab 1888 sogar das Beatrixbad nutzten diese günstige Antriebsquelle. Sie alle konnten nach Auflassung des Kanals auf diese Energie nicht verzichten und so wurde in einem Gewölbe abwechselnd unter der Oberen, Rechten und Linken Bahngasse das vom neuen Hafen abfließende Wasser weiterhin den Mühlrädern und späteren Turbinen zugeleitet.

In den Jahren 1896 bis 1899 wurde der Bahnhof Hauptzollamt von der ursprünglichen Hochlage in Tieflage neu errichtet und die Stadtbahn angelegt. Auch damals blieb der unterirdische Wasserabfluss erhalten und musste sogar im Bereich der Stadtbahn neu verlegt werden. Erst 1930 wurde die Wasserzufuhr durch den Wiener Neustädter Kanal bei Biedermannsdorf aufgelassen. Seit dieser Zeit liegt das Gewölbe, die oben erwähnten Kasematten, trocken. Teilweise sind diese Gewölbe unter Gehsteigen und Fahrbahnen inzwischen abgebrochen oder verfüllt worden.

Dieter Klein berichtet von einer verschwundenen Rampe im Bereich der Linken Bahngasse, die von der Strohgasse abfallend bis zu den Bahngeleisen bei der Neulinggasse führte (siehe folgenden Beitrag). In der hinteren Mauer lagen Gewölbe, die von einer Champignonzucht genutzt wurden und deren Türen bereits aufgebrochen waren. Etwa 1960 bei der Adaptierung der Strecke zur Schnellbahn wurde vor dieser Rampe eine neue Mauer errichtet. Ob die hintere Mauer noch aus der Kanalzeit stammt, kann aus den vorhandenen Unterlagen nicht geklärt werden.

Meinen Blick vom Rennweg entlang der Verbindungsbahn zur Großmarkthalle gibt es schon lange nicht mehr. 1971 entstand ein dezentes Stationsgebäude für die 1961 eröffnete Wiener Schnellbahn. Ein nie benütztes drittes Bahngleis als Alibi diente dazu, im Jahr 2002 einen nach allen Seiten auskragenden Neubau eines Mehrzweckgebäudes über dieser nun wieder zweigleisigen Haltestelle zu errichten, der weder Rücksicht auf bestehende Nachbarhäuser noch auf Gehsteig und Fahrbahn der Ungargasse nimmt.



Abb. 4: Bei der Verbauung der Aspanggründe wurden sowohl Teile des zweiten Kanalhafens als auch das Gewölbe des Abflusskanals freigelegt. (Foto: Fritz Lange)

#### Dieter Klein

# Rückblick auf 125 Jahre einer Wiener Vorstadtstraße – die Streichergasse im Dritten Bezirk<sup>1</sup>

Im Jahr 1893 wurde die Streichergasse mit ihren neun Häusern auf Grundstücken, die vorher zur Neuling-Brauerei gehört hatten, angelegt. Sie führt von der Ungargasse in westlicher Richtung zur Linken Bahngasse und damit zum Graben des ehemaligen Wiener Neustädter Kanals, in dem heute die Schnellbahn verkehrt. Am 15. Mai 1993 wurde im Landstraßer Bezirksmuseum anlässlich des 100-jährigen Jubiläums die erste Ausstellung über diese kurze Gasse gezeigt. In diesem Jahr fand auch das 75-jährige Wohnjubiläum meiner Familie in der Streichergasse statt. Inzwischen sind es 100 Jahre Familiengeschichte geworden, der Meldezettel meines Großvaters gibt den 27. Juni 1918 als Einzugsdatum an.

Durch einen Zufall war es zu Kontakten mit den Nachfahren der Familie Streicher gekommen, die sich mit Originaldokumenten und einem Konzert auf einem eigens nach Wien transportierten Streicherflügel an unseren Aktivitäten beteiligte.

Der Namengeber unserer Gasse war der aus Deutschland stammende Klavierfabrikant Andreas Streicher (1761–1833), der in seiner Jugend zusammen mit Friedrich Schiller 1782 aus der Stuttgarter Karlsschule geflüchtet war. Streichers aus Augsburg stammende Frau Nanette (geborene Stein) führte die Klavierfabrik, die damals zu den bedeutendsten Europas gehörte. Ein reger Briefwechsel belegt, dass sie sich zeitweise sogar um Beethovens Haushalt kümmerte. Bemerkenswert war der 1812 erbaute, leider nicht mehr existierende Konzertsaal in der Ungargasse 27, der für 300 Personen Platz bot und seinerzeit als ein "Zentrum des Wiener Musiklebens" galt.



Abb. 1:
Die Streichergasse von der Ungargasse 57 aus gesehen, links Nummer 1, rechts Nummer 2 (Foto: Dieter Klein)

<sup>1</sup> Für Korrektur und Ergänzungen bedanke ich mich sehr herzlich bei Edgard Haider, Robert Hölzl und Markus Landerer.

366 Dieter Klein

Nach der Vernissage folgte am nächsten Tag, am 16. Mai 1993 ein Straßenfest, das zu vielen freundschaftlichen Kontakten zwischen den alteingesessenen Bewohnerinnen und Bewohnern führte, die zwar seit Jahrzehnten nebeneinander gelebt hatten, ohne sich aber jemals wirklich begegnet zu sein. Andere, die einander bis dahin nicht einmal gegrüßt hatten, entdeckten erfreut gemeinsame Interessen.

Organisiert wurde das Fest vorwiegend von der Hausgemeinschaft der Nummer 5, vom Bezirksmuseum und vom Verfasser dieses Beitrages. Als Auftakt unseres ersten Straßenfestes wurde ein gemeinsames Frühstück auf dem Gehsteig vor unserer Nummer 5 veranstaltet – bestaunt von den Bewohnern der übrigen Häuser. Einige Tische und Bänke standen unter malerischen Sonnenschirmen, die Bühne war ebenso wie die Fensterbretter der Souterrainwohnungen mit Balkonkästen dekoriert. Dazu waren einige der Häuser damals relativ frisch renoviert (beziehungsweise durch Abschlagen des Fassadenschmuckes schon vorher verdorben) worden. Einige unserer älteren Nachbarinnen waren wegen unseres Festes vorher sogar zum Friseur gegangen.

Bereichert wurde unser Festprogramm durch Darbietungen von Kindertanzgruppen aus einigen benachbarten Schulen, durch eine Jugendrockgruppe und vor allem durch Al Cook, der in der Streichergasse aufgewachsen war.

Viele Informationen über frühere Bewohnerinnen und Bewohner unserer Gasse hatten wir nicht sammeln können, von einigen wenigen prominenten Namen abgesehen. Auf Nummer 1 wohnte zeitweise der Bildhauer Rudolf Weyer (1847–1914; Schöpfer des Brunnens Österreichs Macht zu Wasser am Michaelertrakt der Hofburg), auf Nummer 6 der Architekt Karl Theodor Bach (1858–1938; Schöpfer der Marinesektion in der Vorderen Zollamtsstraße oder der Casa Piccola in der Mariahilfer Straße).

Die Gespräche mit den älteren Bewohnern ("oral history") ergaben ansonsten wenig Informationen über die ehemaligen Bewohner, fündig wurden wir in einigen Archiven. Besonders interessant waren die von Franz und Senta Lechner zusammen mit meiner Mutter Elisabeth Klein gesammelten Daten aus den historischen Adressbüchern, die einige Schlüsse auf ehemalige Bewohner und ihre Berufe zuließen. Über ihre Religionszugehörigkeit beziehungsweise über jüdische Nachbarn erfuhren wir vorerst nichts. Unsere Zeitzeugen konnten mit ihren Erinnerungen, die teilweise bis in die Monarchie zurückreichten, zum Gelingen und zu zwei Publikationen im Rahmen der *Wiener Geschichtsblätter* (1993, Heft 1) beziehungsweise in *Steine sprechen*, der Vereinszeitschrift der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege (1990, Nummer 92) beitragen.

Erinnert sei an den 1906 im Haus Nummer 5 geborenen Obersenatsrat Dr. Fritz Schopf (der auf seinen Titel großen Wert legte); als Autor eines Artikels mit der Überschrift *Wo ich vor dem Ersten Weltkrieg fast täglich spielte* lieferte er ein hochinteressantes Zeitdokument.

Mit ihren Aufzeichnungen erinnerte sich die Hausbesitzerin von Nummer 8, Elfriede Seethaler, an die Mieter ihrer Eltern zurück bis in die Dreißigerjahre des 20. Jahrhunderts. In unserem Haus konnte ich die seit 1907 hier lebende Edith Langer interviewen, die nach anfänglicher Zurückhaltung einige hochinteressante Facetten zu unserer Familiengeschichte beitragen konnte, weil ihre Mutter mit meiner Großmutter enger befreundet war.

Nicht nur diese drei Zeitzeugen, die 1993 begeistert an unseren dreitägigen Aktivitäten mit der Ausstellung im Bezirksmuseum, dem Straßenfest und dem Klavierkonzert auf dem schon erwähnten Streicherflügel im damaligen Penta-Hotel (später Renaissance-, heute Imperial Ridingscool-Hotel) teilgenommen hatten, sind längst gestorben.

Der Leiter des Bezirksmuseums, Prof. Karl Hauer, hatte damals noch nicht mit seinen systematischen Nachforschungen zu unseren *verschwundenen Nachbarn*, den jüdischen Bewohnerinnen und Bewohnern unseres Bezirkes, begonnen. Allein für die Streichergasse konnte er später über 50 Namen ermitteln – wir Jüngeren waren darüber sehr erstaunt. Die Schicksale dieser Menschen blieben, von zwei Fällen abgesehen, vergessen. An andere konnten (oder wollten?) sich 1993 unsere Zeitzeugen nicht mehr erinnern.

Elfriede Seethaler von Haus Nummer 8 hatte in ihren Aufzeichnungen geschrieben, dass sich ihre Eltern bei den nationalsozialistischen Behörden vergeblich um ein Verbleiben des damals über 90-jährigen Professors Heinrich in seiner Wohnung eingesetzt hatten. Sie beschrieb ihn als uraltes, kleines zartes Manderle. Mit steifem Hut und Gehrock bekleidet, stützte er sich auf sein Stöcklein mit silbernem Griff, wenn er mit kleinen trippelnden Schritten seinen Spaziergänge machte. [...] Er lüftete stets liebenswürdig seinen Hut [...] wenn er von jemandem gegrüßt wurde. Zu seiner Goldenen Hochzeit war angeblich sogar der Wiener Bürgermeister Dr. Karl Lueger in die Streichergasse gekommen, um ihm zu gratulieren. Er wurde trotz seines hohen Alters aus seiner Wohnung geworfen und ist wohl noch vor seiner Deportation gestorben.

Im Nachlass meiner Großmutter fand ich Dokumente eines Herrn Beranek aus Brünn, der als Rechtsanwalt sicher nicht freiwillig in ein Souterrainkabinett mit Gangklosett gezogen sein dürfte. Erhalten sind Zeugnisse, die ihm eine Teilnahme an Kursen für Butler und für Kürschner bestätigten – offenbar wurde den Menschen vor ihrer Deportation in die Todeslager vorgegaukelt, dass sie irgendwo ein einigermaßen normales Leben erwarten durften. Über ihn erfuhr ich von einer Nachbarin nur, dass er Rechtsanwalt und Vegetarier gewesen sei. Karl Hauer fand die Daten, wann Herr Beranek nach Auschwitz deportiert und dort umgebracht wurde.



Abb. 2: Steine des Gedenkens vor der ehemaligen Volksschule in der Sechskrügelgasse; an die über 50 jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner der Streichergasse wurden bisher noch keine Steine verlegt (Foto: Dieter Klein)

368 Dieter Klein

Als Kinder erfuhren wir davon überhaupt nichts. Wir empfanden die Nachkriegszeit und die Streichergasse als eine Art "Abenteuerspielplatz". Ich selber durfte meine Jugenderinnerungen an die halb zerstörte Streichergasse in den schon genannten Publikationen, in den Wiener Geschichtsblättern und in der Vereinszeitschrift der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege Steine sprechen beisteuern. Wir Kinder spielten in den Ruinen der Nummer 6 und 7, genauer gesagt bestand unsere "Bande" aus den vier "Jansky-Buam" und mir, zeitweise auch dem Koch Loisl (als Al Cook mit seinem Auftritt eine Bereicherung unseres aktuellen Jubiläums), seinem Bruder Rudi sowie (sehr selten) auch dem Donat-Peter. Dann gab es den Kugler Bernd und seinen Bruder, den Sohn eines Architekten, den Meister-Michi, die Ullmann Gini, den Frost Eugen, die Feitzinger Christl aus dem Schreder-Hof oder die Helma, deren Familiennamen ich vergessen habe. Mehr Kinder gab es damals nicht in unserer Gasse. Beliebt war bei uns das sogenannte "Burgen-Bauen"; lose Ziegel wurden aufeinander geschichtet und mit irgendwelchen Brettern oder Blechen aus dem Bombenschutt bedeckt. Vermutlich stammt mein Interesse für Architektur aus dieser Zeit. Nach Abbruch der noch stehen gebliebenen linken Haushälfte der Nummer 6 spielten wir auf dem leer geräumten Grundstück noch viele Jahre weiter. Auf Dauer schien uns dieser Spielplatz aber als von unseren Eltern allzu leicht einsehbarer Platz und so wechselten wir in die Ruine der Nummer 7 oder auch ins zu dieser Zeit wenig befahrene Gleisbett der damals noch nicht wiederhergestellten Verbindungsbahn im ehemaligen Bett des Wiener Neustädter Kanals.

# Damals und heute – Die Streichergasse seit der Hundertjahrfeier von 1993

Als damaliger Hauptorganisator gehöre ich nach 25 Jahren heute wohl zu den ältesten Bewohnern der Streichergasse. Jüngere Nachbarn, die jetzt in den auch nach 125 Jahren und nach entsprechenden Umbauten noch immer allen Ansprüchen genügenden Wohnungen gerne leben, haben erfreulicherweise spontan Interesse an der Planung zu diesem neuen Jubiläum unserer typischen Wiener Vorstadtstraße gezeigt und so fiel der Entschluss, die Veränderungen der vergangenen 25 Jahre erneut zu dokumentieren, nicht schwer.

Im Juni 1918 waren meine Großeltern in die Streichergasse 5 gezogen, 1993 waren wir die drittälteste Partei im Haus. Nebenbei fand ich Hinweise darauf, dass die Großeltern vorher bereits einige Zeit auf Nummer 6 gewohnt hatten – vielleicht ist dies im Zusammenhang mit der Familie von Großvaters Bruder Adolf Klein auf Nummer 2 zu sehen, der dort gewohnt hatte, bevor dieser Familienzweig in die Fasangasse übersiedelte.

Unter der Leitung des Älteren betrieben beide Brüder in der Ungargasse 63 bis zur Inflation der Zwanzigerjahre des 20. Jahrhunderts ein Lebensmittelgeschäft, laut Familienüberlieferung mit einer "maria-theresianischen Konzession" ausgestattet, die angeblich sogar den Betrieb eines Kaufhauses gestattet hätte.

Von üblen Nachbarschaftsaktivitäten blieb auch unsere friedliche Gasse nicht verschont. Während der Zeit des Nationalsozialismus war es einigen Parteigenossen mög-

lich, nach Delogierung (oder nach Deportation?) der ursprünglichen Mieterinnen und Mieter in "bessere" oder größere Wohnungen umzusiedeln. Nach 1945 konnten umgekehrt einige der Kommunistischen Partei nahestehenden Mieterinnen und Mieter ihre Wohnsituation auf Kosten ihrer "belasteten" Nachbarn verbessern. Manchmal führten aber auch simple Ehestreitigkeiten zu solchen unfreiwilligen "Umzügen", wenn einer der Ehepartner dem anderen Verfehlungen (die nicht unbedingt politisch motiviert waren) aus der Vergangenheit nicht verzeihen konnte.



Abb. 3: Geschäft der Gebrüder Klein in der Ungargasse 63 um 1925 (Foto: Sammlung Dieter Klein)

Heute unvorstellbar, dass sich in unserer kurzen Streichergasse bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges drei kleine Lebensmittelgeschäfte, eine Bäckerei, ein Friseur, ein Tapezierer, ein Möbeltischler und mehrere andere Handwerksbetriebe befanden, die ihre Betreiber – wenn auch nur in sehr bescheidenen Rahmen – ernähren konnten.

Vor 25 Jahren versorgte dann nur noch ein Lebensmittelgeschäft an der Ecke Streichergasse/Linke Bahngasse die Bewohnerinnen und Bewohner aus der näheren Umgebung. Auf Dauer konnte es sich gegen die in der Ungargasse und am Rennweg neu entstehenden Supermärkte aber nicht durchsetzen – inzwischen ist dort eine Anrainergarage untergebracht.

Seit dem Jubiläumsjahr vor einem Viertel Jahrhundert hat sich die Streichergasse optisch nur wenig verändert. Neu waren die beiden Hainbuchen an den Straßenenden zur Ungar- beziehungsweise zur Bahngasse und Schnellbahn, die dort im Bett des vormaligen Wiener Neustädter Kanals verläuft.

Originalgetreu kopiert wurden die ovalen Straßenschilder, die neuere aber weniger schöne Emailleschilder ersetzten. Neu sind der Straßenbelag und die Schrägparkmöglichkeiten an der nördlichen Gassenseite. Erspart geblieben sind uns bisher Aufstockungen, wie sie in Wien viele ähnlich enge Straßen in düstere Schluchten verwandeln.

Schöner geworden sind einige unserer Höfe, vereinzelt wurden die Feuermauern begrünt. Die wild gewachsenen Götterbäume auf Nummer 5 und 7 entwickelten sich prächtig; sie waren allerdings seit 1993 derart in die Höhe geschossen, dass sie den Woh-

370 Dieter Klein



*Abb.* 4:

Originalgetreu rekonstruiertes Straßenschild. Die ovale Form verweist auf einen parallelen Straßenverlauf zum Ring, der grüne Rand bezeichnete die Lage im Dritten Bezirk. Rechteckige Straßenschilder wurden für Radialstraßen wie die Ungargasse verwendet. (Foto: Dieter Klein)

nungen der unteren Stockwerke allzuviel Schatten machten und deshalb beseitigt werden mussten. Geblieben ist ein seit 1990 ebenfalls wild gewachsener Blauglockenbaum im östlichen Hof der Streichergasse 5. Angeblich gehörte diese Baumsorte mit ihren schönen, violetten Blüten zu Kaiser Franz Josephs Lieblingsbäumen.

# Gründerzeitarchitektur: Österreichisch-Ungarische Verbindungen

Neue, nur indirekt mit der Streichergasse in Verbindung stehende Erkenntnisse wurden bei zwei weiteren Ausstellungen im Bezirksmuseum verarbeitet: eine betraf das Portois & Fix-Haus in der Ungargasse 59–61. Diese einst überregional bekannte Möbelfirma hatte unter anderem den Stadtbahnhofpavillon in Hietzing, die Kärntner Bar und das Modegeschäft Kniže am Graben eingerichtet. Mit seiner eleganten Majolikaverkleidung von 1900 gilt der Bau für eine der größten Luxustischlereien der Donaumonarchie als erstes bekanntes Werk des slowenischen Architekten Max Fabiani. Er nimmt als ein Otto-Wagner-Schüler in der Architekturgeschichte Wiens einen besonderen Stellenwert ein. Mit diesem Bau kam 1899 bis 1901 ein in Ungarn entwickeltes, wetterbeständiges Baumaterial in der österreichischen Reichshälfte zur Anwendung: als "Pyrogranit" ist es als Verkleidung an vielen ungarischen Jugendstilbauten zu finden.

Die andere Ausstellung behandelte um 2001 das "Wilde Grün" auf der Landstraße. Leider waren die wild gewachsenen Sommerfliedersträucher (*Buddleja davidii*) ebenso wie die Götterbäume (*Ailanthus altissima*) an der Mauer zur Linken Bahngasse unmittelbar vor Beginn der Ausstellung entfernt worden. Sie wären allerdings bei weiterem Wachstum für die Leitungen der Schnellbahn gefährlich geworden.

Die später in der Bahngasse ersatzweise gepflanzten, strauchartigen Bäumchen wirken im Vergleich zu den einst üppigen, "wilden" Baumkronen aber auch nach 25 Jahren immer noch etwas dürftig. Diese schnellwüchsige Baumart war ursprünglich für die Baumreihen der neu angelegten Ringstraße vorgesehen und wurde deshalb aus ungarischen Baumschulen bezogen. Da sie aber das mildere ungarische Klima gewohnt waren, überlebten die Bäumchen die damals noch strengen Winter in Wien nicht. Ein einziges, besonders widerstandsfähiges Exemplar hatte sich über 150 Jahre bis vor wenigen Jahren vor dem ehemaligen Palais Leitenberger am Parkring erhalten.

Noch einen weiteren Bezug zu Ungarn finden wir in der Architektur der Streichergasse. Für das 1893 erbaute Eckhaus Nummer 1, zugleich Ungargasse 58, von Ferdinand Seif (1844–1912) steht das Vorbild in Budapest in der Alkotmány utca 16. Dort hatte der Architekt Sigmund (Zsigmond) Quittner (1859 geboren) ab 1888 das vornehme Zinshaus des Journalisten-Pensionsinstitutes erbaut, mit einer riesigen Kuppel, die auf den Wiener Eingabeplänen aber durchgestrichen ist, demnach also hier gar nicht ausgeführt werden sollte.

# Die Häuser der Streichergasse

Die Architektur der Streichergasse entspricht den neubarocken Stilrichtungen (damals sogar als "Österreichischer Reichsstil" bezeichnet), wie sie eben um 1893 in Wien Mode waren. Die Fertigstellung des Michaelertraktes der Hofburg, der nach den originalen Plänen Fischer von Erlachs damals fertiggebaut worden ist, dürfte dafür bedeutsam gewesen sein.

Als weit über dem Durchschnitt stehendes Gebäude ist die bereits erwähnte Nummer 1 hervorzuheben. Vermutlich hatte Quittner seinem Wiener Kollegen Seif diesen Entwurf für das hier etwas kleinere Grundstück verkauft. Sogar die meisten Stuckteile sind identisch, unterschiedlich ist eigentlich nur der Dekor des großen Balkons, ein Atlant beziehungsweise eine Karyatide. Das Eingangsfoyer mit seiner Bogenstellung und seinen Ballusterbrüstungen wäre eines Palais würdig, Beispiel für eine geradezu "aristokratische Überhöhung eines bürgerlichen Mietshauses". Leider ist der lebensgroße Ritter, der dort am Treppenanlauf stand, längst verschwunden.



Abb. 5: Streichergasse 1/Ungargasse 58, erbaut 1893, Eingangsfoyer (Foto: Rudolf Zabrana)

372 Dieter Klein



Abb. 6: Budapest, Alkotmány utca 16, erbaut 1888 (Foto: Dieter Klein)

Die Nummer 2 (zugleich Ungargasse 56, durch einheitliche Klinkerverkleidung mit der Ungargasse 54 verbunden) wurde von den Architekten Gebrüder Schweinburg erbaut, gut proportioniert, aber im Vergleich zur Nummer 1 eher bürgerlich. Die Fenster der Beletage mit Maskendekor sind von Halbsäulen gerahmt, bekrönt von Dreiecksgiebeln mit Muscheldekor. Zu bedauern ist der Verlust der Ecktürmchen, die bis in die Sechzigerjahre zur Ungargasse bei diesen beiden Häusern erhalten waren. Im Souterrain befand sich zur Streichergasse die Backstube Brabec, deren Ladeneinrichtung in strengem Jugendstil leider nach einem Umbau längst verschwunden ist.

Drei der Häuser, die Nummern 3, 4 und 5 waren nur leicht, die Nummern 6, 7 und 10 dagegen schwer zerstört. Die Nummer 3 habe ich als interessantes Haus in Erinnerung. Es dürfte mit seinem Mittelerker ähnlich gestaltet gewesen sein wie die von Seif erbaute Sechskrügelgasse 14. Leichte Bombenschäden gab es zwar nur im obersten Stockwerk, trotzdem wurde die reiche Stuckierung um 1950 gänzlich beseitigt. Im Treppenhaus erinnert ein schöner Kandelaber an die ehemalige Pracht dieses Hauses, das dem Zeitgeschmack der Fünfzigerjahre angepasst worden ist. Der Architekt dieses Hauses konnte nicht eindeutig eruiert werden, vermutlich war es ebenfalls Ferdinand Seif. Vor 25 Jahren war der vermutlich letzte gemauerte Küchenherd in diesem Haus noch erhalten.

Bei der Nummer 4 blieb sogar die Rustizierung des Erdgeschosses weitgehend erhalten. Die merkwürdigen Medusenköpfe mit den (wohl vom Belvedere beeinflussten) originell geschwungenen Verdachungen in der Beletage waren auf den Einreichplänen anders dargestellt. Die oberste linke Ecke des dritten Stockes war zerstört, im Ruinen-

zimmer wurden Paradeiser und anderes Gemüse in Blumentöpfen gezogen. Als Kind beneidete ich diese Familie um ihren unfreiwilligen Balkon.

Im Treppenhaus war die Decke im obersten Stockwerk mit Illusionsmalerei, mit Wolken und mit Vögeln bemalt – all das verschwand bei einer "Renovierung" um 1960. Bemerkenswert ist am Treppenanlauf ein Adler auf einer Weltkugel. Hinter einer sehr hässlichen Plattenverkleidung befindet sich vermutlich noch das original erhaltene, kassettierte Haustor.

In der Nummer 5 bin ich aufgewachsen, deshalb sind meine Erinnerungen an den Originalzustand hier deutlicher als bei den anderen Fassaden. Leider ist die Erdgeschoss-Rustizierung verschwunden. Die Eingangstüren, die zu den drei kleinen Geschäften im Souterrain geführt hatten, wurden zu Fenstern umgewandelt. Eine Greißlerei und ein Friseur hatten sich in unserem Haus befunden – mehr konnte ich auch vor 25 Jahren schon nicht mehr erfahren.

Unverändert erhalten ist die Fassade im Hochparterre und im Mezzanin. Die gleichen, bärtigen Männerköpfe waren ursprünglich auch im dritten Stock vorhanden. Warum sie beseitigt wurden, war mir schon als Kind unverständlich.

Arge Vereinfachungen gab es im Bereich der Beletage, dort waren die schlimmsten Zerstörungen, verursacht durch den Bombentreffer im gegenüberliegenden 6er Haus. Der Schutt flog über die Straße in unsere Fenster, im Fußboden und an einigen Möbeln sind heute noch die Spuren davon zu finden.

Die Fensterbrüstungen waren durch Ornamentfelder geschmückt, als Schlusssteine über den halbrunden Fenstern waren Frauenköpfe mit angedeuteten Perlenketten zu sehen. Die Konsolen der halbrunden Fensterbekrönungen zeigten Fischschuppen und in die Fensterbekrönungen waren Muschelfelder eingefügt. Leider wurde das alles vereinfacht – nur weil eine einzige Fensterachse total beschädigt war.

Im zweiten Stock gab es anstatt der Frauenköpfe große Konsolen, die die Funktion von Schlusssteinen übernommen hatten.

Das oberste Stockwerk wurde so wie bei vielen Wiener Gründerzeithäusern vereinfacht, auch wenn keine Beschädigungen vorhanden waren – vielleicht wollte man den Eindruck einer Aufstockung vortäuschen? Bei uns verschwanden jedenfalls die schon genannten, mit denen des Mezzanins identischen Männerköpfe. Einen hatte ich "gerettet", aber leider zeigte mein Vater dafür kein Verständnis.

Vieles ist seit dem Einzug meiner Großeltern in unsere Wohnung unverändert erhalten geblieben: vor allem die Einrichtung des sogenannten Speisezimmers mit seinen prachtvoll geschnitzten Möbeln (sogar die dazugehörenden Rechnungen blieben erhalten). Fast 75 Jahre später entstand das Wandbild einer vom Jugendstilarchitekten Martin Dülfer erbauten wunderbaren Villa in München – ich hatte das Privileg, dort fast drei Jahre wohnen zu dürfen. Gemalt wurde dieses Kunstwerk 1994 von Raja Reichmann.

Als besonders gut proportioniert habe ich die Nummer 6 in Erinnerung, die zur Hälfte durch Bomben zerstört war. Erinnern kann ich mich an den halbrunden Hauseingang mit einem Januskopf (der mir von meinem Vater als solcher erklärt wurde), an Balusterbrüstungen und Karyatiden, die Dreiecksaediculen trugen, ein Dekor, wie ihn auch viele Bauten von Theophil Hansen noch heute zeigen.

374 Dieter Klein



Abb. 7: Streichergasse 5, Fassade (Foto: Dieter Klein)





Abb. 8a und 8b: Streichergasse 5, Wohnkultur seit 100 Jahren (Fotos: Dieter Klein)

Die Bomben hatten das Haus zu einem Drittel zerstört. An die Abbrucharbeiten kann ich mich noch gut erinnern, da wir wegen der Staubentwicklung unsere Fenster hastig schließen mussten. Der Nachfolgebau mit kleinen Eigentumswohnungen stammt aus den frühen Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts, mit den einzigen Balkonen in unserer Gasse. Bemerkenswert sind die drei Bronzetafeln über dem Eingangsbereich. Durch einen neu aufgebrachten Isolierputz verschwanden die Putzfaschen um die Fenster, den Gesamteindruck hat das aber kaum verändert.

Die Nummer 7 erhebt sich über einem etwas größeren Grundstück zur Bahngasse, deshalb wurde auf eine Nummer 9 verzichtet. Auch hier gab es einen schweren Bombenschaden im Bereich der Hausecke, der auch den weitläufige Eckbalkon zerstörte. Die übrigen, reich verzierten Fassadenreste fielen der Renovierung beziehungsweise dem Zeitgeschmack der Fünfzigerjahre zum Opfer. Erinnern kann ich mich an eine Stuckvase, die im halbrunden Bekrönungsfeld über dem Haustor angebracht war. Bedauerlich ist auch die Vernichtung der beiden großen Stuckvasen in den Seitenbögen des einst besonders eleganten Treppenhausfoyers und die Beseitigung aller Türbekrönungen.



Abb. 9: Streichergasse 7, Eingangsfoyer (Foto: Rudolf Zabrana)

Gut erhalten ist die Nummer 8, ähnlich wie die Nummer 2 in den oberen Stockwerken mit Klinkern verkleidet. Hier dominieren die großen Kartuschen, die in der Beletage unter Rundbogenverdachungen angebracht sind. Darüber befanden sich kleine muschelartige Aufsätze, die aber im Zuge der Neuverblechung beseitigt wurden.

Das Eckhaus Nummer 10 zur linken Bahngasse ist ähnlich in Wien mehrfach zu finden, zum Beispiel in der Nähe des Karmelitermarktes. Die erheblichen Kriegszerstörungen, die fotografisch von der gegenüberliegenden Ruine Nummer 7 aufgenommen wurden, wurden erstaunlich schnell beseitigt: sogar die fehlenden Stuckteile wurden nachgegossen. Bedauerlich ist im Inneren die weitgehende Beseitigung des Treppengeländers nach einem Lifteinbau.

Auf der anderen Seite der Schnellbahn, ein wenig aus der Achse der Streichergasse verschoben, erhebt sich die Russische Kirche (1962 zur Bischofskathedrale erhoben), die von 1893 bis 1899 nach Plänen von Grigorij Iwanowitsch durch Luigi Giacomelli (und vermutlich gemeinsam mit Baumeister Ferdinand Seif) ausgeführt wurde. Bemerkenswert sind nicht nur der Kirchenbau mit seinen Zwiebeltürmchen, sondern auch die im Kreuz eingebauten Bernsteine, die bei entsprechendem Sonnenlichteinfall von Westen in allen Farben funkeln. Ein Schauspiel, von dem allerdings nur wenige Eingeweihte wissen.

Die Schriftstellerin Ingeborg Bachmann bezeichnete unsere Gegend 1971 als "Ungargassenland". Manches ist heute vergangen und vergessen, aber auch heute gibt es hier noch viel zu entdecken. Unsere Jubiläumsaktivitäten wollen zur Wertschätzung des alltäglichen Lebensumfeldes beitragen, ebenso zu verbesserten nachbarschaftlichen

Kontakten, die allen Beteiligten das Leben erleichtern und bereichern können – ein willkommener Nebeneffekt, den wir bereits bei unserem Jubiläum vor 25 Jahren genießen durften.



Abb. 10: Streichergasse 10, Fassade (Foto: Dieter Klein)



Abb. 11: Jauresgasse, Russische Kirche, Kuppelkreuz mit Bernsteineinlagen (Foto: Robert Hölzl)

# Klaus Lohrmann Im Vorfeld des Gedenkens an 1420/21

Die Kultivierung der Gedenkjahre hat ihre Verdienste! Sonderausstellungen und Projekte im Forschungs- und Museumsbereich können in günstigen Fällen einander ergänzen und neben dem Wissensgewinn auch zunehmendes öffentliches Interesse für sich beanspruchen. 2020 und im folgenden Jahr ist es 600 Jahre her, dass Herzog Albrecht V. im Mai 1420 eine Verfolgung der Juden im heutigen Ober- und Niederösterreich (ohne das Wiener Neustädter-Neunkirchner Gebiet, das damals zumindest formal noch steirisch war) inszenierte, die ihr Ende am 12. März 1421 mit der Verbrennung der bis dahin noch der Ermordung und Vertreibung entgangenen Juden fand. 1920 legte Samuel Krauss pünktlich im damaligen Gedenkjahr eine erste umfassende Studie zu den tragischen Ereignissen vor, die damals 500 Jahre zurücklagen. Diese Darstellung stand in der Tradition der Gedenkerzählungen an jüdische Märtyrer, die trotz Lebensgefahr an ihrem Glauben festhielten. Die Ereignisse von 1420/1421 wurden in einer Schrift festgehalten, die aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammt und als Wiener Gesera bezeichnet wird. Diese Bezeichnung ging dann auf die Ereignisse selbst über.

Es ist bei der Kürze der Zeit nicht zu hoffen, dass eine neue umfassende Studie zur Wiener Gesera 2020/2021 zur Verfügung stehen wird, obwohl in den vergangenen Jahrzehnten intensive Forschungsarbeit geleistet wurde.

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beschäftigte sich Israel Iuval mit dem Hussitenkreuzzug 1420 und dessen Darstellung in der Tradition der Berichte über die Judenverfolgungen am Rhein zu Beginn des Ersten Kreuzzugs.<sup>3</sup> Michael Shank untersuchte theologische Fragen, die auch im Zusammenhang mit der Zwangstaufe an Juden standen und im Kreis um Heinrich von Langenstein und seiner Nachfolger an der Universität Wien diskutiert wurden.<sup>4</sup> Damit traten einige der Grundlagen judenfeindlicher Entschlüsse klarer hervor. Ich habe damals versucht, Motive und den Ablauf der Ereignisse zu ordnen.<sup>5</sup> Dabei blieb ich einer Forschungstradition folgend hinsichtlich des finanziellen Erfolgs der Verfolgung und Vertreibung skeptisch.

Einen neueren Ansatz leisteten Wolfram Ziegler und Petr Elbel, die einer anderen Sichtweise folgend, die finanzielle Seite der Ereignisse wieder stärker ins Spiel brachten.<sup>6</sup>

- <sup>1</sup> Samuel Krauss, Die Wiener Geserah vom Jahre 1421, Wien/Leipzig 1920.
- Arthur GOLDMANN, Das Judenbuch der Scheffstraße zu Wien (1389–1420). Im Auftrag der Historischen Kommission der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien, Wien/Leipzig 1908 (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch-Österreich 1), 112–133.
- <sup>3</sup> Israel YUVAL, Juden, Hussiten und Deutsche. Nach einer hebräischen Chronik, in: Alfred HAVERKAMP Franz-Josef ZIWES (Hg.), Juden in der christlichen Umwelt des Mittelalters, Berlin 1992 (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 13), 59–102.
- <sup>4</sup> Michael H. Shank, "Unless You Believe, You shall not Understand". Logic, University and Society in Late Medieval Vienna, Princeton 1988.
- Klaus Lohrmann, Judenrecht und Judenpolitik im mittelalterlichen Österreich, Wien/Köln 1990; Ders., Die Wiener Juden im Mittelalter, Berlin/Wien 2000.
- <sup>6</sup> Petr Elbel Wolfram Ziegler, Am schwarczen suntag mardert man dieselben juden, all die zaigten vill guets an under der erden ... Die Wiener Gesera: eine Neubetrachtung, in: Helmut Teufel Pavel Kocman Milan Repa (Hg.), "Avigdor, Benesch, Gitl". Juden in Böhmen, Mähren und Schlesien im Mittelalter. Samuel Steinherz zum Gedenken (1857 Güssing 1942 Theresienstadt), Brünn/Prag/Essen 2016, 201–267.

378 Klaus Lohrmann

Die Verhandlungen und finanziellen Abmachungen, die mit der Eheschließung Herzog Albrechts V. und Elisabeths, der Tochter Kaiser Sigismunds verbunden waren, setzten den Habsburger unter gewaltigen finanziellen Druck – im Laufe der Verhandlungen erreichten die Forderungen Sigismunds 400.000 Gulden – so viel betrug der Wert aller böhmischen Nebenländer. Diese Beträge wurden nicht in bar transferiert, sondern durch die Verpfändung von Landstrichen und Städten gesichert. Ein ebenso gewaltiges finanzielles Paket waren die Kosten, die Albrecht für die Unterstützung Sigismunds gegen die Hussiten aufbringen musste. Seine Beteiligung an den Kämpfen gehörte zu den Voraussetzungen der Eheschließung mit Elisabeth. Immerhin verdankte Albrecht seinen Aufstieg zum deutschen König dem engen Zusammenwirken mit dem luxemburgischen Kaiser, der am 9. Dezember 1437 starb. Aus diesem Forschungsansatz ergab sich die Aufgabe, die Finanzen Albrechts zu untersuchen und zu analysieren und neuerlich die Frage zu stellen, ob dem Entschluss des Herzogs, eine Judenverfolgung einzuleiten, nicht deutliche Finanzmotive zugrunde lagen?

Anlässlich einer Gedenktagung in Brünn für den bekannten jüdischen Historiker Samuel Steinherz im 70. Jahr nach seinem Tod im Konzentrationslager Theresienstadt stellten die Autoren eine Neubetrachtung der Wiener Gesera vor. Im Mittelpunkt der Forschungen standen die Einnahmen der Herzogskammer nach dem Ausweis der sogenannten Raitbriefe aus den Jahren 1423 bis 1425 und 1431 bis 1435. Für die Zeit direkt nach der Verfolgung und die zweite Hälfte der zwanziger Jahre fehlen entsprechende Nachrichten. Trotzdem reichen die Ergebnisse der nun analysierten Einnahmen mit den ausführlichen Bemerkungen zur Konfiskation der "Judengeldschuld" aus, um den bisherigen Befund des finanziellen Nutzens aus der Judenverfolgung und -vertreibung für Albrecht V. deutlich zu verändern. Es handelt sich bei den Raitbriefen um ein Dokument der Rechnungslegung des Hubmeisters, gewissermaßen des Finanzministers, das Auskunft über die Einnahmen im angegebenen Zeitabschnitt gibt. Dabei unterschied der Hubmeister zwischen den gewöhnlichen und ungewöhnlichen Einnahmen. Schwierig wird die Auswertung dieser Quelle dadurch, dass die ordentlichen Einnahmen nur grob eingeschätzt werden können. Auf der Basis der wichtigen Arbeiten von Christian Lackner zum Finanzwesen des ausgehenden 14. und beginnenden 15. Jahrhunderts<sup>7</sup> errechneten Elbel und Ziegler im entscheidenden Zeitraum etwa 38.000 bis 48.000 Pfund pro Jahr. Auch die Angaben über die zusätzlichen Einkünfte betreffen mehrere Arten der Herkunft: es handelte sich um zusätzliche Einnahmen aus Städten, Weingartensteuern, ja manchmal auch um Kredite. Fünfmal ist von Einnahmen aus der Judengeldschuld die Rede, 1424/1425, also noch im chronologischen Sog der Ereignisse von 1421 heißt es sogar, dass aus diesem Titel eine merkleiche summ gelts stammte. Der Angabe von ungefähr 50.000 Pfund Sondereinnahmen könnte eine Summe von etwa 25.000 bis 30.000 Pfund Einnahmen von den Judenschulden entsprechen. Solche Beträge gehen weit über die bisherige Schätzung der herzoglichen Einnahmen infolge der Wiener Gesera hinaus. Im selben Zeitraum gab Albrecht 118.000 Pfund für seine kriegerischen Aktivitäten in Mähren aus. Die Einnahmen aus den Judenschulden deckten immerhin ein Viertel dieser Kosten ab.

Christian LACKNER, Das Finanzwesen der Herzoge von Österreich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, in: Unsere Heimat 63 (1992), 284–300.

Dieser Befund legt finanzielle Motive bei der Entscheidung für eine Judenverfolgung nahe. Auch der Hinauswurf der armen Juden, die in einem Boot nach Preßburg geschafft wurden und danach die Vertreibung weiterer Juden nach Mähren passen in dieses Bild. Man hatte es auf die Mittel der Geldleiher abgesehen, die das ökonomische, aber auch organisatorische und kulturelle Rückgrat der jüdischen Gemeinden bildeten. Dabei war es dem Herzog wohl gleichgültig, ob dieses Umlaufkapital, das ich vor etlichen Jahren mit etwa 250.000 bis 300.000 Pfund eingeschätzt habe, aus dem Besitz von Juden stammte oder sich in dieser Summe auch das Geld von "stillen" christlichen Beteiligten befand. Es gibt für diese Beschaffung von Kapital für Kreditgewährung einige Hinweise: schon im 11. Jahrhundert berichtet Rabbi Gershom über einen Grafen, der Juden Geld übergab, die es für ihn in Form von Krediten "arbeiten lassen" sollten.8 Der Steuereid der Juden umfasste auch Gelder, die Christen bei Juden angelegt hatten. Transfers sagte man auch Friedrich III. nach.9 Ferner sind vereinzelt Konzilsbeschlüsse gefasst worden, die es Christen verboten, sich an Kreditgeschäften der Juden zu beteiligen.<sup>10</sup> Zur geschätzten Höhe des Umlaufkapitals möchte ich vergleichsweise erwähnen, dass David Steuss, ein außergewöhnlich kapitalstarker Bankier, imstande war, nach seiner Gefangennahme durch den Herzog im Jahre 1383 ein Lösegeld von 50.000 Pfund aufzubringen. Ich würde meinen, dass 1420/1421 solche Leute nicht mehr zur Verfügung standen und ein derart auf eine oder wenige Personen konzentrierter Raub wenig ergiebig gewesen wäre.

Ich meine, dass weitere Forschungen nicht mehr leisten könnten, als durch die Anhäufung von Vergleichszahlen eine höhere Sicherheit bei den Schätzungen der Geldsummen zu ermöglichen. Ein größerer Aufsatz mit Bemühungen in dieser Richtung wäre zu begrüßen, doch glaube ich, dass in der vorliegenden Studie das Wesentliche bereits festgestellt wurde. Diese Ergebnisse müssen aber in übergreifende Darstellungen einfließen – insbesondere wäre davon die museale Darstellung in den dem Mittelalter gewidmeten Räumen des Wiener jüdischen Museums betroffen.

<sup>8</sup> Hans-Georg Mutius, Rechtsentscheide rheinischer Rabbinen vor dem Ersten Kreuzzug. 1. Halbband, Frankfurt am Mai 1984, 25 f.

<sup>&</sup>lt;sup>9</sup> Lohrmann, Die Wiener Juden (Anm. 5), 83.

<sup>&</sup>lt;sup>10</sup> Evelyn Brugger – Birgit Wiedl, Regesten zur Geschichte der Juden in Österreich im Mittelalter. Band 1, Innsbruck/ Wien 2005, 79, Nr. 65.

# Biografien der Autorinnen und Autoren

#### Dr. Sándor Békési

Studium der Geschichte, Geographie sowie Wissenschaftstheorie und -forschung in Wien. Seit 2004 Kurator am Wien Museum im Department Stadtentwicklung und Topografie. Forschungsarbeiten und Publikationen zum Thema Stadt-, Umwelt- und Verkehrsgeschichte.

### Mag. Dr. Bernhard Brudermann

Studium der Romanistik und Geschichte an den Universitäten Wien und Graz. Publikationen unter anderem in "David. Jüdisches Kulturmagazin", "Die Brücke. Kärntner Kulturzeitschrift", "JIPPS. Journal for Intelligence, Propaganda and Political Studies (Zeitschrift des Instituts für Geschichte/Universität Graz)", "Cuba SI". Forschungsschwerpunkte: vergessene Kulturschaffende, Regionalgeschichte Wien sowie Region Kärnten-Slowenien-Friaul.

### Mag. Johannes Hradecky

Studium der Betriebswirtschaftslehre in Wien. Seit 1985 bei Mautner Markhof in Wien beschäftigt, derzeit Leiter Controlling. Mitglied des Wiener Arbeitskreises Nahverkehr und seit 2012 ehrenamtlicher Mitarbeiter im Bezirksmuseum Simmering. Forschungsarbeiten, Publikationen und Ausstellungen zum Thema Bezirks-, Wirtschafts- und Verkehrsgeschichte.

#### Dr. Dieter Klein

Studium der Kunstgeschichte in München. Doktorarbeit über den Jugendstilarchitekten "Martin Dülfer". Führungen in München für die Volkshochschule und das Bildungswerk Bayern.

### Dipl.-Ing. Fritz Lange

Absolvent der Studienrichtung Nachrichtentechnik an der Technischen Hochschule Wien. Bis 2000 bei Siemens, Bosch und Philips mit Planung und Realisierung von Ton- und Fernsehstudios beschäftigt. Ab 2003 Publikationen und Vorträge über lokalhistorische Themen: Von Wien zur Adria – Der Wiener Neustädter Kanal, Erfurt 2003; Von Böhmen nach Wien – Der Schwarzenbergische Schwemmkanal, Erfurt 2004; Vom Dachstein zur Rax – Auf den Spuren von Georg Hubmer, Erfurt 2007; Südmähren – Bilder erzählen Geschichte, Erfurt 2010; Der Wiener Neustädter Kanal – Vergessenes und Wiederentdecktes in einzigartigen Bildern, Erfurt 2018.

#### Harald Lehrner M.A.

Landschaftsgärtner in Wien. Bachelorstudium in Geschichte an der Universität Wien und Masterstudium der Sozial- und Humanökologie an der Universität Klagenfurt. In seiner umwelthistorischen Masterarbeit untersuchte Lehrner die Geschichte der San José-Schildlaus in Wien.

#### Ao. Univ.-Prof. Dr. Klaus Lohrmann

Studium der Geschichte, Byzantinistik und Romanistik an der Universität Wien, Mitglied des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. Er war tätig im Wiener Stadtund Landesarchiv, Direktor des Instituts für Geschichte der Juden in Österreich und wissenschaftlicher Beamter am Institut für Österreichische Geschichtsforschung. Habilitiert für Geschichte des Mittelalters. Forschungen zur Geschichte der Juden, Stadtgeschichte und zur Herrschafts- und Adelsgeschichte des bayerisch-österreichischen Raums. Neuere Publikationen: Herrschaftsverhältnisse in der Grie, in: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich NF 81 (2015), 65–197; Gottinesfeld. Die älteste topographische Bezeichnung im Wiental, in: Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien 69/71 (2013/2015), 37–74; 2019 wird erscheinen: Die Babenberger und ihre Nachbarn (Böhlau/Vandenhoeck), etwa 320 Seiten.

## Univ.-Prof. Ing. Dr. Verena Winiwarter

2007–2018 Professorin für Umweltgeschichte an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, seit 1. März 2018 in dieser Position an der Universität für Bodenkultur. Nach Ausbildung zur Chemieingenieurin Promotion in Umweltgeschichte an der Universität Wien, wo sie 2003 die Venia legendi in Humanökologie erhielt. Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2014 Wahl zur österreichischen Wissenschaftlerin des Jahres. Der hier veröffentlichte Aufsatz entstand während ihres Sabbaticals am Complexity Science Hub Vienna (https://www.csh.ac.at/) vom 1. März 2018 bis 30. September 2018.

# Literatur zur Geschichte und Heimatkunde

## Zeitschriftenschau

**Ingrid Ganster** 

ÖGL. Österreich Geschichte Literatur Geographie. Hg. vom Institut für Österreichkunde, Jg. 62 (2018), Heft 2: "Der Franziszeische Kataster": In diesem Heft wird versucht, die Bandbreite des Forschungsfeldes zu diesem großartigen Projekt des ehemaligen Kaisertums Österreich aufzuzeigen. Der Kataster, der auch zum kulturellen Erbe Mitteleuropas zählt, bietet zahlreiche Möglichkeiten als Quelle, die bislang noch nicht in allen Bereichen erkannt wurden. Den "Franziszeischen Kataster und seine Rolle im Kaisertum Österreich (1817-1866)" untersucht der Innsbrucker Historiker und Ethnologe Kurt Scharr und geht dabei auf die Bedeutung des Katasters für den Staat des 19. Jahrhunderts ein. Die Archivarin Elisabeth Loinig beschreibt in ihrem umfangreichen Beitrag den "franziszeischen Kataster und seine Vorläufer" und zeigt dabei "die Entwicklung eines neuen Grundsteuersystems am Beispiel Niederösterreich" auf. Den "Franziszeischen Kataster in Kärnten" bearbeitet der Kärntner Historiker Walter Thomas Liebhart und skizziert in seinem Aufsatz die Realisierung dieses Projekts vor Ort. Mit der "Bedeutung und Verwendung" dieses Katasters "bei den Aufgaben der Vermessungsbehörde" setzt sich Hubert Plainer, Diplomingenieur beim Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen in Innsbruck, auseinander. Ein Tiroler Expertenteam um Manfred Egger greift einen anderen Aspekt des Franziszeischen Katasters heraus, nämlich als "Informationsquelle im Rahmen der Tätigkeit der Wildbach- und Lawinenverbauung in Tirol." Den "Franziszeischen Kataster" als "eine wichtige Grundlage zur Beantwortung ökologischer Fragestellungen" betrachten die Ökologen Erich Tasser und Johannes Rüdisser. "Möglichkeiten digitaler Aufbereitung. Layout und Formularanalyse in READ", also wie man mit modernster Technik mit den zahlreichen Daten des Katasters umgehen kann, stellen die beiden Informatiker Florian Kleber und Markus Diem den interessierten Leserinnen und Lesern vor. Zuletzt

spürt der deutsche Autor Dietmar Müller vom Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa Leipzig den "Phantomgrenzen nach der Habsburgermonarchie" nach und stellt "rechtskulturelle Prägungen durch Institutionen und Professionen in Rumänien und Jugoslawien" in einem umfangreichen Beitrag dar.

Musikzeitschrift (ÖMZ). Hg. von der Europäischen Musikforschungsvereinigung Wien, Hollitzer Verlag, Jg. 72 (2017), Heft 4: "Dynamik und Dominanz, Musik in neuen Bildwelten": Dieses Heft ist der Musik-Theater-Video-Kunst gewidmet. Der Komponist und Musikschriftsteller Johannes Kreidler gibt einen Überblick über die Erfindung der Fotografie im 19. Jahrhundert in seinem Beitrag "Fotokraft. Eine kleine Geschichte des technischen Vorsprungs der Bildenden Kunst zur Musik". Der Südkoreaner Nam June Paik (1932-2006), Komponist und zugleich Pionier der Medien- und Videokunst wird im Aufsatz mit dem Titel "die Ausstellung als Performance. Nam June Paik macht Musik" von Reinhard Ermen, Musikredakteur und Kunstkritiker in Stuttgart, gebührend gewürdigt. Der Autor berichtet auch über die Salzburger Ausstellung 2017, die das Lebenswerk der jungverstorbenen Cellistin Charlotte Moorman zeigte: "Ein Fest des Staunens. Charlotte Moorman und die Avantgarde 1960-1980, Museum der Moderne, Salzburg 4.3.-18.6.2017". Bernd Künzigs Artikel "Bewegte Musik" beschreibt den Einsatz von filmischen Materialien in zeitgenössischen Kompositionen. Bereits zur Gewohnheit gewordene Video-Einspielungen im Musiktheatergesamtkunstwerk untersucht Musikzeitschrift-Herausgeber Frieder Reininghaus in seinem umfassenden Beitrag "Video – zappelige Zutat oder zentrales Modernisierungsmittel der Oper?" Die Germanistin und Buchautorin Regine Müller befasst sich in ihrem Aufsatz mit dem Hongkonger Soundkünstler "Samson Young, "Grenzüberschreiter" und Flaneur neuen Typs", einem der international gefragtesten Künstlern seiner Generation. Abseits der Hauptthematik

dieses Heftes setzt sich Peter Thalheimer, Professor für Aufführungspraxis und Blockflöte/Traversflöte an der Hochschule für Musik Nürnberg, mit dem "Blockflötenbau in Österreich 1930–1960" auseinander.

Heft 5: "Offenbach in Wien": Dieses Heft ist dem französischen Operettenkomponisten Jacques Offenbach gewidmet, dessen Leben anhand zahlreicher bisher unveröffentlichter Zeitungsausschnitte hier dargestellt werden konnte. Der Wiener Publizist Egon Friedell (1878-1938) wirft in seinem Beitrag einen Blick zurück auf Frankreich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und beschreibt Geschichte, Mode und Musik dieser Zeit. Johannes Proninczel weiß davon zu berichten, wie "Jacques Offenbach in Wien bekannt wurde" und untersucht die "frühe französische Operette im Spiegel der Wiener Presse". Den eher unbekannten Aspekt Offenbachs als Liederkomponist erläutert die deutsche Musikwissenschaftlerin Maria Behrendt in "Jakob und Jacques. Lieder zwischen den Fronten". Als den "Mitstreiter Offenbachs in Wien" bezeichnet Konstanze Fladischer "Franz von Suppé", der - mehr noch als Johann Strauß - als erster Konkurrent von Offenbach zu sehen ist. Musikhistoriker Frank Harders-Wuthenow widmet sich in seinem Aufsatz "Grenzüberschreitungen" der völlig vergessenen, einzigen für Wien komponierten romantischen Oper Offenbachs "die Rheinnixen", die allerdings in der Uraufführung am Kärntnertortheater am 4. Februar 1864 dem Komponisten nur mäßigen Erfolg einbrachte. Ein Förderer von Offenbachs Operetten war in Wien vor allem Karl Kraus, dessen "Aspekte der Offenbach-Rezeption" Autorin Judith Kemp in ihrem Beitrag "Waffe und Heilmittel" ausführlich erörtert. "Drei Bühnenbildner nähern sich virulenten Problemen": Martin Kukulies, Sebastian Hannak und Christoph Ernst entdecken gemeinsam "Offenbachs Bilderwelt und die heutige Lebenswirklichkeit". Eine der größten Tragödien Wiens im 19. Jahrhundert, den Brand des Ringtheaters unmittelbar vor der Vorstellung von Offenbachs "Hoffmanns Erzählungen" am 8. Dezember 1881 schildert Johannes Prominczel in seinem erschütternden Artikel mit dem Ausruf "Das Ringtheater am Schottenring existiert nicht mehr!"

Heft 6: "Great again? Musik in Zeiten des Populismus": Im Zentrum dieser Heftausgabe steht

die Musik und ihr Verhältnis zum Begriff Populismus, eine Thematik, die noch ziemlich unerforschtes Gebiet ist und zu der es noch kaum Literatur gibt. Der Wiener Historiker Wolfgang Schmale befasst sich in seinem Artikel "Populismus" - dieses lateinische Wort bedeutet so viel wie Volk - mit verschiedenen historischen Definitionen und Begriffserklärungen. Das Verhältnis "Populismus und Volksmusik" sowie Migration und populäre Musik beschreibt der Jurist Erhard Busek in seinem Beitrag. Die interessante Geschichte von "Woody Guthries "This Land Is Your Land' und die Macht der populistischen Folk Music" ist Gegenstand der Untersuchung in Marina Romanis Aufsatz "Politischer Richtungswechsel". Der Song war ursprünglich ein Widerstandslied gegen die vorherrschenden politischen Umstände der Zeit um 1940 und gilt als alternative amerikanische Nationalhymne. Mit der derzeitigen Lage russischer Künstler beschäftigt sich der russische Musikwissenschaftler Sergej Newski, wobei er von der "Aufbruchsstimmung zum Klima der Einschüchterung" und von dem in Moskau verhafteten Kreml-kritischen Regisseur Kirill Serebrennikov berichtet. "Populismus im Lied in Putins Russland", ein Aufsatz verfasst von Inna Klause, erzählt von den zahlreichen Liedern, die dem russischen Präsidenten gewidmet sind. Der Wiener Komponist und Musikwissenschaftler Dieter Kaufmann erläutert in "Musik und Populismus oder "Wie man Wünsche am Schwanz packt" die These, dass nicht die Beurteilung der Qualität entscheidet, sondern kommerzielle Vorteile und Publikumsinteresse. Das "neue exil.arte Zentrum an der Universität für Musik und darstellende Kunst" in Wien, welches sich mit der Erforschung der Geschichte 1933 bis 1938 vertriebener Komponisten auseinandersetzt, wird von Johannes Prominczel in seinem Beitrag unter dem Titel "Wenn ich komponiere, bin ich wieder in Wien" dargestellt.

Jg. 73 (2018), Heft 1: "1918. Der große Umbruch": In diesem letzten Heft der ÖMZ – die Zeitschrift wird danach eingestellt – wird dem Jahr 1918 gedacht, welches eine tiefe Zäsur in Geschichte wie auch im Musikleben darstellt. "An der Gegenwart vorbei" betrachtet die Historikerin Heidemarie Uhl das Jahr "1918 als Zäsur in Gesellschaft, Politik und Kultur". "Gedanken zum Jahr 1918 in der Musikgeschichte" macht

sich Musikwissenschaftler Wolfgang Rathert in seinem Beitrag "Simultaneität und Simulacrum". Radikales Freiheitsstreben junger Komponisten sowie das Ende der ästhetischen Tonkunst sind symbolisch für den neuen Weg. Mit den damals zahlreich entstandenen Kriegsliedern beziehungsweise vertonten vaterländischen Gedichten dieser Zeit befasst sich Germanist und Musikwissenschaftler Georg Günther, der in seinem Artikel "Expressionistisch angehauchte Lyrik zu Pferde" das "populäre österreichische Reiterlied von Hugo Zuckermann" beschreibt. "Das Ende der Theaterzensur und seine Auswirkungen auf das deutsche Kabarett der 1920-er Jahre" untersucht Judith Kemp in ihrem Aufsatz "Frei und was nun?" Musikhistorikerin Anita Mayer-Hirzberger erörtert das umstrittene "Musikfest für die ,neue Zeit' und die Diskussionen um die "Meisteraufführungen Wiener Musik' von 1920". "Schlagobers' oder die Revolution im Rückspiegel - aber welche?", dieser Frage geht Christian Glanz nach und kommt zu dem Schluss, dass dieses Ballett von Richard Strauss, 1924 uraufgeführt, die historischen Veränderungen der Nachkriegszeit vortrefflich wiedergibt. "Französische Musik aus Frankreich" und "Emanzipationstendenzen um 1918" erläutert die deutsche Musikwissenschaftlerin Inga Mai Groote in ihrem Aufsatz über die junge französische Komponistengeneration dieser Ära. Josef Focht, Direktor des Musikinstrumentenmuseums der Universität Leipzig, stellt den Leserinnen und Lesern in seinem ausführlichen Beitrag das Jahr "1918 als Wende- und Scheidepunkt der bürgerlichen Instrumentalmusik in Europa" vor. Den "schwachen Nachhall des großen Umbruchs 1918" bezeichnet Frieder Reininghaus, ÖMZ-Herausgeber, als "musikalisch verpufft", da man keine wirklich nachhaltigen Auswirkungen auf Musik und Musikleben in Österreich feststellen kann. Noch zwei Untersuchungen unter der Rubrik "Extra" seien hier angeführt: Der Soziologe und Musikwissenschaftler Fabian Schwinger betrachtet das "Werk Adalbert Stifters als Inspiration für die Musikwelt" im Beitrag "Cristallo di rocca und andere Stille Dinge". "Von wem stammt die Melodie der österreichischen Bundeshymne?" fragt der Bratschist und langjährige Mitarbeiter im Verlag Lafite Joachim Diederichs und offeriert dem interessierten Leser eine spannende Antwort.

Wiener Figaro. Mitteilungsblatt der Mozartgemeinde Wien, 75./24. Jg. (2018), Heft 3: Als "Pianist der Herzen" beschreibt der neue Generalsekretär der Mozartgemeinde Wien Dr. Roman Seeliger "Paul Badura Skoda" in seinem Beitrag unter dem Titel "Wir müssen daran glauben, was wir tun". Der Artikel entstand auf Grundlage eines telefonischen Interviews am 10. Juli 2018. Weiters wird über die Generalversammlung der Mozartgemeinde am 7. Juni 2018 berichtet, bei der ein neuer Vorstand für die Funktionsperiode 2018 bis 2022 gewählt wurde.

Nachrichten Bezirksmuseum Landstraße. Hg. vom Bezirksmuseum Landstraße, Jg. 2018, Nummer 3: "Der neue Leiter des Bezirksmuseums Landstraße Herbert Rasinger" stellt sich in diesem Heft vor. Ein interessantes Projekt des Museumsteams findet sich in der Ausstellung "Starke Frauen der Landstraße" wieder. Von der Forschungsreisenden Ida Pfeiffer (1797–1858) über die sozialdemokratische Politikerin Hertha Firnberg (1909-1994) bis zur Schauspielerin Maria Happel spannt sich der Bogen bedeutender Frauen, die entweder ihren Wohn- oder Arbeitsort im dritten Bezirk hatten oder heute noch haben. Dieter Klein und Robert Hölzl berichten über "125 Jahre Streichergasse – Das Fest", welches am Samstag, den 23. Juni des Jahres gefeiert wurde. Die Ausstellung "Kirchen und Andachtsstätten als Ortskerne der Landstraße" wird von Rudolf Zabrana in einem weiteren Beitrag präsentiert. Museumsleiter Herbert Rasinger stellt außerdem noch zwei Veranstaltungen im Herbst mit der Bozener Fotografin und Malerin Margret Wenzel-Jelinek vor: Video-Vorführungen über ihre Fotos und Fotoarbeiten zu Themen wie "Mode 1960–1989, Politik" und "Wien wertvoll".

Meidling. Blätter des Bezirksmuseums, Heft 81 (2018): "Verschwundenes Meidling Teil 1" betitelt Ludwig Varga das Thema dieses Heftes. Er richtet sein Augenmerk verstärkt auf ehemalige Fabriken und Industrieanlagen sowie auf die Geschichte öffentlicher Verkehrsmittel, Straßenbahnen und Remisen, die heute teilweise nicht mehr bestehen. Besonderes Kuriosum: In Meidling entstand zwischen 1893 und 1895 in der Niederlassung der Gusseisenfirma R. Ph. Waagner eine komplett aus Gusseisen hergestellte Kirche, die später abgebaut und in Istanbul aufgestellt wurde.

Penzinger Museumsblätter. Hg. vom Museumsverein Penzing, Heft 78 (2018): Thema dieses Heftes sind die "Sakralbauten und Gebetsräume in Penzing", die von Gerhard Deimel ausführlich beschrieben werden. Der Beitrag umfasst nicht nur die christlichen Kirchen, sondern auch islamische und buddhistische Religionsstätten.

Unser Währing. Vierteljahresschrift des Museumsvereins Währing, Jg. 53 (2018), Heft 2: "Kaiser Franz Joseph I. in Währing" ist das zentrale Thema dieses Heftes. Doris Weis gibt in ihrem Beitrag dazu einen umfassenden Überblick, war doch der Kaiser sehr oft bei Eröffnungen und verschiedenen Festivitäten zu Besuch im Bezirk. Heft 3: In diesem Jahr konnten in Währing zwei Jubiläen gefeiert werden: "140 Jahre Kirchweihe St. Severin in der Kreuzgasse am 20. Oktober 2018" sowie der "200. Geburtstag von Ignaz Semmelweis", dem "Retter der Mütter". Diesen beiden Ereignissen sind zwei Beiträge von Museumsleiterin Doris Weis gewidmet. Die Geschichte der "Ignaz-Semmelweis-Frauenklinik" wird in einem weiteren Artikel dargestellt.

Döblinger Museumsblätter. Hg. vom Museumsverein Döbling. Jg. 54 (2018), Nr. 208/209: Die Meteorologin Kathrin Baumann-Stanzer und die Historikerin Christa Hammerl erstellten für dieses Heft einen umfangreichen Aufsatz zum Thema "Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik, Hohe Warte 38", in dem Geschichte, Entwicklung und Gegenwart der ZAMG in ausführlicher Weise dargestellt werden.

## Bücherschau

#### Michael Mesch

Chris Wickham

Das Mittelalter: Europa von 500 bis 1500 Stuttgart: Klett-Cotta 2018, 550 Seiten ISBN 978-3-608-96208-6, € 35,00

Chris Wickham ist Professor für mittelalterliche Geschichte in Oxford und zählt seit langer Zeit zu den renommiertesten Mediävisten. Weltweit bekannt wurde er vor allem mit seinen Arbeiten zum Frühen Mittelalter, zuletzt unter anderem mit Framing the Early Middle Ages (2005) und insbesondere The Inheritance of Rome (2009).

Der vorliegende Band bietet keine lehrbuchmäßige Darstellung des Mittelalters, keine detaillierten Ereignisgeschichten der europäischen Länder, sondern eine Interpretation des Mittelalters, insbesondere des Wandels zwischen 500 und 1500. Wickham konzentriert sich auf die Momente des Wandels und auf die politischen und sozioökonomischen Strukturen sowie deren Veränderungen, welche für die tiefgreifenden Wandlungen in diesem Jahrtausend von zentraler Bedeutung waren. Im Mittelpunkt des Narrativs stehen die Konzepte und Strukturen öffentlicher Machtausübung sowie die den Herrschern zur Verfügung stehenden materiellen Ressourcen und die unterschiedlichen Methoden deren Aufbringung.

Grundlegend ist die Einsicht, dass in Gesellschaften, die auf landwirtschaftlichen Erträgen beruhten, sich die politischen Gemeinwesen in ihrem Zusammenhalt und in ihrem Erfolg auf die Kontrolle von Grund und Boden stützten, politische Macht und Reichtum auf der Ausbeutung der bäuerlichen Mehrheit beruhten. Der Anteil der bäuerlichen Bevölkerung belief sich im Frühmittelalter auf mehr als vier Fünftel und in späteren Jahrhunderten nicht viel weniger. Der Löwenanteil des Erwirtschafteten entfiel somit auf die Produkte von Ackerbau, Viehzucht, Forstwirtschaft und Fischerei.

Der nutzbare Boden befand sich überwiegend in den Händen von Landbesitzern – Königen und Fürsten, Adeligen, Kirchenmännern, Klöstern und Orden –, die davon lebten und ihren Reichtum dem Umstand verdankten, dass sie von den Bauern Pacht und andere Leistungen einziehen konnten – nötigenfalls unter Androhung oder Anwendung von Gewalt.

Das Kräftespiel zwischen Grundherren und Bauern lag nicht nur der gesamten mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte zugrunde, sondern war auch die Grundlage der sozialen Schichtung und deren Rigidität. Auch jener gesellschaftliche Wandel, der als wirtschaftliche "Entwicklung" bezeichnet wird, das heißt die zunehmende Zahl und Reichweite von Märkten, das Wachstum der Städte, der Anstieg handwerklicher Produktion für lange Zeit überwiegend aus den Grundbesitzerschichten stammende Käufer, war abhängig von der ungleichen Beziehung zwischen Grundherren und Bauern, von dem Mehrwert, den die

Bauern in Form von Pachtzins und anderem abzugeben hatten.

Herrscher des Mittelalters hatten im Vergleich zu neuzeitlichen Staaten schmale Aufgabenbereiche hinsichtlich der Bereitstellung von öffentlichen Gütern: Ihre zwei Hauptfunktionen bestanden erstens in der Organisation von Recht einschließlich der Aufrechterhaltung von Frieden und Sicherheit im Inneren und zweitens der Organisation von Kriegsführung.

Auf welche Weise wurden diese öffentlichen Aufgaben finanziert und bereitgestellt? Das Römische Reich hatte hohe Steuern auf Landbesitz erhoben, um die Soldaten des sehr umfangreichen stehenden Heeres zu bezahlen und die komplexe bürokratische Struktur, mithilfe dessen das Reich regiert wurde, zu finanzieren. Das Verschwinden dieses Steuersystems im Westen im Unterschied zum Oströmischen Reich - war der Hauptgrund für die relative Schwäche der frühmittelalterlichen Nachfolgereiche. Erst im späteren Mittelalter wurden in Westeuropa wieder Systeme der Besteuerung aufgebaut, welche allerdings weniger ergiebig und weniger effizient waren. Und die betreffenden Herrscher mussten die Zustimmung jener Adeligen und Stadtbewohner einholen, welche die Söldner bezahlten sollten (um diese Traglast anschließend auf die Bauern abzuwälzen). Die Steuereinnahmen dienten dann auch der Finanzierung der ab dem 13. Jahrhundert zunehmend ausdifferenzierten Verwaltungsstrukturen.

In den meisten Reichen Europas erfolgte die Aufstellung von Truppen bis zum 12. Jahrhundert überwiegend auf der Grundlage des Abtauschs von Land gegen militärische und politische Loyalität im Rahmen der persönlichen Beziehung zwischen Herrschern und Vasallen.

Die Gemeinwesen und Reiche, die auf dieser Grundlage beruhten, hatten, wie Marc Bloch herausarbeitete, die Tendenz, dezentrale politische Strukturen hervorzubringen. Unumstritten ist, dass Steuern einziehende Reiche grundsätzlich stabiler und leistungsfähiger (Heer, Verwaltung) waren als diejenigen, die sich auf die Landpolitik stützen mussten.

Den zehn wichtigsten Momenten des Wandels im Jahrtausend zwischen 500 und 1500 widmet Wickham jeweils ein Kapitel.

Das Kapitel 2 befasst sich mit dem Untergang des Weströmischen Reichs und der Entwick-

lung der nachfolgenden Reiche (500–750). Diese übernahmen die materielle Infrastruktur, soziopolitische Institutionen sowie kulturelle Vorstellungen, Praktiken und Muster aus dem Römischen Reich, welche die betreffenden politischen Systeme wesentlich mitbestimmten.

Kennzeichnend für die nachrömischen Königreiche im Westen waren vor allem:

- die Bindung an stadtaffine Gesellschaften dort, wo Städte überlebten;
- o stark zentralisierte Königsherrschaften;
- o das Christentum und sein Bischofsnetzwerk;
- eine Kultur der Öffentlichkeit und eine umfassende Vorstellung politischer Legitimität;
- o Versammlungspolitik: In den Nachfolgereichen gesellte sich zum römischen Konzept des publicum (das heißt des öffentlichen Sektors) das germanische Konzept der öffentlichen Versammlungen. Diese hatten wesentlichen Anteil an der Legitimierung königlicher Macht, königlichen Handelns und gerichtlicher Entscheidungen.

Gemeinsam war den nachrömischen Königreichen aber auch:

- o die Auflösung des Steuersystems: Die ökonomische Basis politischen Handelns verschob sich rasch von der Besteuerung zum Grundbesitz anders als im Oströmischen Reich (siehe Kapitel 3 und 9).
- ein weniger komplexes Wirtschaftssystem, vor allem infolge des weitgehenden Zusammenbruchs überregionalen Handels.
- weniger wohlhabende Könige und eine weniger wohlhabende Aristokratie.
- das Einsetzen von Landpolitik: Könige vergaben Land und erhielten im Gegenzug Kriegsdienste und politische Loyalität.
- o eine unabhängigere Bauernschaft.

Die Kultur der Öffentlichkeit und die Vorstellungswelt öffentlicher Macht, welche die Franken von den Römern übernommen und um die Praxis öffentlicher Versammlungen ergänzt hatten, lebten unter den Karolingern und in der Folge unter den Ottonen fort (Kapitel 4: 750–1000). Unter Karl dem Großen und einigen anderen starken Herrschern des Karolingerreichs arbeiteten König, Adelige und Kleriker eng zusammen, um eine moralisch fundierte politische Reform voranzutreiben.

Alles in allem waren die Herrschaftsfunktionen im Frankenreich straffer organisiert als in allen anderen europäischen Reichen jener Zeit, mit Ausnahme jener (Byzanz, arabische Emirate in Andalusien), die über eine Steuerbasis und ein komplexes Verwaltungssystem verfügten.

Im Kapitel 5 beschäftigt sich Wickham mit der Ausdehnung des Christentums in Nord- und Osteuropa zwischen 500 und 1100. Gemeinsam waren den Gesellschaften dieser Regionen im Frühmittelalter eine geringe oder sehr geringe Komplexität der Wirtschaft, politische Gemeinwesen, die lange Zeit klein und instabil waren, eine vergleichsweise schwache Führungsschicht, Versammlungspolitik als Wesensmerkmal der politischen Gemeinwesen und eine relativ unabhängige Bauernschaft.

Mit dem Christentum kamen die Strukturen der West- beziehungsweise Ostkirche nach Nord- und Osteuropa. Die Christianisierung war auch ein Mittel für Könige, in gewissem Umfang Herrschaftstechniken aus dem Frankenreich beziehungsweise Byzanz zu übernehmen.

Als Folge der Christianisierung, der Einbindung des Nordens und Ostens in die kirchlichen Strukturen und der Zentralisierung der geistlichen und weltlichen Autorität in der römischen Kirche gab es ab dem 12. Jahrhundert eine einzige kirchliche Hierarchie, die (fast) die gesamte westliche Hälfte Europas umfasste.

In einem Großteil des westlichen Europa erfolgte zwischen ungefähr 950 und 1150 im Zuge der sogenannten "feudalen Revolution" eine markante Dezentralisierung politischer Macht zugunsten von Grafschaften, adeligen Herrschaften, Städten und ländlichen Gemeinwesen (Kapitel 6).

Die Zersplitterung der politischen Macht in den nicht durch Steuern gestützten Reichen im Westen war das Ergebnis von zwei separaten Prozessen: einerseits der Schwächung der öffentlichen Welt der Könige und Versammlungen, andererseits der Herausbildung dezentraler Herrschaften und Gemeinwesen. Beide Prozesse waren mögliche, aber nicht immer und überall auftretende Folgen der Landpolitik und beeinflussten einander gegenseitig. Schwache Herrscher oder Bürgerkriege begünstigten das Aufkommen dezentraler Machtzentren.

Die Bauern waren oft über die (immer häufiger in Geld geleistete) Pacht hinaus den nicht selten drückenden, willkürlichen Forderungen der Grundherren nach Arbeitseinsätzen, zu-

sätzlichen Geldzahlungen etc. ausgeliefert. Teile der Bauernschaft, die all dem ausgesetzt waren, befanden sich in solcher Abhängigkeit, dass sie als "Sklaven" (frz. serf) bezeichnet wurden beziehungsweise im Deutschen als Leibeigene.

Zwischen 950 und 1300 verdreifachte sich die Bevölkerung Europas etwa (Kapitel 7), von rund 28 Millionen auf circa 80 Millionen (Weigl 2012, S. 44). Die landwirtschaftliche Produktion hielt nicht nur Schritt, sodass sich langfristig die Nahrungsmittelversorgung und die Wohn- und Lebensbedingungen der bäuerlichen Bevölkerungsmehrheit geringfügig, aber doch merklich verbesserten. Gleichzeitig expandierten Handel und gewerbliche Produktion signifikant, und der Anteil städtischer Bevölkerung stieg. "Nach mittelalterlichen Maßstäben war das ein Wirtschaftsaufschwung." (S. 191)

Die Bauern reagierten auf die steigende Bevölkerung mit Rodungen und Trockenlegungen, intensiverer und effektiverer Bewirtschaftung des Landes (unter anderem Dreifelderwirtschaft in Nordwesteuropa; Einführung neuer Ernten; raffinierte Bewässerungsmethoden in Südeuropa; verbesserte Tierhaltung; wirkungsvollere Pflüge) und zunehmende Spezialisierung (zwischen Weide- und Ackerbauregionen, zwischen Getreideund Weinanbau etc.). Ganze Regionen spezialisierten sich auf den Export von Nahrungsmitteln.

Die Verwendung von Münzen wurde gebräuchlicher, als Bauern Märkte nutzen mussten, um ihre Pacht in Geld bezahlen zu können. Das Wachstum städtischer Ökonomien beruhte einerseits auf der Herstellung einfacher Handwerksprodukte für den Absatz im mehr oder weniger weiten Umland, andererseits auf der Produktion von Luxusgütern für den interregionalen europäischen Handel und dem Fernhandel selbst, insbesondere mit jenem in den beiden großen maritimen Seehandelsnetzen, Mittelmeer beziehungsweise Nord- und Ostsee, sowie jenem zwischen Flandern und Italien, der die beiden Netzwerke verband.

Alles in allem war die europäische Wirtschaft Ende des 13. Jahrhunderts viel komplexer als 300 Jahre zuvor. Allerdings zeigten sich im frühen 14. Jahrhundert in einigen Regionen auch Anzeichen, dass die Bevölkerungsdichte eine kritische Obergrenze erreichte.

Im achten Kapitel behandelt Wickham die erneute Stärkung zentraler politischer Macht,

also die Fortschritte in der Reichsbildung, im 12. und 13. Jahrhundert. Die Herrschaft der Könige stand nun jedoch – anders als im Frühmittelalter – in einem ständigen Spannungsverhältnis zu den dezentralen Herrschaften, den Grafschaften, den adeligen Grundherrschaften, den Städten und Landgemeinden sowie den Diözesen. Die spektakulärsten Fortschritte in der Reichsbildung erzielte Frankreich.

Könige verfügten über eigene, ausgedehnte Ländereien, und während des Großteils des Mittelalters bildeten die Erträge dieser Ländereien – abgesehen von wenigen Ausnahmen – die materielle Basis königlicher Macht. Das änderte sich nun nach und nach. Mit dem langsamen, aber doch merklichen wirtschaftlichen Aufschwung in vielen Regionen des westlichen Europa und der fortschreitenden Verbreitung von Geld eröffnete sich den betreffenden Herrschern die Möglichkeit der Besteuerung, vor allem zur Kriegsfinanzierung, aber auch zur Errichtung beziehungsweise zum Ausbau der Verwaltung des Reichs.

Die allmähliche Stärkung des Steuerwesens bildete die Voraussetzung für die Finanzierung der kostspieligen, weil zunehmend mit Söldnern geführten Kriege des 13. Jahrhunderts. Zudem erlaubten die Steuereinnahmen den Königen die Schaffung von umfangreicheren, stärker ausdifferenzierten und effektiveren Verwaltungsapparaten. Die Praxis der Regierung änderte sich durch den Einsatz bezahlter, professioneller Beamter mit spezifischer Ausbildung und spezialisiertem Fachwissen grundlegend.

Themen des elften Kapitels sind die Fortsetzung des langfristigen Aufschwungs der europäischen Wirtschaft nach der Katastrophe des "Schwarzen Tods" (1346–1355) und die Fortschritte in der Reichsbildung zwischen 1350 und 1500.

Der Verlust von einem Drittel bis einer Hälfte der Bevölkerung hatte selbstverständlich kurzfristig in vielen europäischen Regionen gravierende Einbrüche von Gesamtproduktion und Pro-Kopf-Einkommen zur Folge. Wickham betont aber in Übereinstimmung mit zahlreichen neueren wirtschaftshistorischen Forschungsergebnissen, dass es keine langfristige Wirtschaftsdepression gab.

Ausschlaggebend für den deutlichen Anstieg der Pro-Kopf-Einkommen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, vor allem in Nord- und Mittelitalien, in den Niederlanden und in England (Fouquet, Broadberry 2015, S. 230), war, dass pro Kopf mehr Land und Kapital zur Verfügung standen. Arbeit war knapp geworden, was vielen Lohnarbeitern höhere Reallöhne brachte.

Komplexität gewerblicher Produktion nahm im späten 14. Jahrhundert und im 15. Jahrhundert weiter zu, und der Trend zu ökonomischer Integration setzte sich in ganz Europa fort. Das Zentrum der niederländischen Produktionswirtschaft verschob sich von Flandern nach Antwerpen und Holland, wenngleich sich der städtische Wohlstand Flanderns bis zum Ende des Mittelalters hielt. Die Hansestädte erreichten ihren wirtschaftlichen Zenit im 14. und frühen 15. Jahrhundert. England verlegte sich von Wollexporten auf die Herstellung und den Export von Wollstoffen. Die süddeutschen Städte begannen ihren Aufstieg in der Tuch- und Metallherstellung sowie im Bankwesen. Venedig und Genua kontrollierten den mediterranen Luxuswarenfernhandel. Die gewerbliche Produktion florierte weiterhin in Nord- und Mittelitalien, wo auch neue Zentren entstanden, ebenso wie in Neapel und Sizilien.

Von der Knappheit der Arbeitskräfte nach der Pestwelle Mitte des 14. Jahrhunderts profitierten auch die Bauern. Sie hatten mehr Land zur Verfügung und konnten tendenziell bessere Bedingungen mit den Grundherren aushandeln. Nach 1350 verschwand denn auch die Leibeigenschaft aus dem westlichen Europa.

Die Reichsbildung setzte sich im 14. und 15. Jahrhundert fort und intensivierte sich auf der Basis des langfristigen wirtschaftlichen Aufschwungs und zunehmender Steuereinhebung. Das Spätmittelalter war also, fasst Wickham zusammen, nicht ein Zeitalter einer systemischen Krise der politischen Macht, wie frühere Historiker gemeint hatten. "Das Gegenteil trifft eher zu: In dieser Periode gewannen politische Systeme stetig an territorialem Zusammenhalt und fiskalischer Stärke." (S. 331)

Mit erhöhtem Bedarf an Steuermitteln für komplexer gewordene öffentliche Aufgaben ging eine steigende Bedeutung von Ständeversammlungen einher, deren Zustimmung einzuholen war. Die große Bevölkerungsmehrheit der Bauern allerdings blieb von der Beteiligung an politischen Entscheidungsprozessen ausgeschlossen, selbst wenn sich diese Entscheidungen besonders auf sie auswirkten (Steuern, Kriegsdienste).

In einer Umgebung, wo es notwendig war, Besteuerung zuzustimmen, entstand politische Öffentlichkeit. Aus der größeren Handlungsfähigkeit dezentraler Gemeinwesen und aller Schichten der Bevölkerung sowie politischer Öffentlichkeit resultierten breiteres politisches Engagement und häufig auch organisierter Widerstand gegen Übergriffe.

Wickham bietet präzise und klar formulierte Analysen des Wandels in den wichtigsten Regionen, die auf eigenen Arbeiten und der Kenntnis der einschlägigen Literatur beruhen, sowie eine prägnante und nuancenreiche Interpretation dieser Veränderungen im mittelalterlichen Europa. Die besondere Expertise des Autors über das Frühmittelalter und generell über die Entwicklungen in Süd- und Westeuropa kommt deutlich zum Ausdruck. Was manche Spezialisten beklagt haben, nämlich die starken Verallgemeinerungen im Dienste einer kurzen, verständlichen Überblicksdarstellung und prägnanten Interpretation, kommt der nichtspezialisierten Leserschaft zugute.

Vereinsnachrichten 391

## Vereinsnachrichten

# Einladung zur Vollversammlung 2019

Der Vorstand des Vereins für Geschichte der Stadt Wien lädt gemäß § 12 der geltenden Satzungen alle Mitglieder des Vereins ein zur

## Vollversammlung des Vereins für Geschichte der Stadt Wien

am Donnerstag, 21. März 2019, um 18:00 Uhr (pünktlich),

im Wappensaal des Wiener Rathauses,

Zugang über Lichtenfelsgasse 2, Feststiege II bzw. Stiege 8 (Lift), 1. Stock.

Auf der Tagesordnung stehen die Genehmigung der Tagesordnung und des Protokolls der letzten Vollversammlung, das Gedenken an die 2018 verstorbenen Mitglieder, die Berichte des Generalsekretärs, des Kassenverwalters und der Rechnungsprüfer, die Festsetzung der Mitgliedsbeiträge für 2020, Anträge an die Vollversammlung, die Ehrung langjähriger Mitglieder sowie Allfälliges.

Anträge der Mitglieder an die Vollversammlung sind mindestens vierzehn Tage vor der Vollversammlung beim Vorstand schriftlich einzubringen.

Im Anschluss präsentiert

a.o. Univ.-Prof. SR Dr. Peter Csendes

den von ihm bearbeiteten Band:

Regesten der Urkunden aus dem Archiv des Wiener Bürgerspitals 1257–1400 (Quellen zur Geschichte der Stadt Wien, II. Abteilung, 6. Band)

Im anschließenden Festvortrag (ca. 19 Uhr) spricht

Dr. Monika Sommer-Sieghart (Haus der Geschichte Österreich) zum Thema: "Warum braucht Österreich ein Haus der Geschichte?"

Wir bitten um zahlreichen Besuch, zur Buchpräsentation und zum Festvortrag sind Gäste herzlich willkommen.

## **Nachruf**

### Iris Meder (1965-2018)

Am 5. November 2018 ist unser ehemaliges Vorstandsmitglied Iris Meder nach langer schwerer Krankheit verstorben. Meder wurde am 3. November 2008 in den Vorstand kooptiert und am 17. März 2010 durch die Vollversammlung in den Vorstand gewählt, dem sie bis 12. März 2014 angehörte. Sie erwarb sich bei der Erforschung der Hintergründe der "Zweiten Wiener Moderne" besondere wissenschaftliche Verdienste. Meder verfasste Arbeiten zu Erich Boltenstern, Josef Frank, Oskar Strnad, zu jüdischen Fotografinnen und zu mitteleuropäischen Netzwerken in der Architektur. Ein besonderes Anliegen waren ihr auch bauliche Phänomene im sozioökonomischen Kontext des Wechselspiels von AuftraggeberInnen und -nehmerInnen. Mit ihrem innovativen Zugang zur Erforschung der "Wiener Moderne" hat sie einen wichtigen Beitrag zur Wiener Stadtgeschichte geliefert.

# Informationen und Veranstaltungen

# Veranstaltungen unseres Vereins

Mittwoch, 16. Jänner 2019, 16:00 Uhr

Museumsleiterin Prof. in Dr. in Vladimira Bousska (Bezirksmuseum Meidling)

Führung durch die Dauerausstellung des Bezirksmuseums Meidling

Ort: Bezirksmuseum Meidling, Wien 12, Längenfeldgasse 13–15

(U4, U6 – Längenfeldgasse; 12A – Längenfeldgasse; 59A – Hans-Mandl-Berufsschule [Längenfeldgasse]; 63A – Hans-Mandl-Berufsschule [Längenfeldgasse])

Beschränkte TeilnehmerInnenzahl (max. 25 Personen)! Voranmeldung bis spätestens 11. Jänner 2019 unter der Telefonnummer 0670 602 98 98 oder per E-Mail an

[post@geschichte-wien.at]. Für Mitglieder des Vereins für Geschichte der Stadt Wien ist der Eintritt und die Führung frei!

Donnerstag, 24. Jänner 2019, 15.00 Uhr

Anton Holzer (Wien Museum)

Kuratorenführung durch die Ausstellung: Die erkämpfte Republik

Ort: Wien Museum (1040 Wien, Karlsplatz)

Beschränkte TeilnehmerInnenzahl (max. 25 Personen)! Voranmeldungen bis spätestens 21. Jänner 2019 unter der Telefonnummer 0670 602 98 98 oder per E-Mail an

[post@geschichte-wien.at]. Für Mitglieder des Vereins für Geschichte der Stadt Wien sind der Eintritt und die Führung frei!

Donnerstag, 5. Februar 2019, 16.00 Uhr

Katharina Prager (Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte und Theorie der Biographie) Kuratorinnenführung durch die Ausstellung: »Geist versus Zeitgeist« Karl Kraus in der Ersten Republik

Ort: Wienbibliothek im Rathaus, Ausstellungskabinett (Wiener Rathaus; Eingang Felderstraße) Beschränkte TeilnehmerInnenzahl (max. 20 Personen)! Voranmeldungen bis spätestens 31. Jänner 2019 unter der Telefonnummer 0670 602 98 98 oder per E-Mail an [post@geschichte-wien.at]. Eintritt und Führung sind frei!

Donnerstag, 21. Februar 2019, 16.30 Uhr

Mag.<sup>a</sup> Shoshana Duizend-Jensen (Wiener Stadt- und Landesarchiv)

Vortrag und Führung durch die Ausstellung: Geplündert, verbrannt, geräumt, demoliert. Verschwundene Zentren jüdischen Lebens in Wien

Ort: Vortragssaal des Wiener Stadt- und Landesarchivs im Gasometer D, 4. Archivgeschoß (1110 Wien, Guglgasse 14; U3-Station "Gasometer", Zugang über Gasometer A und die Mall).

Beschränkte TeilnehmerInnenzahl (max. 25 Personen)! Voranmeldungen bis spätestens 18. Februar 2019 unter der Telefonnummer 0670 602 98 98 oder per E-Mail an [post@geschichte-wien.at]. Eintritt und Führung sind frei!

Donnerstag, 21. März 2019, 18.00 Uhr

Vollversammlung, Buchpräsentation und Festvortrag des Vereins für Geschichte der Stadt Wien (Informationen entnehmen Sie der Einladung zur Vollversammlung im selben Heft) Ort: Wappensaal des Wiener Rathauses,

Zugang über Lichtenfelsgasse 2, Feststiege II bzw. Stiege 8 (Lift), 1. Stock.

Mittwoch bis Freitag, 27.-29. März 2019

**Tagung**: Die Osmanen vor Wien. Der Meldeman-Plan von 1529/1530: Sensation, Propaganda und Stadtbild (Informationen entnehmen Sie bitte der nachstehenden Einladung)

Orte: 27. März 2019: Wien Museum (1040 Wien, Karlsplatz) / 28./29. März 2019: Vortragssaal des Wiener Stadt- und Landesarchivs im Gasometer D, 4. Archivgeschoß (1110 Wien, Guglgasse 14; U3-Station "Gasometer", Zugang über Gasometer A und die Mall).

Mittwoch, 10. April 2019, 15:00 Uhr

Christian Herrlich (Dompfarre St. Stephan)

Führung "Gothische Passionsdarstellungen im Stephansdom"

Ort: Stephansdom (1010 Wien, Stephansplatz)

Beschränkte TeilnehmerInnenzahl (max. 20 Personen)! Voranmeldungen bis spätestens 5. April 2019 unter der Telefonnummer 0670 602 98 98 oder per E-Mail an [post@geschichte-wien.at]. Eintritt und die Führung sind frei!

Donnerstag, 16. Mai 2019, 16:00 Uhr

Museumsleiterin Maria Ettl (Bezirksmuseum Josefstadt)

Führung durch die Dauerausstellung des Bezirksmuseums Josefstadt

Ort: Bezirksmuseum Josefstadt (1080 Wien, Schmidgasse 18)

Beschränkte TeilnehmerInnenzahl (max. 20 Personen)! Voranmeldung bis spätestens 13. Mai 2019 unter der Telelefonnummer 0670 602 98 98 oder per E-Mail an [post@geschichte-wien.at]. Für Mitglieder des Vereins für Geschichte der Stadt Wien ist der Eintritt und Führung frei!

Donnerstag, 13. Juni 2019, 17:00 Uhr

Dr.in Inge Podbrecky (Bundesdenkmalamt, Abteilung für Wien)

Vortrag: Architektur des Austrofschismus

Ort: Vortragssaal des Wiener Stadt- und Landesarchivs im Gasometer D, 4. Archivgeschoß (1110 Wien, Guglgasse 14; U3-Station "Gasometer", Zugang über Gasometer A und die Mall).

## Das aktuelle Veranstaltungsprogramm finden Sie auch unter:

http://www.geschichte-wien.at/

http://www.geschichte-wien.at/veranstaltungen/

Bei den Veranstaltungen mit beschränkter TeilnehmerInnenzahl ersuchen wir bei Verhinderung unter der Telefonnummer 0670 602 98 98 oder per E-Mail an [post@geschichte-wien.at] abzusagen (auch noch am selben Tag), um Personen auf der Warteliste die Gelegenheit zur Teilnahme zu ermöglichen.

Wir freuen uns über Ihren Besuch. Gäste sind bei den Vorträgen herzlich willkommen.

Bitte beachten Sie unsere neue Telefonnummer: 0670 602 98 98

# **Tagung**

Vom 27. bis 29. März 2019 veranstaltet der Verein für Geschichte der Stadt Wien gemeinsam mit dem Wien Museum, dem Institut für Österreichische Geschichtsforschung und dem Wiener Stadt- und Landesarchiv die Tagung

## Die Osmanen vor Wien. Der Meldeman-Plan von 1529/1530: Sensation, Propaganda und Stadtbild

### Tagungsprogramm

Mittwoch, 27. März 2019, 19:00 Uhr

Ort: Wien Museum (1040 Wien, Karlsplatz)

Christoph K. Neumann (Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für den Nahen und Mittleren Osten, Fachbereich Turkologie): Wie wichtig war Wien? Versuch einer Einordnung der Belagerung von 1529 in die osmanische Geschichte

Im Anschluss stellt **Walter Öhlinger** (Wien Museum) das kolorierte Original des Rundplanes des Niclas Meldeman von 1529/30 vor.

#### Donnerstag, 28. März 2019

Ort: Vortragssaal des Wiener Stadt- und Landesarchivs im Gasometer D, 4. Archivgeschoß (1110 Wien, Guglgasse 14; U3-Station "Gasometer", Zugang über Gasometer A und die Mall).

Sektion 1: Der Meldeman-Plan von 1530 zur Quellenkunde und Überlieferungsgeschichte einer Zimelie des Wienmuseums (Teil I)

Moderation: N.N.

9:00-9:30 Uhr

Ursula Timann (Universität Trier, Lehrstuhl Kunstgeschichte): Hans Sebald Beham (1500–1550) – der geheimnisvolle Schöpfer des Planes?

9:30-10:00 Uhr

Martin Scheutz (Universität Wien, Institut für Österreichische Geschichtsforschung): Der Meldemanplan als "Zeytung". Die kommunikative Strategie des Planes in seinen textlichen Mitteilungen

10:00-10:30 Uhr

Diskussion der Vorträge Timann und Scheutz

10:30-11:00 Uhr

Kaffeepause

Sektion 1: Der Meldeman-Plan von 1530 zur Quellenkunde und Überlieferungsgeschichte einer Zimelie des Wienmuseums (Teil II)

Moderation: N.N.

11:00-11:30 Uhr

Ferdinand Opll (Perchtoldsdorf): Am Schnittpunkt vielfältiger künstlerischer wie kartographischer Traditionen. Die Meldemansche Rundansicht

11:30-12:00 Uhr

Martina Stercken (Universität Zürich, Historisches Seminar): Raumdarstellung in Kreisgestalt. Beobachtungen zur Kartographie um 1500

12:00-12:30 Uhr

Diskussion der Beiträge Opll und Stercken

12:30-14:30 Uhr

Mittagspause

#### Sektion 2: Der Meldemann-Plan: ein Nürnberger Produkt

Moderation: N.N.

14:30-15:00 Uhr

Antonia Landois (Stadtarchiv Nürnberg): Niclas Meldeman – ein Vertreter der Nürnberger graphischen Kunstproduktion im frühen 16. Jahrhundert und sein berufliches Umfeld

15:00-15:30 Uhr

Wojciech Iwańczak (Jan-Kochanowski-Universität Kielce, Historisches Institut): Nürnberg als europäisches Zentrum der Kartographie und der Geographie um 1500

15:30-16:00 Uhr

Petra Svatek (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Sammlung Woldan): Wiener Kartographie im 15. und 16. Jahrhundert

16:00-16:30 Uhr

Diskussion der Vorträge Diefenbacher, Iwańczak und Svatek

17:00-18:00 Uhr

Johannes Feichtinger / Johann Heiss (beide Österreichische Akademie der Wissenschaften): Die Osmanen in der Wiener Erinnerungskultur

#### Freitag, 29. März 2019

Ort: Vortragssaal des Wiener Stadt- und Landesarchivs im Gasometer D, 4. Archivgeschoß (1110 Wien, Guglgasse 14; U3-Station "Gasometer", Zugang über Gasometer A und die Mall).

# Sektion 3: Die Osmanen und die Residenzstadt Wien

Moderation: N.N.

8:30-9:00 Uhr

Karl Fischer (Tullnerbach): Der Meldeman-Plan im Rahmen der zeitgenössischen Darstellungen der bedrohten Stadt

9:00-9:30 Uhr

Yigit Topkaya (Muttenz/Schweiz): Bilder des Grauens in Meldemans Rundplan

9:30-10:00 Uhr

Diskussion der Vorträge Fischer und Topkaya

*10:00–10:30 Uhr* Kaffeepause

Sektion 4: Der Meldeman – die "Verzeichnung" der Stadt und Möglichkeiten der Auswertung

Moderation: Sándor Békési

10:30-11:00 Uhr

Heike Krause (Wien Museum, Stadtarchäologie Wien): Realität versus Fiktion – Die Befestigungen von Stadt und Vorstädten im Meldeman-Plan

11:00-11:30 Uhr

Inge Podbrecky (Österreichisches Bundesdenkmalamt, Abteilung Wien): "Permanenzen" in der Stadt. Die Bauten des Meldeman-Plans

11:30-12:00 Uhr

Christoph Sonnlechner (Wiener Stadt- und Landesarchiv): Taugt der Meldeman-Plan als Quelle für die Umweltgeschichte? Eine Quellenkritik

12:00-12:30 Uhr

Diskussion der Vorträge Krause, Podbrecky und Sonnlechner

12:30-13:00 Uhr

Peter Barber (London): Resümee der Tagung

### Trägerschaft:

Verein für Geschichte der Stadt Wien

Wien Museum

Institut für Österreichische Geschichtsforschung

Wiener Stadt- und Landesarchiv

### Wissenschaftliche Konzeption:

Ferdinand Opll - Martin Scheutz

# Wien Archäologisch



Doris Schön / Günther Buchinger / Ingrid Mader / Johannes Ramharter / Werner Chmelar / Markus Jeitler

# Kanonen und Kunst. Das Gusshaus auf der Wieden

Wien Archäologisch 14 (Wien 2018) 22 x 14 cm. Broschur 152 Seiten mit zahlreichen Abbildungen EUR 21,90 ISBN 978-3-85161-186-1

Im Juni 1763 wurde der Grundstein für das k. k. Gußhaus auf der Wieden gelegt. Der U-förmige, eingeschoßige Bau war 1770 vollendet und beherbergte Arbeitsplätze für Schmiede, Schlosser, Tischler, Zimmerleute, Wagner und Drechsler. Die Ofenanlage für den Guss der Kanonen befand sich im Hof. Dies änderte sich durch einen ab 1823 erfolgenden Umbau, im Zuge dessen zwei unterschiedlich konstruierte Reverberieröfen im Inneren der Werkshalle im Osttrakt errichtet wurden.

Mitte des 19. Jahrhunderts verlor das Gusshaus durch den Bau des am Stadtrand gelegenen Arsenals an Bedeutung. Schließlich wurde die Produktion von Kanonen eingestellt und die Betriebsstätte an die k. k. Kunsterzgießerei übergeben. Hier entstanden die bedeutendsten Werke des Bildhauers Anton Dominik Fernkorn und eine beträchtliche Anzahl der Denkmäler an der Wiener Ringstraße. 1897 übernahm Arthur Krupp die Kunsterzgießerei. In der Folge kam es zu einem neuerlichen Umbau des Gusshauses, dennoch wurde der Betrieb 1908 nach Berndorf verlegt. Auf dem Areal des ehemaligen Gusshauses siedelte sich die Technische Universität Wien an.

Heute sind Teile der historischen Bausubstanz des Gusshauses in den Neubau für das Zentrum für Mikro- und Nanostrukturen der Technischen Universität Wien integriert. Doch bevor dies geschehen konnte, kamen Bauforschung und Archäologie ins Spiel.

Der 14. Band der Serie Wien Archäologisch vereint die Ergebnisse der Ausgrabung der Stadtarchäologie Wien mit den von der Firma Denkmalforscher durchgeführten bauhistorischen Untersuchungen. Ein Kapitel zur Entwicklung des Kanonengusses und den Ziegelfunden runden den Band ab.



Phoibos Verlag, Anzengrubergasse 16/9, 1050 Wien, Austria Tel.: +43 (0)1 / 544 03 191, Fax: +43 (0)1 / 544 03 199 E-Mail: office@phoibos.at; http://www.phoibos.at



www.geschichte-wien.at

ISSN 0043-5317 GZ 02Z032782 M

P.b.b. Verlagspostamt 1080 Wien



Web: www.geschichte-wien.at Email: post@geschichte-wien.at Wiener Stadt- und Landesarchiv 1110 Wien, Gasometer D, Guglgasse 14 Postanschrift: Rathaus, A-1082 Wien Telefon (01) 4000 84815 (Durchwahl)